A 680,869

THE UNIVERSITY OF MICHIGAN · LIBRARIES ·
THE UNIVERSITY OF MICHIGAN
SCIENTIA · VERITAS
1817

Digitized by Google

Ludwig Achim's von Arnim

ſämmtliche Werke.

Herausgegeben

von

Wilhelm Grimm.

Dritter Band.

Berlin,
bei Veit & Comp.
1840.

Die Kronenwächter

von

Ludwig Achim von Arnim.

Herausgegeben

von

Wilhelm Grimm.

Erſter Band.

Berlin,

bei Veit & Comp.

1840.

PT
1809
.A1
1839
v.3

Digitized by Google

Berthold's
erſtes und zweites Leben.

Digitized by Google

Einleitung.

Dichtung und Geſchichte.

Wieder ein Tag vorüber in der Einſamkeit der Dichtung! Die Glocke läutet Feierabend, und die Pflüger ziehen heim mit dem Geſpann, führen und tragen behaglich die Kinder die ihnen entgegen gegangen, und freuen ſich ihrer Mühe in der Ruhe. Der Pflug ruht nicht verlaſſen auf der letzten Erdſcholle die er überſtürzte, denn nothwendig wie die Sonnenbahn ſcheint der Bedürftigkeit ſein Furchenzug und ein heilig ſtrenges Geſetz bewacht ihn in der Nacht gegen Frevel. Am Morgen ſetzt der Pflüger ſeinen Weg ohne Störung fort, mißt nach der Länge ſeiner Furchen den trüben Morgen, wie er die helle Mitte des Tages an ſeinem eignen Schatten zu ermeſſen verſteht, und theilt nach ſeinen Morgenwerken die Erdfläche in feſtbegrenzte Morgen, wie er nach dem Tagewerke der Sonne die unendliche Zeit in Stunden theilt. Die Sonne und der Pflüger kennen einander und thun beide vereint das Ihre zum Gedeihen der Erde. Feſt fortſchreitend, von allen geſchätzt und geſchützt, ſehen wir die Thätigkeit die ſich zur Erde wendet; ſie iſt

227324

auch dauernd bezeichnet, und gründet ſo lange ſie ſich ſelbſt treu bleibt, mit unbewußter Weisheit das Rechte, das Angemeſſene, im Bau des Ackers, wie des Hauſes, in der Beugung des Weges, wie in der Benutzung des Fluſſes. Die Zerſtörung kommt von der Thätigkeit, die ſich von der Erde ablenkt und ſie doch zu verſtehen meint. Aber nach Jahrhunderten der Zerſtörung erkennen die einwandernden Anbauer des Waldes mit Theilnahme die Unvergänglichkeit der Ackerfurchen und Grundmauern untergegangener Dörfer und achten ſie als ein wiedergefundenes Eigenthum ihres Geſchlechts, das der Gaben dieſer Erde nie genug zu haben meint. Gleichgültig werden daneben die aufgefundenen Werke des Geiſtes früherer Jahrhunderte als unverſtändlich und unbrauchbar aufgegeben, oder mit ſinnloſer Verehrung angeſtaunt. Das Rechte will da errungen ſein, und wie die eine Zeit ihre geiſtigen Gaben über alles ſchätzt und zuſammenhält, ſo meint eine andere, alles ſchon ſelbſt im Überfluſſe zu beſitzen und läßt es zu, daß die Sybille ihre heiligen Bücher verbrennt, um ihr nicht Dank und Lohn geben zu müſſen. Wer mißt die Arbeit des Geiſtes auf ſeinem unſichtbaren Felde? Wer bewacht die Ruhe ſeiner Arbeit? Wer ehrt die Grenzen, die er gezogen? Wer erkennt das Urſprüngliche ſeiner Anſchauung? Wer kann den Thau des Paradieſes von dem ausgeſpritzten Gifte der Schlange unterſcheiden? Kein Geſetz

bewacht Geiſteswerke gegen Frevel, ſie tragen kein dauerndes äußeres Zeichen, müſſen in ſich den Zweifel dulden, ob böſe oder gute Geiſter den Samen ins offene Herz ſtreueten; ja die anmaßende Frömmigkeit nennt oft böſe, was aus der Fülle der Liebe und Einſicht hervorgegangen iſt. Der Arbeiter auf geiſtigem Felde fühlt am Ende ſeiner Tagewerke nur die eigene Vergänglichkeit in der Mühe; und eine Sorge, der Gedanke, der ihn ſo innig beſchäftigte, den ſein Mund nur halb auszuſprechen vermochte, ſei wohl auch in der geiſtigen Welt, wie für die Zeitgenoſſen untergegangen. Dieſe härteſte aller Prüfungen öffnet ihm das Thor einer neuen Welt. Indem er dieſe geiſtige Welt gleich der umgebenden als nichtig und vergänglich aufgiebt, da fühlt er erſt, daß er nicht hinaus zu treten vermag, daß ſein ganzes Weſen nicht nur von ihr umſchloſſen, ſondern, daß ſogar außer ihr nichts vorhanden ſei, daß kein Wille vernichten könne, was der Geiſt geſchaffen. Darum ſei uns lieb dieſe träumende Freude und Sorge aller ſchaffenden Kräfte als ein Zeichen der höheren Ewigkeit, in die ſich der Geiſt arbeitend verſenkt und der Zeit vergißt, die immer nur Weniges zu lieben verſteht, alles aber fürchten lernt und mit Ängſtlichkeit dingt, was mittheilbar ſei, oder was verſchwiegen bleiben müſſe. Das Verſchwiegene iſt darum nicht untergegangen, thörigt iſt die Sorge um das Unvergängliche. Aber der Geiſt

liebt ſeine vergänglichen Werke als ein Zeichen der Ewigkeit, nach der wir vergebens in irdiſcher Thätigkeit, vergebens in Schlüſſen des Verſtandes trachten, auf die uns der Glaube vergebens eine Anwartſchaft gäbe, wenn ſie nicht die irdiſche Thätigkeit lenkte, das Spiel des Verſtandes übte, und dem Glauben aus der thätigen Erhöhung in Anſchauung und Einſicht beglaubigt entgegen träte. Nur das Geiſtige können wir ganz verſtehen und wo es ſich verkörpert, da verdunkelt es ſich auch. Wäre dem Geiſt die Schule der Erde überflüſſig, warum wäre er ihr verkörpert, wäre aber das Geiſtige je ganz irdiſch geworden, wer könnte ohne Verzweiflung von der Erde ſcheiden. Dies ſei unſerer Zeit ernſtlich geſagt, die ihr Zeitliches überheiligen möchte mit vollendeter, ewiger Beſtimmung, mit heiligen Kriegen, ewigem Frieden und Weltuntergang. Die Geſchicke der Erde, Gott wird ſie lenken zu einem ewigen Ziele, wir verſtehen nur unſere Treue und Liebe in ihnen und nie können ſie mit ihrer Äußerlichkeit den Geiſt ganz erfüllen. Die Erfahrung müßte es wohl endlich jedem gezeigt haben, daß bei dem traurigſten, wie beim freudigſten Weltgeſchicke ein mächtigeres Gegengewicht von Trauer und Freude uns ſelbſt verliehen iſt, daß ſich alles in der Kraft des Geiſtes überleben läßt und in ſeiner Schwäche uns nichts zu halten vermag. Es gab zu allen Zeiten eine Heimlichkeit der Welt, mehr werth in Höhe

und Tiefe der Weisheit und Luſt, als alles, was in der Geſchichte laut geworden. Sie liegt der Eigenheit des Menſchen zu nahe, als daß ſie den Zeitgenoſſen deutlich würde, aber die Geſchichte in ihrer höchſten Wahrheit giebt den Nachkommen ahnungsreiche Bilder und wie die Eindrücke von Fingern an harten Felſen, im Volke die Ahnung einer ſeltſamen Urzeit erwecken, ſo tritt uns aus jenen Zeichen in der Geſchichte das vergeſſene Wirken der Geiſter die der Erde einſt menſchlich angehörten, in einzelnen erleuchteten Betrachtungen, nie in der vollſtändigen Überſicht eines ganzen Horizonts vor unſre innere Anſchauung. Wir nennen dieſe Einſicht wenn ſie ſich mittheilen läßt, Dichtung, ſie iſt aus Vergangenheit in Gegenwart, aus Geiſt und Wahrheit geboren. Ob mehr Stoff empfangen als Geiſt ihn belebt hat, läßt ſich nicht unterſcheiden, der Dichter erſcheint ärmer oder reicher, als er iſt, wenn er nur von einer dieſer Seiten betrachtet wird; ein irrender Verſtand mag ihn der Lüge zeihen in ſeiner höchſten Wahrheit, wir wiſſen, was wir an ihm haben und daß die Lüge eine ſchöne Pflicht des Dichters iſt. Auch das Weſen der heiligen Dichtungen iſt wie die Liederwonne des Frühlings nie eine Geſchichte der Erde geweſen, ſondern eine Erinnerung derer die im Geiſt erwachten von den Träumen, die ſie hinüber geleiteten, ein Leitfaden für die unruhig ſchlafenden Erdbewohner von heilig treuer Liebe dargereicht.

Dichtungen ſind nicht Wahrheit, wie wir ſie von der Geſchichte und dem Verkehr mit Zeitgenoſſen fordern, ſie wären nicht das, was wir ſuchen, was uns ſucht, wenn ſie der Erde in Wirklichkeit ganz gehören könnten, denn ſie alle führen die irdiſch entfremdete Welt zu ewiger Gemeinſchaft zurück. Nennen wir die heiligen Dichter auch Seher und iſt das Dichten ein Sehen höherer Art zu nennen, ſo läßt ſich die Geſchichte mit der Kriſtallkugel im Auge zuſammenſtellen, die nicht ſelbſt ſieht, aber dem Auge nothwendig iſt, um die Lichtwirkung zu ſammeln und zu vereinen; ihr Weſen iſt Klarheit, Reinheit und Farbenloſigkeit. Wer dieſe in der Geſchichte verletzt, der verdirbt auch Dichtung, die aus ihr hervorgehen ſoll, wer die Geſchichte zur Wahrheit läutert, ſchafft auch der Dichtung einen ſichern Verkehr mit der Welt. Nur darum werden die eignen unbedeutenden Lebensereigniſſe gern ein Anlaß der Dichtung, weil wir ſie mit mehr Wahrheit angeſchaut haben, als uns an den größern Weltbegebenheiten gemeinhin vergönnt iſt. Das Mitthätige und Selbſtergriffene daran iſt gewiß mehr hemmend als aufmunternd, denn Heftigkeit des Gefühls unterdrückt ſogar die Stimme, weil dieſe ſie zum Maaß der Zeit zwingt, wie viel weniger mag ſie mit der trägen Pflugſchaar des Dichters, mit der Schreibfeder zurecht kommen. Die Leidenſchaft gewährt nur, das urſprünglich wahre menſchliche Herz, gleichſam den

wilden Geſang des Menſchen zu vernehmen, und darum mag es wohl keinen Dichter ohne Leidenſchaft gegeben haben, aber die Leidenſchaft macht nicht den Dichter, vielmehr hat wohl noch keiner während ihrer lebendigſten Einwirkung etwas Dauerndes geſchaffen und erſt nach ihrer Vollendung mag gern jeder in eignem oder fremden Namen und Begebenheit ſein Gefühl ſpiegeln.

Weiblingen.

Die Geſchichten, welche hier neben der Karte von Schwaben vor uns liegen, berühren weder unſer Leben, noch unſere Zeit, wohl aber eine frühere, in der ſich mit unvorhergeſehener Gewalt der ſpätere und jetzige Zuſtand geiſtiger Bildung in Deutſchland entwickelte. Das Bemühen, dieſe Zeit in aller Wahrheit der Geſchichte aus Quellen kennen zu lernen, entwickelte dieſe Dichtung, die ſich keinesweges für eine geſchichtliche Wahrheit giebt, ſondern für eine geahnte Füllung der Lücken in der Geſchichte, für ein Bild im Namen der Geſchichte. Die Karte von Schwaben, wie ſie Homann's Erben im Jahre 1734 herausgaben, muß noch jetzt nach ſo vielen Veränderungen wohlgefallen. Dieſe ſinnreichen Nürnberger haben alle Farben ihres weltberühmten Muſchelkaſtens benutzt, die Grenzen der vielen Staaten augenſcheinlich zu machen, auf daß ein jeder in dieſer Farbenpracht den Bogen der Gnade erkennen möge, den Gott über dieſes

herrliche Land geſtellt hatte, als er es nach freier Entwickelung durch Krieg und Friede mit der Kraft ſeines heiligen, deutſchen Reichs für Jahrhunderte ſchützte. Ein mächtiger Strom, die Donau, entſpringt in Schwaben, begrenzt den Erbfeind der Chriſtenheit, den Türken. Ein anderer, der Rhein, findet erſt im Bodenſee ſeinen rechten Boden, der ihn zur Größe erzieht, wofür er die Grenze, von der er ungern ſcheidet, zu einer Inſelwelt durchflicht. Der Bodenſee ſelbſt ein ſanftes Abbild des Meeres, bezeichnet neben den Höhen eine reiche Tiefe des Landes. Wer nennt alle lieblichen Ströme, welche das Land durchrauſchen! Wer nennt alle Berge von Schlöſſern gekrönt, von denen die Ströme entſpringen, von denen die Heldengeſchlechter herrſchend zu den fernen Ebenen niedergezogen ſind! Ganz Schwaben iſt dem Reiſenden ein aufgeſchlagenes Geſchichtbuch, hier war der früheſte Mittelpunkt deutſcher Geſchichten und ſo ſeltſam alles umfaſſend die Deutſchen ſich ſpäter ſchaffend und zerſtörend geregt haben, dieſe Vollendung in einem gewiſſen Sinn erreichten ſie nicht wieder, und ſo reiht ſich das Bild des Unterganges unmittelbar an den Glanz der Hohenſtaufen. Schöner iſt das dauernde Steigen eines Landes, das in jeder Einrichtung das ungeſtörte Erbe der Jahrhunderte aufweiſen kann, aber menſchlich näher tritt uns als ein Bild des eignen Geſchicks dieſe Berührung mit großen Hoffnungen

aus früheren Tagen in einem Volke, das bewahrſam und achtend gegen ſeine Vorzeit in Urkunden, Erinnerungen und Gebräuchen jedem Dorfe ſeine Denkwürdigkeiten erhalten hat. Suchen wir auf unſrer Karte den Neckarfluß und gehen wir mit Behagen an ſeinem Ufer von Reben umgrünt zum Einfluſſe der Rems und da hinauf durchs reiche Wieſenthal nach Weiblingen, ſo befinden wir uns auf dem Schauplatze unſrer Geſchichte. Weiblingen verſteckt ſich jetzt, wie wir von Reiſenden hörten, ungeachtet es an einem Hügel hinangebaut iſt, hinter umgebenden Weinbergen. Ehemals ragte am Thore ein hoher Wachtthurm hinaus, der mit vier kleinen Thürmchen und einem höhern in der Mitte, alle fünf mit Schiefer wohlgedeckt, der Stadt ſchon aus der Ferne ein wehrhaftes Anſehen gab. Dieſer Thurm iſt die Bühne, welche den Anfang unſrer Geſchichten aus den engen Verhältniſſen eines kleineren Städtleins zum Seltſamen erhebt, ſo verdient er eine nähere Beſchreibung. Die vier Thürmchen traten an den vier Ecken des Mauerwerks von Werkſtücken heraus, auch ein gezähnter Gang zwiſchen ihnen war zur beſſern Vertheidigung hinaus gebaut. Unter dem mittleren Thurme befand ſich das Wachtzimmer, in deſſen Mitte eine große Wurfſchleuder gegen andringende Feinde aufgerichtet war, während die Wände hinlänglich mit Armbrüſten und Harniſchen behangen waren, um bei raſchem Angriff gleich

eine bedeutende Zahl Bürger zu rüſten. Als Wächter wurde immer ein alter Kriegsmann gelöhnt, der des Schlafes entwöhnt, mit den Seinen abwechſelnd eine ununterbrochene Wacht unterhalten mußte. Auf ſeinem Büffelhorne zeigte er mit allgemein bekannten Zeichen an, wenn ſich Noth und Sorge, ſei es durch Kriegsſchaaren und Räuber, oder durch Feuer und Waſſer dem Stadtgebiete näherten. In ſolchem Fall kamen viel neugierige Geſellen zum Beſuch, ſonſt mied jeder die enge Windeltreppe des Thurms, der nicht beſondere Freundſchaft zu dem Wächter trug. Eine Winde im Wächterzimmer war zu doppeltem Gebrauche eingerichtet, ſie hob in einem großen Eimer von der Stadtſeite zu beſtimmten Stunden ſeine Lebensmittel empor, und nahm in demſelben Eimer von der Landſeite nach dem unerbittlichen Thorſchluß alle verſpätete Sendungen an Rath und Bürger der Stadt gegen mäßigen Lohn auf. Bei dem lebhaften Verkehr, deſſen ſich die Stadt jetzt als Vorrathskammer der Nekkarweine für Augsburg, durch Gerbereien und Ankauf von Schlachtvieh erfreute, war dieſe Art Nebengewinn ein Hauptunterhalt des Wächters geworden, der nach dem frühen Thorſchluſſe mit Sehnſucht nach verſpäteten Boten auf die Straße von Augsburg herunter blickte. Von Augsburg war das Thor genannt, ſo weit Augsburg davon entlegen ſein mochte. Augsburg war damals gleichſam ein heiliger Name, weil

die ſichtbaren Quellen des Wohlſtandes, das Geld und die Reiſenden, die es brachten, von Augsburg entſprangen und nicht immer wieder dahin zurückkehrten; im zweiten Buche führt uns die Geſchichte nach dieſem Mittelpunkte des Handels, zu den reichen Geſchlechtern, die das neuentdeckte Amerika mitzuerobern Schiffe ausrüſteten und die Kaiſer durch Glanz und Erfindung froher Feſte ſich zu geſelliger Freude verbanden.

Erſtes Buch.

Digitized by Google

Erſte Geſchichte.

Die Hochzeit auf dem Thurme.

Der Bürgermeiſter von Weiblingen, Herr Steller und der Voigt des Grafen von Wirtemberg, Herr Brix führten einander in der Neujahrsnacht mit ungewiſſen Schritten durch die glatten Gaſſen, nachdem ſie einander beim Schlage der zwölften Stunde vor dem Rathskeller den flockig fallenden Schnee vom Barte geküßt und alles gute Glück angewünſcht hatten. Der Wein erweicht des Menſchen Herz, dachte der Bürgermeiſter, ich hätte nimmermehr geglaubt, daß ich den Voigt ſo lieb hätte; dann fuhr er fort: „Schade, daß es ſo dunkel am Himmel und ſo weiß an der Erde iſt, kein Sternlein iſt zu ſehen, das uns ein Zeichen gäbe vom neuen Jahre.“ — „Kein Stern,“ fragte der Voigt mit ſchwerer Zunge, „was ſind denn das für ein Paar rothe Sterne am Himmelsrande?“ — „Das ſind die Fenſter des Wachtthurmes,“ antwortete Herr Steller lachend, „kennt Ihr die nicht, aber ſie leuchten heute wohl heller als ſonſt, denn da iſt Bettelmanns Hochzeit, der neue Thurmwächter, der Martin, hat heute die Wittwe des vorigen gehei-

rathet, weil ſie oben zu ſtark geworden, um die enge Windeltreppe herunter zu ſteigen. Wir konnten doch wahrhaftig der Frau wegen nicht den Thurm abbrechen laſſen und ſo mußte ſie ſich dazu bequemen, ſonſt hätte ſie lieber unſern Schreiber, den Berthold, geheirathet. Der Pfarrer hat ſie oben müſſen zuſammengeben.“ — „Aber um Gottes Willen,“ fragte der Voigt, „wie ſoll die Frau hinunterkommen, wenn ſie erſt todt iſt, da wird ein Menſch doch noch ungeſchickter, als er bei lebendigem Leibe war.“ — „Das würde ſich finden, wie's Sterben, meinte ſie,“ ſprach Steller, „ſolch armes Volk lebt in die Zeit hinein, wie's liebe Vieh, wenn es nur Futter hat. Gute Nacht Gevatter, viel Glück zum neuen Jahre; Ihr werdet doch allein fortkommen?“ So taumelten ſie auseinander, der Voigt ging den beiden rothen Sternen nach und der Bürgermeiſter gab Achtung, daß ſie ihm im Rücken blieben und ſo führte das Glück der Armen die beiden Reichen wie eine Vorbedeutung in ihre Häuſer heim.

Auf dem Thurme ſaß der alte, trockene Martin, der neue Thurmwächter im verſchloſſenen rothen Wamms, den er noch aus dem italieniſchen Kriege mitgebracht hatte, zwiſchen Frau Hildegard, mit der er heute vermählt war und Berthold, dem Rathsſchreiber wie auf dem Felde des Schachbretts zwiſchen Schwarz und Weiß, denn jene war reinlich

in weißem, ſelbſtgewebten Linnen, dieſer ſehr anſtändig in ſchwarzem Tuch gekleidet. Martin ſprach davon, wie er ſonſt auf Schlachtfeldern zwiſchen Tod und Teufel und jetzt wie im Schachſpiel fröhlich zwiſchen Freund und Frau ſitze und habe ſich das nicht träumen laſſen voraus, dabei umfaßte er beide und drückte beiden die Köpfe an einander, daß ſie ſich küſſen mußten und trank dann ſeinen Wein auf die Erinnerung einer Neujahrsnacht, wo er und Berthold auf den Thurm ſtiegen und Frau Hildegard belauſchten, wie ſie mit ihrer Baſe Zinn gegoſſen. — Berthold: „Das war eine ſchöne Nacht, klar und warm, die Witterung wird immer rauher in Weiblingen und die Welt geht endlich gewiß in Eis unter.“ — Martin: „Kalt oder warm, untergehn muß ſie doch bald, wenn nur Hildegard ſo lange lebt, um den Lärmen mit uns zu beſchauen. Ja in der Nacht ging mir das Herz auf gegen Dich und es zuckte mir in dem Arme, was hilft's verhehlen, Gott weiß es doch und ſchreibt ſich alles auf.“ — Berthold: „Du wollteſt der guten Frau um den Hals fallen, die Sünde vergiebt der Küſter.“ — Martin: „Nein Berthold, ihren Mann wollte ich zum Thurm hinunterwerfen, er ſtand auf der Mauer und blies das neue Jahr an, er wollte ſich recht hören laſſen, da trateſt Du zwiſchen uns und ſo wurdeſt Du mein guter Engel und biſt es immer geblieben und haſt bei

Hildegard für mich geworben. Das kam alles vom Zinngießen.“ — Hildegard: „Habe Dich damals am Fenſter nicht beachtet, aber den Zinnguß habe ich aufgehoben, wie ich alles aufhebe; ſeht da drei Kirchthürme im Zinn, was deutet mir das?“ — Martin: „Der eine bedeutet Deinen erſten Mann, der zweite deutet auf mich und der dritte, das iſt Dein dritter Mann Berthold.“ — Hildegard: „Der Tod iſt der dritte Mann.“ — Berthold: „Hör' Martin, ich mag auf Deinen Tod zu meiner Seligkeit nicht warten; Dir ſchadet's noch nicht, wenn Du ein Paar Stunden mit offner Bruſt im Schneegeſtöber auf ein Wild laurerſt, ich muß mir ſchon Kopf und Füße warm halten, am Schreibtiſche altert ein Menſch früher als auf dem Roſſe.“ — Martin: „Mit dem Reiten und Fechten iſt es jetzt aus, bin ärgerlichen Gemüths und das gedeiht nicht im Alter, kann ich die Armbruſt nicht mehr ſpannen und keinen Vogel im Fluge ſehen und treffen, dann ſtößt mir der Gram das Herz ab. Sieh Berthold, ſo gräm ich mich auch, daß wir von einander ziehen ſollen und haben ſo lange mit einander Haus gehalten, ich ſorgte für's Wildpret und Du für die Fiſche aus dem Rathsweiher. Es liegt wenig daran, ob einer in Seide oder nackt, wie auf dem Schlachtfelde begraben wird, aber daß wir nicht in alten Tagen einſam leben müſſen, davor behüte der Himmel jeden.

Hör' Berthold, wir ſind heute bei Deinem Wein luſtig, ſei künftig auch vergnügt bei unſrer alltäglichen Hausmannskoſt, zieh herauf zu uns, Hildegard wird Dir mit keiner doppelten Kreide anſchreiben." — Berthold: „Du kannſt meine Gedanken leſen, dachte ſchon lange daran, ob ich mir nicht dort auf der wüſten Brandſtelle ein Haus in Eurer Nähe errichten könnte, wo wir zuſammen aus einer Kaſſe lebten und mit einander theilten, was wir verdienen." — Martin: „Damit alles gleich wird, theilen wir auch die Frau." — Hildegard: „Sonſt bin ich mit allem zufrieden, aber das iſt gegen die zehn Gebote." — Martin: „Und er ſoll Dein Herr ſein, hat der Pfarrer geſagt und dabei bleibt's, Berthold ſchläft hier, Du nennſt ihn Du wie mich, Du ſorgſt für ihn wie für mich und ſchlägſt ihm nichts ab, er wird nichts Ungebührliches von Dir fordern. Und hier iſt Deine Schlafſtelle auf der alten Wurfſchleuder, die doch nimmermehr gebraucht wird, hier ziehen wir eine Wand von Latten und Du überziehſt ſie mit Papier, ſo haſt Du Dein Haus da drin und Dein Fenſter und Deine Schreibereien liegen da ungeſtört und wenn wir Nachts nicht ſchlafen können, ſo können wir wie bisher mit einander reden; Du ſagſt, was Du Neues geleſen und ich, was ich in jungen Tagen bei dem Franzoſen und Italiener erlebt habe." — Berthold: „Du ſprichſt wie aus himmliſcher Eingebung, wie kann ich mich

widerſetzen. Seht, da kehre ich meine Taſche um in den Topf, das iſt meine ganze Habe, ſo thut desgleichen und ſo lange der Topf nicht leer iſt, greife ich dreiſt in Eure Schüſſeln." — Martin: „Halt Bruder, Du haſt ſchon zu viel voraus, gleiche Brüder, gleiche Kappen, fort mit den Batzen, bis ich auch welche verdient habe und gleich einlegen kann." — Berthold: „Hör' nur, da ruft's vor dem Thore, da kommt ein reiches Trinkgeld, das ſetzeſt Du gegen meinen Sparpfennig, was der bringt, gehört uns auch zuſammen." — Martin: „Das wird nicht viel ſein, aber Du ſollſt Deinen Willen haben; rückt nun den Tiſch, hebt den Eimer über, nun laßt die Winde langſam ablaufen; das mußt Du alles lernen, Bruder Berthold, wenn Du mit uns im Adlerneſte hauſen willſt, die Krähen werden Dir oft genug den Käſe vom Brot ſtehlen."

Berthold hatte das alles ſchon gelernt und während Martin die Winde in Ordnung brachte, hatte er ſchon den wohlbeſchlagenen Eimer auf die andere Rolle übergelegt. Frau Hildegard erinnerte Martin, ſeinen Schaafpelz anzuziehen, er aber lachte und ſprach: „Hab' eher im Schnee geſchlafen, als wären's Daunen, als ich noch bei den Kronenwächtern diente, doch halt, davon darf ich nicht ſchwatzen, ich hab's geſchworen." — Der Reiter unter dem Thore fluchte, daß es ſo lange daure, und Martin wollte ihm

eben in alter Kriegsmanier antworten, da bat jener ſorglich, er möchte den Eimer nicht anſtoßen laſſen, es ſei zerbrechliche Waare darin und Martin verſchluckte ſeine Antwort und ſprach: „Zu meiner Hochzeit hättet Ihr wohl das Fluchen vergeſſen können.“ — Der Reiter ſchrie herauf: „Nimm das, was im Eimer liegt, zum Hochzeitgeſchenk, ſei eingedenk Deines Schwures, kein Thurm iſt zu hoch, kein Grab zu tief für Gottes Richterſchwert und für unſern Pfeil.“ — Martin trat ernſt mit dem Kaſten in's Zimmer, den er aus dem Eimer genommen, ſetzte ihn in der Zerſtreuung auf den Apfelkuchen und brummte vor ſich: „Wäre ich nur nie bei den alten Mördern geweſen!“ Als Frau Hildegard wegen des Apfelkuchens ſchalt, ſagte er: „Es iſt auch ein Hochzeitgeſchenk, mit Dir Berthold wird es getheilt, vielleicht iſt's ein feinerer Kuchen, macht es ſorglich auf, es ſoll ſehr zerbrechlich ſein.“ Frau Hildegard ſchob den durchlöcherten Deckel auf, hob eine Pelzdecke auf und ſah mit großem Erſtaunen einen kleinen Knaben, der auf einem Todtenſchädel, halb mit einem weichen Kiſſen bedeckt, ruhte und ſchlief. — „Ha,“ fuhr Martin bei dem Anblick auf, „es hat das Zeichen?“ Bei dem Worte ſprang er hinaus, ſah aber nur noch in bedeutender Entfernung den Reiter auf ſeinem Schimmel, wie ſein weißer Mantel im Winde gleich einem Segel aufbauchte und wie er ſich bald gleich einer Schneewolke

unter den ſtumpfen Weiden der Straße verlor. Er kam zurück, als Berthold mit überwundener Sorge ſprach: „Es iſt nicht todt, es ſchläft nur, tragt's in's Bette, Frau Hildegard, aber denkt nicht, daß dies liebe Kind Euch allein gehört, mein iſt die Hälfte, Martin hat's verſprochen." — Martin: „Du ſprichſt ja wie ein Verſucher, dem ich des Kindes Seele verſchrieben habe." — Berthold: „Ich brauche nicht ſeine Seele, ich brauche nur ſeine Hand, ich will's zum Schreiber aufziehen." — Martin: „Verſuch's nur, wenn der Knabe älter wird, da merkt er ſchon in ſich, daß er nicht zum Schreibtiſch, ſondern unter den Helm gehört; aber Hildegard iſt es Dir denn lieb, ein Kind zu haben, biſt ja ſo ſtill emſig, es einzupacken, als ob Du es im Federbett erſäufen wollteſt." — Hildegard: „Still, hab' nie ein ſchöneres Kind geſehen, alle andern ſind Holzklötze dagegen, ein feines Bild aus Elfenbein iſt dies, das muß aus hohem Geſchlechte ſtammen, wenn wir nur reich wären, um es fein ordentlich aufzuziehen." — Martin: „Gott ſorgt für die Gemslein auf den Felſenſpitzen, ſieh her Hildegard, ſieh den Schatz, der bei dem Kinde im Käſtchen liegt." — Berthold: „Fünf Goldgülden, alle mit dem Stempel unſres letzten Schwabenherzogs Conradin, die ſollen wunderſelten ſein, die mögen in einer recht alten Sparbüchſe geroſtet haben, bis die grimme Noth, die das liebe Kind

verſtoßen, ſie in die Welt trieb. Der Schatz ſoll dem Kinde bleiben, ich ſorge mit Abſchreiben in den Abendſtunden für das Kind." — Martin: „Ich ſorge für meine Hälfte, ſonſt hau ich ſie mir von dem Kinde ab, hab' wohl keine Kinder mehr zu erwarten, will mich auch von einem Kinde ſtreicheln laſſen; ob ich mir hier ein Kind oder einen Hund futtre, das koſtet gleich viel!" Das Kind war von dem Streite aufgewacht und forderte ſchreiend ſeine Nahrung, die Frau war in großer Sorge, was ſie ihm geben ſollte, ſie hoffte, daß ein gläubiges Gebet zur heiligen Mutter ihre Bruſt mit Milch füllen könnte, aber Martin ſchüttelte mit dem Kopfe und ſprach: „In unſrer Zeit geſchehen keine Wunder." Frau Hildegard ließ ſich aber nicht ſtören in ihrem Glauben, ſondern betete an ihrem kleinen Altare und wie ſie noch ſo betete, da hörte ſie das Kind ſchlucken, das ganz allein lag, weil die beiden Männer an den Heerd gegangen waren, um Feuer zu einem Brei anzuſchüren. Sie ſah ſich um und erblickte ihre große ſchwarze Ziege, die ſich aus dem Stall losgeriſſen und auf das Bette geſprungen war und das Kindlein ſog mit freudiger Begierde an der Ziege. Hildegard richtete ſich mit gefalteten Händen auf und rief die Männer: „Seht, ſeht, dem Frommen geſchehen alle Tage Wunder." Berthold faltete gleichfalls verwundert die Hände, aber Martin ſprach gleichgültig: „Es iſt doch gut,

daß wir heut das Zicklein zum Hochzeitbraten opferten, die Ziege wäre ſonſt mit keiner Gewalt zum Stillen des Kindes zu zwingen geweſen, jetzt drängt es ſie dazu; es iſt nicht alles Liebe, was die Menſchen ſo nennen!“ Dann nahm er Berthold bei der Hand und führte ihn an die andere Ecke des Zimmers, wo der Kaſten ſtand, und ſprach wehmüthig und leiſe: „Sieh da das weiße Kind unter dem gehörnten ſchwarzen Thiere, das dem Teufel ähnlich ſieht, ſo kommt die Unſchuld zur Schuld und nährt ſich von ihr, ſo ſoll auch ich das Kind ernähren und bin nicht werth ſolcher himmliſchen Gnade. Ich halt's nicht aus! Habe ſo viele blühende Jünglinge in Feldſchlacht und Fehden erſchlagen und werde nun zum Narren vor Freude, daß ich der Welt ein Kind zum Erſatz aufziehe, o ich wollte, daß ich bei meinem Vater am Webſtuhl ausgeharrt, oder daß ich gar nicht gelebt hätte. Wer weiß, wem der Schädel gehört, der bei dem Kinde liegt, er trägt eine ſchwere Narbe, wie ein Fenſter, durch welches der Geiſt zum Himmel geflogen, vielleicht habe ich ihm die geſchlagen. Ich mußte meinen Herren folgen auf den Fehden und ſie fragten mich nicht, ob ſie ein Recht hätten zum Blutvergießen, es hieß nur: hier gilt's, hier mußt Du vor, Martin. Es ſind jetzt noch keine ſechs Monat, da focht ich mit einem jungen Ritter, er wehrte ſich entſetzlich, da fiel ihm der Helm ab, ich hatte ihm die

Schienen durchhauen, und mein Schwert drang tief in ſein Haupt, er war ſchön wie eine Jungfrau, meinen Hals hätte ich abſchlagen laſſen, um ihn zu heilen, aber der Tod läßt ſich nicht wieder gut machen. Ich ſagte den Kronenwächtern mit Abſcheu meinen Dienſt auf, ſie ließen mich ziehen. Das Kind gleicht dem Ritter, ſie haben's mir geſchickt. Berthold zieh es zum Frieden auf, es ſoll für mich beten." — Berthold ſah verlegen nieder, es war ihm, als ob ein anderer, als Martin, mit ihm rede, ſo weich hatte er ihn nie gekannt, er ſah nach dem Schädel und wies auf etwas Blinkendes, das darin ſteckte. — Martin: „Wird wohl ein Splitter von meinem ſchartigen Doppelſchwerte ſein, oder ein Helmring, laß es ſtecken, ſo etwas, das einem Menſchen den Tod brachte, muß vergraben ſein, ich werd's auch bald ſein. Wenn einſt andere Leute ſo in meinen Schädel hinein ſehen, was werden ſie darin leſen?"

Zweite Geſchichte.

Die Chronik der Stadt.

Die Nacht verging unbemerkt in mancher Beſorgung für das Kind, am Morgen bemerkte erſt Frau Hildegard eine feine Schrift auf dem Kaſten, der das Kind geborgen und Berthold las da den bibliſchen Spruch auf das Kind angewendet: „Gehet hin und taufet ihn im Namen des Vaters.“ — Frau Hildegard erſchrak, daß dies wohl ſechs Monat alte Kind noch nicht getauft ſei und Berthold nahm es eilig mit dem Bette in ſeinen Mantel, da Martin von ſeinem Wachtpoſten nicht abkommen konnte. Erſt lief er zum Bürgermeiſter und berichtete ihm den ſeltſamen Vorgang, indem er zugleich den zierlich mit blauer und rother Dinte geſchriebenen Neujahrwunſch abgab. Der Bürgermeiſter war in ſehr gnädiger Stimmung, dankte freundlich und ſagte, daß er dieſes Kind wohl zu ſich nehmen würde, wenn er verheirathet wäre, jetzt könne es aber ſeinem Rufe bei den Ältern ſeiner Braut ſchaden, übrigens werde wohl zuweilen aus der Armenkaſſe etwas für das Kind zu erübrigen ſein und man müſſe inzwiſchen nachforſchen,

wer des Kindes Ältern wären. Das alles hatte der Schreiber ſich längſt ſelbſt bedacht, nahm es aber doch wie hohe Weisheit an und entfernte ſich demüthig. Aber die Frühmeſſe war inzwiſchen ſchon längſt zu Ende gegangen, als er nach der Pfarrkirche kam. Der Geiſtliche trat eben hinaus, ihn fror ſehr und er war nur mit Mühe zu überreden, die Taufe ſogleich zu ertheilen. In der Eile vergaß er, ſich nach Vor- und Zunamen des Kindes zu erkundigen und fragte während der Handlung, wie es heißen ſollte. Berthold, der es auch nicht bedacht, antwortete: „Berthold," und weil der Pfarrer es für Berthold's Kind hielt, ſo taufte er es Berthold mit Vornamen und Berthold mit Zunamen, ſo daß es nun Berthold Berthold hieß, oder Berchtold Berchtold, wie andere den guten alten Namen ſchreiben. Der Tag durchbrach ſiegend die dichten Schneewolken, als Berthold im Thurme das Kind aus dem warmen Mantel hob und ſich in deſſen hellen Augen ſonnte. Die lahme Elſter, die in der vorigen Nacht alles unter dem Bette verſchlafen hatte, ſprang zum Kinde mit Hildegard und Martin und rief zu ihm: „Berthold, Berthold." „Sie weiß es ſchon," rief Berthold verwundert, „das haben ihr gewiß die Sperlinge geſagt, die in der Kirche herumflogen." Martin aber ging ruhig zu ſeiner Arbeit an der neuen Lattenwand zurück und brummte vor ſich:

„Nenne ihn, wie Du willſt, er wird ſeinen rechten Namen doch erhalten, wenn ſeine Stunde ſchlägt, aber ſieh hier, wie fleißig ich geweſen bin, die Wand iſt gleich fertig und nun ſchaffe Papier zum Überziehen.“ — „Auch dafür habe ich in der Schreibſtube geſorgt,“ antwortete Berthold, „ſieh die ſchönen großen Bogen, habe darauf in jungen Jahren, als ich noch mehr Freude am Schreiben hatte, die Chronik von unſerm Städlein geſchrieben, der Knabe mag daran buchſtabiren lernen.“ — „Schade, daß wir's ſo zerreißen müſſen,“ ſagte Martin, „habe oft darüber nachgedacht, wie die Leute auf den närriſchen Einfall gekommen ſind, ſich hier niederzulaſſen, obgleich jedermann lieber in Augsburg wohnen möchte.“ — „Ei,“ ſagte Berthold, „Du denkſt das Glück hat immer auf dem Fleck wie jetzt geſtanden, vielmehr rückt es immer von einem Platze zum andern, weil es nie ſich feſtſetzen darf und des Stehens müde wird. Es gab eine Zeit, wo Augsburg kaum genannt wurde, und da ſtand hier eine Stadt, die auch niemand mehr zu nennen weiß, die war das Haupt von ganz Schwaben, zwei Meilen von hier nach Schorndorf ſoll noch ein Stück von unſrer alten Stadtmauer zu ſehen ſein, bei meinen Geſchäften iſt mir aber die Reiſe zu weit, um es zu beſehen.“ — „Und ich darf vom Thurme gar nicht fort,“ klagte Martin. — „Tröſte Dich mit mir,“ meinte Hildegard, „ich dürfte wohl

herunter, aber bei meinem Schwindel darf ich die Windeltreppe nicht anſehen, ſonſt gehet alles mit mir um, da ſagen denn die böſen Leute in der Stadt, daß ich zu ſtark geworden ſei, um die Treppe zu ſteigen; wer weiß, ob ſolche Lügenreden nicht auch in die alten Geſchichten gekommen ſind, ſo daß kein Menſch jetzt mehr ſagen kann, wo die Lüge aufhört und wo die Wahrheit anfängt." — „Aber ich habe es geſchrieben funden auf altem Pergament," rief Berthold, „wer würde ſich die Mühe geben, Lügen aufzuſchreiben. In dieſem Pergament fand ich auch, was hier ſteht, daß der Attila, Gottes Geißel getauft, dieſe Hauptſtadt der alten ſchwäbiſchen Herzoge bis auf den Grund ausbrannte und daß wir entweder gar nicht lebten, oder doch keine Weiblinger wären, wenn nicht die Frau des Frankenkönigs Klodwig hier drei Hirſche mit ihrer Armbruſt erlegt hätte. Seinem Weibe zu Ehren baute der Frankenkönig die Stadt, nannte ſie von ihr Weiblingen, verſteht ihr wohl, weil dort einem Weibe gelingt, was ſonſt kaum ein Mann leiſten kann auf der Jagd." — „Und davon kommen wohl die drei Hirſchhörner in unſerm Stadtwappen?" fragte Martin. „Ein ſchlimmes Zeichen für uns Ehemänner," fuhr er fort, „muß mir die Wand hier recht dicht und feſt zukleben." Berthold blätterte weiter und ſagte: „Du haſt mir ein gut Stück Geſchichte zugeklebt, da ſtehe ich ſchon beim

Kaiſer Conrad, der ſo viel auf die Treue ſeiner Weiblinger hielt, daß er es zum Feldgeſchrei der Seinen gegen die verrätheriſchen Welfen machte. Hier Weiblinger, hieß es, wo es hart herging, und mit dem Feldgeſchrei ſiegte er über alle Feinde. Der hörnerne Siegfried war ihr Anführer, der ſeinem Herrn die ſtarke Braut bezwungen hatte und dafür durch den tückiſchen Hagen ſein Leben einbüßte; nun von dem Mährchen ſingen ja noch die Fiedler auf den Straßen und es wäre wohl gut, daß ſie etwas Neues lernten, denn es will ihnen Niemand mehr zuhören." — „Was haben mir die Italiener von Gibellinen oder Wibellinen erzählt," unterbrach ihn Martin, „ſie ſchimpften ſich noch ſo, obgleich keiner mehr wußte, was es bedeute, und da kommt all der Lärmen aus unſerm Städtlein." — „Ehre unſere Stadt alter Martin," ſagte Berthold, „denn ſie hat viel mehr Auszeichnung genoſſen zur Zeit der ſchwäbiſchen Kaiſer. Vor allem liebte ſie der hochberühmte Friedrich Barbaroſſa, erbaute auch hier einen Pallaſt, gleich dem von Gelnhauſen. Ich habe ihn oft geſucht dort unter den Trümmern, aber ich konnte nicht ohne Aufſehen über das alte Mauerwerk klettern und die Leute hätten gemeint, ich ſei auch ſo ein Schatzgräber, die immer noch bei den alten Häuſern, welche die große Feuersbrunſt einſtürzte, nach Gold ſuchen und Kohlen finden. Die Beſchreibung von dem Schloſſe iſt gar

ſehr

ſehr prächtig, es beſtand aus einem Hauptgebäude und einem Seitenflügel zum Anſchauen der Ritterſpiele. Hinter demſelben war ein ſeltſamer Garten von fremden Pflanzen. Alle Zimmer waren koſtbar mit Teppichen und Waffen des Morgenlandes verziert, aber am reichſten die Kapelle zu Ehren der heiligen drei Könige, deren Leichen dort eine Nacht geruhet, als ſie der Kaiſer von Mailand nach Cölln ſendete, wo ſie noch ruhen und große Wunder verrichten. In dem Hauſe hier ſollen die Anhänger des ſchwäbiſchen Hauſes noch lange Zeit ihre Zuſammenkünſte gehalten haben, bis die große Feuersbrunſt es mit aller Herrlichkeit gleich der ärmſten Hütte verzehrt hat." — „So geht's auch Eurer ſaubern, ſchön gemalten Handſchrift, habt ſicher nicht gedacht, ſie ſo zu verbrauchen, als Ihr Euch dem Schreiben unterzogen," bemerkte hier Martin. — „Ich erheiterte mich als Knabe," erwiederte Berthold, „mit der gewiſſen Zuverſicht, ſie werde ſich zum ewigen Andenken wie die alten Schenkbriefe der Stadt von einem Rathsſchreiber zum andern vererben, aber der Bürgermeiſter warf ſie neulich zornig dreinreißend vor die Thüre, weil er etwas von den Seinen, die ich unter dem Namen nicht erkannt, darin gefunden, das ihm gar nicht lieb war, daß nämlich eine Jungfrau ſeines Geſchlechts einen Löwen in unſrer Stadt geboren habe. Es hat ſich damals ein Löwe hieher verlaufen gehabt,

der viele Menſchen würgte, bis dieſe Jungfrau ihm entgegentrat, der er geduldig den Kopf in den Schooß legte und ſich von ihr mit gemeiner Koſt abſpeiſen ließ. Da glaubten ſchon die Leute, ſie ſei eine Heilige, bald aber kam es heraus, daß ſie ſich ihm vermählt habe, als ſie einen Löwen gebar, denn da zog der Alte mit ſeinem jungen Löwen fort, ſie aber ſtürzte ſich aus Gram in die Rems." — „Sollte die Geſchichte alſo doch wahr ſein," brummte Martin, „hab' ſie den Kronenwächtern nie glauben wollen, von dem Löwen ſtammten nachher viele Menſchen, verſteht Ihr mich, von ihren gelben, lockigen Haaren wurden ſie Löwen genannt, auch von ihrer Stärke und königlichen Abkunft. Doch das ſtirbt hier unter uns, ich darf davon nicht reden, aber Ihr wißt doch von dem Feinde unſres Barbaroſſa, daß er Heinrich der Löwe hieß, kein Stamm geht unter, aber erſt wenn feindliche Stämme ſich innerlich verſöhnen und verbinden, wird der Friede kommen auf Erden." — „Aber wie iſt mir," rief Hildegard, verließ das ſchlummernde Kind und trat an's Fenſter, „es iſt, als ob es ſchon wieder Nacht werden wolle." — „Es wird eine Schneewolke ſein," meinte Berthold. — „Nein, nein," ſeufzte Martin, „ich ſagte wieder ein Wort zu viel, das geht mir nicht ungeſtraft hin, ſeht nur die Sonne verliert ihren Glanz, daß jeder ſie anſchauen kann, wie ein verweintes Auge. Der ſchwarze Staar

deckt ſie immer mehr, die wird nicht wieder ſcheinen, ſeht wie die Vögel in den Tannen ſich verſtecken, auch unſre Elſter geht ſchon unter's Bette zum Schlafen, die Schatten der Bäume verſchwinden vom Schneegrund, denn ein Schatten deckt alles, ich ſtehe vor der Sonne, daß ſie nicht ſcheinen mag. Die Bürger laufen umher und wiſſen nicht, woher ihnen die Strafe kommt. Hört Ihr's da unten, das brachte ich Euch!" — „Schweig Martin," unterbrach ihn Berthold, „ich muß Dir ſonſt den Mund zuhalten, mir iſt nicht wohl in der Dunkelheit und die Bürger läuten der Sonne die Sterbeglocke, jetzt iſt ſie kaum noch einer Mondſichel zu vergleichen, die am Tage da oben ſtehen geblieben, aber wartet geduldig, um einen Menſchen geht die Welt nicht unter. Aus meiner Chronik erinnere ich mich einer Sonnenfinſterniß, die ſo dunkel geweſen, daß die Arbeiter der großen Wollenwebereien in Augsburg aus Angſt zu den Ihren zu kommen, einander todt drängten, und nachher war alle Noth verſchwunden, nur die nicht, die ſie ſelbſt in der Angſt geſchaffen hatten." — „Ihr habt Recht," ſagte Hildegard, „mir iſt, als ginge die Sonne mitten am Himmel wieder auf, als wäre ihr Licht tauſendfach ſchöner als je; wie ſich unſre Tauben erſchwingen und Kreiſe um den Thurm ziehen." — „Die Bürger lachen ihrer Furcht," fuhr Berthold fort, „ſchämſt Du Dich nicht Martin?" — „Wär's mit der Schaam ab-

gethan und mit der Furcht," ſprach Martin in ſich, „ich wollte mich fürchten und meiner Furcht mich ſchämen und den Spott der Kinder tragen; mir aber iſt es mehr als eine Sonnenfinſterniß, was ich geſehen; vergebens ziehen die Tauben ihre Kreiſe um mich her, ſie können mich nicht ſchützen!"

Dritte Geſchichte.

Der Pallaſt des Barbaroſſa.

Die Ehe des Thurmwächters Martin blieb ohne Segen eigner Kinder, um ſo höher ehrten die beiden Eheleute den kleinen Berthold und Frau Hildegard hatte eigentlich keinen Augenblick, wo ſie ihn vergaß. Selbſt im Schlafe reichte ſie ihm noch die Hand, daß er damit ſpielen und ſie erwecken könne, wenn er einmal früher aufwachen ſolle. Die Elſter war aber des Kleinen Geſpielin, die ihm nie etwas zu leide that, aber durch ihr Geſchrei warnte, wo das Kind ſich einer Gefahr ausſetzte. Martin fand ſich in ſeiner ſchwarzen Seelentiefe durch den Anblick des Knaben erhellt, ſchnitzte ihm Stöcke und Degen, ſo bunt der Kleine ſie verlangte, und Berthold war eifrig beſchäftigt, daß der Kleine früher als andere Kinder Buchſtaben kennen lernte und bald auch buchſtabirte. „Das wird ein Gelehrter,“ ſagte er mit Zuverſicht und Martin lächelte, aber Berthold ließ ſich dadurch nicht abbringen von ſeinem Unterrichte. Schon im ſiebenten Jahre ſchrieb der Kleine eine feſte Hand, rechnete ſchon nothdürftig und wäre in der

Schule als ein Wunderkind aufgetreten, wenn er ſie hätte beſuchen dürfen. Aber Berthold ſetzte ſeinen Schreiberſtolz darin, ihn allein weiter zu bringen, als die bequemen Geiſtlichen in der Stadtſchule es mit allen Züchtigungen bei den Stadtkindern vermochten, und Frau Hildegard war es ſehr zufrieden, weil er ſonſt Unarten und Ungeziefer mit annehmen könne. Nur Martin ſchüttelte mit dem Kopfe und ſagte, es werde der Junge zu nichts in der Welt taugen und die beſte Zeit ſeines Lebens in dieſer Einſamkeit verlieren, doch ſah er ihn zu gern um ſich, als daß er ihn mit Ernſt entfernt hätte. Schon im zehnten Jahre wußte ihn Berthold mit ſchriftlichen Aufſätzen aller Art zu beſchäftigen, indem er ihm einbildete, die Stadt habe ihn als Unterſchreiber angenommen. Der Kleine arbeitete ſich in alles mit einem Amtseifer hinein, daß Berthold ſchon im zwölften Jahre des Knaben ihn dem Bürgermeiſter zuführen konnte. Dem Bürgermeiſter gefiel ſeine gute Bildung, ſein freundliches Auge, noch mehr ſeine Handſchrift, in der er ſelbſt dem alten Berthold überlegen war, ſo künſtlich dieſer die Anfänge der Kaufbriefe verzieren mochte. Der Bürgermeiſter ſtrich ihm die langen geſcheitelten blonden Haare und verſprach, ihn mit einem kleinen Gehalt zur Hülfe des alten Berthold anzuſtellen. Der junge Berthold dankte, daß er ihn in ſeiner Stelle wolle fortbeſtehen laſſen und Berthold klärte

mit Selbſtzufriedenheit ſeine Liſt auf, wie er dem Knaben durch eine eingebildete Anſtellung Luſt zur Arbeit gemacht habe. Dem Bürgermeiſter machte der Einfall viel Spaß, er erzählte ihn ſeiner Tochter Apollonia, die eben eintrat, ungefähr ein Jahr jünger als der junge Berthold, und ſeit dem Tode der Mutter des Vaters Augapfel, während der junge Berthold von tiefer Schaam über ſeine Täuſchung immer heißer erglühte und ſich zuletzt des lauten Schluchzens und der Thränen nicht erwehren konnte. Der alte Berthold entſchuldigte ihn mit einer ihm angebornen Blödigkeit und der Bürgermeiſter verſprach ihm ein Kleid, wenn er etwas Altes ablege, wo dann Jungfrau Apollonia an das grüne Tuch, welches vom Rathstiſche abgenommen war, erinnerte, das ſich auf der linken Seite noch untadelig gefunden habe, Der Bürgermeiſter ſchenkte es auf ihre Bitte dem Knaben, dem es zwiſchen den Arm von Apollonien geſchoben wurde, die er dabei ſeitwärts durch die Thränen ganz freundlich anſah und ſich dann mit dem Vater fortbewegte.

Als der Vater den Knaben in die Rathsſtube führte, ihm ſeinen Platz anwies und wie er die Schriften ordnen ſolle, da mußte der Knabe wieder weinen. Als der Vater nach der Urſache fragte, antwortete der Knabe: „Ich habe nun ſchon ſeit Jahren etwas zu thun vermeint, es war aber lauter Nichts

und nur zu meiner Übung; wenn nun das alles, was ich hier treiben ſoll, auch nur zu meiner Prüfung und an ſich zu nichts dient?“ — „Vielleicht, lieber Sohn,“ antwortete der Alte leiſe, „zuweilen überkommt mich ſo eine tiefere Einſicht und ſie erſchreckt mich nicht mehr wie ſonſt, Du aber biſt ein Kind, darum weine Dich aus wie ein Kind, wirſt immer noch früher wieder lachen als ich, wenn ich Dich zum Schneidermeiſter Fingerling führe und Dir das grüne Kleid anmeſſen laſſe, was Du mit Deinem Schreiben Dir verdienet haſt. An dem Kleid magſt Du erkennen, daß dennoch nichts vergebens iſt, was der Menſch in gutem Willen thut.“ Sie gingen zu Meiſter Fingerling und der kleine Berthold ward in der Werkſtätte vom Meiſter nach allen Richtungen gemeſſen. Seltſam war es ihm, als er den Arm mußte heben und krümmen, wie er es ſonſt nie gethan, er meinte in dem neuen Rocke künftig immer ſo ſtehen zu müſſen. Während der Meiſter die Umriſſe des Kleids auf das Tuch nach dem Maaße kreidete und zuſchnitt, ſah der junge Berthold mit großer Aufmerkſamkeit der Scheere nach. „Ich ſehe es wohl an Deiner Neugierde,“ ſprach Fingerling, „daß Du Luſt zum Handwerke haſt und daß Du die ſpöttiſchen Reden der andern Gewerke über uns Schneider nicht achteſt.“ — Der junge Berthold antwortete darauf: „Ich verſtehe nichts von Eurem Gewerke, lieber

Meiſter, aber unbarmherzig ſcheint es mir, wie Ihr mit der großen Scheere das ſchönfarbige Tuch zerſetzt, mir iſt's, als zerſchnittet Ihr mir die Haut, ſo lieb habe ich dieſe grüne Wieſenfläche; ich hätte mir das Tuch bewahren ſollen, ſtatt es zerſchneiden zu laſſen, um das Geſchenk der edlen Jungfrau auf immer zu bewahren." — „Du mußt ein Tuchhändler werden," ſagte der fixfingrige Mann, ohne von der geheimnißvollen Bewegung ſeiner Scheere aufzublicken, „wenn ſo ein Händler mit rechtem eignen Wohlgefallen das Tuch aufrollt und mit der Hand ſanft überfährt, als ob er des Käufers ganz vergeſſen, da giebt jeder einige Kreuzer mehr. Ich für mein Theil denke, das Tuch wird erſt durch meinen Zuſchnitt zu etwas, wie der Menſch durch die Erziehung, ja ich ſehe dann ſchon im Geiſte die goldne Ehrenkette in dem Wamms verdienen und darauf prangen." — „Ich würde lieber ein Tuchhändler," ſagte der junge Berthold und empfahl ſich dem Meiſter mit beſonderer Zuneigung.

Frau Hildegard ehrte den Knaben mit tauſend Zärtlichkeiten und noch mehr Ermahnungen, als ſie ſeine neue Würde vernahm, nur Martin ſchüttelte mit dem Kopfe und brummte vor ſich: „Sie haben ihn ganz aufgegeben und vergeſſen." Der junge Berthold wußte ſchon, daß er um ſolche Redensarten den alten Martin nicht befragen durfte, daher war auch alle Neugierde über dergleichen Äußerungen bei

ihm verſchwunden, er meinte, das gehöre ſo zu einem alten Kriegsmann, wie das Fluchen. Keiner verlor aber mehr bei dieſer Änderung, als der Martin. Die Frau war jünger und konnte ſich ſo nicht in ſeine Launen fügen, wenn ſie ihn auch lieb hatte, und ihre Liebe ſelbſt war doch nur ſeiner Anwartſchaft zur Thürmerſtelle geweſen, was konnte da mit den Jahren viel übrig bleiben, außer der guten alltäglichen Gewohnheit, alles als gemeinſchaftlich zu betrachten, ausgenommen das Herz und die Gedanken.

Alle Morgen, wenn der junge Berthold vom Rathhauſe kam, ging ihm Martin ungeduldig entgegen, ſah ihn an und ließ ſich berichten, was vorgefallen ſei. Auf nichts mochte er ſonſt hören, jetzt hatte er mit dem Liebling wieder Auge und Ohr in die Welt geſtreckt, und ärgerte ſich an dem vielen Unrecht, was auf dem Rathhauſe zur Sprache kam und fluchte vom jüngſten Tage. Der alte Berthold aber meinte: „Das Gute bringen ſie nicht zum Rathhaus, ſo wenig ſie ihr Brod auf die Straße werfen, ſo wiſſen wir im Rathhauſe nur von den Sünden und auf der Straße nur von der Unreinlichkeit der Menſchen.“

Aber Martin wurde immer finſterer, ſeine Augen verdunkelten ſich und es mochte wohl ein Jahr ſeit der Anſtellung des jungen Berthold verfloſſen ſein, als er einmal ungeduldig auf ihn wartete und endlich Frau Hildegard die Wacht anvertraute, um

ihm entgegen zu gehen. Endlich kam der junge Berthold, aber nicht von der Seite des Rathhauſes, ſondern von der Seite der wüſten Brandſtätte. „Erſt erkannte ich Dich nicht,“ rief ihm Martin entgegen, „iſt mir doch jetzt beſtändig wie damals bei der Sonnenfinſterniß, die Sonne hat einen Flecken und alles umher hat auch Flecken, nachdem ich hinein geſehen, wie kannſt Du mich ſo lange warten laſſen, ich bin ſo neugierig, wie ſich der Streit wegen des alten Fundaments geendet hat, worauf der Nachbar übergebauet hatte.“ — Aber der junge Berthold hörte nicht auf ihn, ſondern umarmte ihn voller Seligkeit und rief wiederholend: „Das Haus des Barbaroſſa!“ — „Was weißt Du denn von dem?“ fragte Martin. — „Hab' ich nicht täglich davon an der Papierwand von Vater Berthold's Schlafkammer geleſen, habe ich nicht leſen gelernt an der Stelle, wo der Pallaſt in der Chronik ſteht und habe immer heimlich daran gedacht, daß ich ihn finden müßte und heute habe ich ihn gefunden, als mir die alte lahme Elſter beim Heimgehen entlief. O ſie weiß nun alles, was ich denke, und ſo zeigte ſie mir den Weg und ließ mich nahe kommen und hüpfte weiter, wenn ich ihr den Finger hinhielt, daß ſie darauf ſpringen ſollte, und ſo kletterte ich ihr ärgerlich über drei Mauern nach — ohne mich umzuſehen — da erſt ſah ich mich um, denn ſie rief weit von mir Berthold, Berthold,

— und mit freudigem Erſchrecken ſahe ich mich von den mächtigen Überbleibſeln eines wunderbaren Gebäudes umgeben, eine Reihe ritterlicher Steinbilder ſteht noch feſt und würdig zwiſchen ausgebrannten Fenſtern am Hauptgebäude, ich ſahe auch das Seitengebäude, ich ſahe im Hintergrunde einen ſeltſamen dicht verwachſenen Garten und allerlei künſtliche Malerei an der Mauer, die ihn umgiebt, — das iſt Barbaroſſa's Pallaſt.“ — „So ſeltſam rufen ſie die Ihren,“ ſagte Martin in ſich, „ſo viel Tauſende haben als Kinder unter dieſen Mauern geſpielt und Keinem fiel dies Gebäude auf, Keiner dachte des Barbaroſſa.“ — „Es iſt mein,“ rief der Knabe, „ich will es ausbauen und will den Garten reinigen, ich weiß ſchon wo die Mutter wohnen ſoll. Komm mit Vater, ſieh es an! Du wirſt ſie alle wieder kennen in den Steinbildern, unſre alten Herzoge und Kaiſer, von denen Du mir ſo viel erzählt haſt.“

Bei dieſen Worten zog er den alten Martin über die Trümmer der wüſten Stadtſeite fort und Martin folgte ihm willig, aber mit Mühe, denn in dem einſamen Wächtergange des Thurms hatte er ſeine Sehnen zum Klettern allzu ſehr erhärtet.

Da ſtand er endlich athemlos in der grünen Wildniß vor den Steinbildern und rief: „Wie ſie mit Ephen bewachſen ſind und ich erkenne ſie doch, ſieh, das iſt Barbaroſſa, es iſt mir doch nie ſo wohl geworden

wie an dieſem Flecke, fänden wir nur die Kapelle der heiligen drei Könige!“ — „Ich war ſchon drin,“ ſagte der Knabe, „aber ich kann die Thüre nicht wieder finden, auch der Alte iſt fort, der mich hinführte, und je mehr ich ſein gedenke, deſto ſonderbarer fällt es mir auf, daß er dem Steinbilde des Barbaroſſa ähnlich war. Seht, hier ſaß ich und ſtaunte alles an, da klopfte er mir auf die Schulter, der Alte in dem ſeltſam prächtigen Mantel, vorn mit einem rothen Steine zugeheſtelt und fragte mich, ob es mir wohlgefalle dieſes Haus in den Trümmern, er habe ein ſteinern Bild, wie es geweſen, im Kleinen ausgeführt, das wolle er mir zeigen, ſo ſolle ich es aufbauen und ich werde viel Glück in dem Hauſe erleben und wenig werde mir von meinen Wünſchen unerfüllt bleiben.“ — „Und Du haſt es geſehen?“ fragte Martin, indem er den Knaben auf andere Art als je anſah. — „Freilich,“ antwortete der junge Berthold; „und nimmer werde ich das kleine Steinbild vergeſſen, ich könnte es Euch hier auf dem Boden herzeichnen. Könnte ich nur die Thüre wiederfinden, wo er mich einführte, es iſt als ob der Alte ſie mit Schutt bedeckt hat. Hier war es, meine ich, da führte er mich in einen gewölbten Gang, an deſſen Ende er eine metallne Thür öffnete. Wie erſchrak ich, als wir da eintraten. Das ganze hochgewölbte Zimmer, von zwei hängenden Lampen erleuchtet, ſchien

mit Gold und Edelſteinen, wie andre Häuſer mit Kalk überzogen, in der Mitte ſtand ein Sarg und darin lagen drei hochehrwürdige Männer mit Kronen und als ich den Sarg näher betrachtete, war es dies Haus, ſchön neu und vollendet und ſchien mir gewaltig groß, ob ich gleich drüber weg und hinein ſehen konnte, und als ich die alten Männer näher betrachtete, ſo ſah ich, daß der mittlere dem Alten glich, der mich hinein führte. Ich ſah mich um nach dem Alten, es war mir, als wäre er es ſelbſt, der da lag mit Königen, aber er war fort, eine Angſt füllte mein Herz, ich weiß nicht warum, ich floh aus der Kapelle, aus dem Garten über die Mauer und ſo fand ich Euch Vater Martin." — „Warum flohſt Du Dein beſtes Glück unglücklicher Knabe?" rief Martin. „Aber ſo iſt's mit dem Menſchen, der bildet ſich viel auf ſeine Natur ein und meint, ſeine Liebe und ſein Haß, ſeine Furcht und Hoffnung müſſen einen wahren Grund und Boden in der Welt haben." — Der Knabe ſah den Alten an und verſtand ihn nicht, ſondern fuhr in ſeiner Rede fort: „Mir iſt noch immer ſo bange, ich fürchte der Alte iſt ein Geiſt geweſen." — „Martin fuhr eben ſo in ſeinen Gedanken fort: „Wir ſchaudern vor den Geiſtern und gehen doch lange ſchon als abgeſchiedene Geiſter umher, wenn uns die Lebenden noch für mitlebend halten. Höre nicht auf mich, mein Sohn, ich bin hier ſo vergnügt, wie ich

lange nicht geweſen und da ſchwatze ich mit mir ſelbſt. Wie die Linden ſchön herduften, die den Garten ſchließen, mir iſt nie ſo wohlgemuth geweſen. Gott führt auf immer neuen Wegen zum Heil, unſer Leben iſt wie ein Mährchen, das eine liebe Mutter ihrem unruhigen Kinde erfindet." — „Aber wird nicht Mutter Hildegard mit dem Eſſen auf uns warten?" unterbrach ihn der Knabe. — „Sie wird noch öfter auf mich warten," antwortete der Alte, „und ich werde nicht kommen, die Treppen des Thurms ſteige ich nicht mehr hinauf und laſſe das Seil nicht mehr zur Erde laufen nach täglicher Nothdurft, ſehe mir auch nicht mehr die Augen aus, ob irgend ein Strauchdieb unſern Fuhrleuten auflauert, das iſt nun alles aus und ich bin hier eingeſetzt, Dich Berthold, den Abkömmling der Hohenſtaufen zu erziehen, Dir den Gebrauch ritterlicher Waffen zu zeigen und Dein Schwert zu wetzen, daß es ſchneidet, wenn Du es brauchen ſollſt." — Der Knabe wußte ihm nicht mehr zu antworten, ſondern ſchmiegte ſich an ihn, als er ihn aber über ſich ſingen hörte, da erſchrak er, denn ſo lange er um ihn geweſen, hatte Martin nie geſungen, obgleich ihm ein Wächterlied anbefohlen war, ſondern ſich immer am Geſange geärgert und oft mit Steinen nach Knaben und Handwerksgeſellen geſchleudert, die ſingend aus der Stadt zogen. Als aber der erſte Schreck vorüber war, da hörte er dem Martin

gern zu, nie hatte er eine ſo tiefe, ernſte Stimme gehört, es war ihm, als ob er eine ganze Kirche aus der Ferne ſingen höre und jedes Wort blieb ſeinem Gedächtniſſe eingeprägt.

Martin: Im See auf Felſenſpitzen
Wird bald Dein Schloß, die Pfalz,
So eckig weiß Dir blitzen,
Als wär's ein Körnlein Salz,
Und rings in dem Keſſel von Felſen,
Da ſiedet das Waſſer am Grund,
Ich rath es Euch Wagehälſen,
Verbrennet Euch nicht den Mund.

Es glänzen da ſieben Thürme,
Von ſieben Strudeln bewacht,
Und wie der Feind ſie ſtürme,
Der alte Thürmer lacht;
Die alten Salme lauern
Auf friſche Helden voll Muth,
Wenn Heldenbräute trauern,
Da füttern ſie ihre Brut.

Denn ſieh, die Schiffe kommen
Gerüſtet bis zum Schloß,
Gar prächtig angeſchwommen,
Da trifft ſie Wirbelſtoß,
Und wie ein Rad der Mühle,
So drehn ſie ſich geſchwind,
Als wär' es nur zum Spiele,
Bis ſie verſchwunden ſind.

Doch willſt Du einen retten,
Dem wirft der Thürmer dreiſt
Um den Leib den Hacken an Ketten
Und ihn hinüber reißt;

Zeigt

Zeigt ihm des Schloſſes Thüre,
Doch wer nicht fliegen kann,
Der braucht der Leitern viere,
Eh er zur Thüre hinan.

Und iſt er eingetreten,
Da ſtehn vier eiſerne Mann,
Die ſtechen, eh er kann beten,
Hält ſie der Thürmer nicht an;
Sie ſcheuen keinen Degen
Und haben doch kein Herz,
Stahlfedern ſie bewegen,
Sie ſind gegoſſen aus Erz.

Und iſt er da vorüber
Im grünen ummauerten Platz,
Da wird ihm wohler und trüber,
Als wär' er bei ſeinem Schatz,
Da ſtehen die Kirſchen in Blüthen
Und Kaiſerkronen in Glanz,
Die Nachtigal ſinget im Brüten,
Kein Mädchen führt ihn zum Tanz.

Der Thürmer nimmer leidet
Ein Mädchen in der Pfalz,
Und iſt ſie als Ritter verkleidet,
So koſtet's ihr den Hals.
Doch hat er den Bart gefühlet,
Dann läßt er ihn zu Dir ein,
Zum Schloßhof, wo Waſſer ſpielet,
Mit buntem Strahlenſchein.

Da fließet ein Brünnlein helle,
Das wie der Himmel rein,
Wie auch der See anſchwelle
Von irdiſch gelbem Schein;

Der Blumen ſtehen da viele
Am ſchwarzen Gemäuer entlang
Und eine kleine Mühle
Steht mitten in dem Gang.

Die Mühle drehet und netzet
Den Schleifſtein grau und fein,
Ein Alter ſchleifet und wetzet
Beſtändig auf dem Stein:
Da ſchleifet er alle Stunden
Ein Heldenſchwert am Stein,
Und hat nicht Zeit gefunden,
Daß alle würden rein.

Nun Fremdling geh nur vorüber,
Dir ſpringen die Funken in's Aug',
Bald wäre es Dir viel lieber
Du lägſt bei den Andern auch,
Denn keiner kömmt zurücke,
Der einmal hier oben war,
Es ſei denn, daß er ſich bücke,
Und daß ihm gebleicht ſein Haar.

Die Zimmer des Schloſſes ſind enge,
Gewölbt von Doppel-Kriſtall,
Und blankes Silbergepränge,
Das ſpielt mit den Strahlen Ball;
Da ſitzet auf einem Löwen
Des letzten Grafen Sohn,
An ſolchen gefährlichen Höfen
Iſt das der ſicherſte Thron.

Er denkt an Vater und Mutter
Und an des Unſterns Nacht,
Das iſt ein Heldenfutter,
Das nährt des Herzens Macht;

Da ſieht er in die Schrecken
Wie in Alltäglichkeit,
Und läßt ſich nimmer necken
Von falſcher Sorglichkeit.

Er iſt ſo ſicher in Kräften,
So herrlich von Angeſicht,
So glücklich in allen Geſchäften,
Des Unſterns achtet er nicht;
Ihm ſcheint der Tag der Sage
Schon freudig durch die Nacht,
Die Nacht vor'm jüngſten Tage
Wird ſchweigend zugebracht.

Vierte Geſchichte.

Schatz und Meſſer.

„Du kannſt nicht ſchweigen,“ rief eine Stimme aus dem Gebüſche; „zum drittenmal haſt Du den Schwur gebrochen!“ — „Fluch über Euch,“ antwortete der Alte ergrimmt, „die Ihr mein freies Herz an unbeſonnene Schwüre gekettet, ich breche die Kette, ich fürchte Euch nicht mehr.“ — In dem Augenblicke ziſchte ein Pfeil neben dem Knaben vorüber in Martin's Herz, er ſah Martin's Blut aufſpritzen, hörte ſeine dumpfen Flüche und ſtürzte beſinnungslos über ihn her, als wollte er ihn mit ſeinem Leibe gegen jedes Wurfgeſchütz ſeiner Feinde ſichern; aber kein zweiter Pfeil war nöthig. Die lahme Elſter erweckte den jungen Berthold gar bald aus ſeiner Bewußtloſigkeit, um ihn von der ernſten Wahrheit ſeines erſten großen Verluſtes zu überzeugen. Sein Gram verwandelte ſich in Zorn, er forderte den Mörder auf, ſich ihm zu ſtellen, allen Schimpf häufte er laut auf ihn, aber gleichgültig hallte die Mauer von ſeiner Rede und Martin's Richter und Feind ſchien entweder gleich verſchwunden, oder gegen die Reden des Kna-

ben gleichgültig. Die Beſinnung erwachte weiter wieder in ihm, wie er Martin, wenn ihm noch zu helfen wäre, über die Mauern, die er allein mühſam überſtiegen, nach der bewohnten Stadt ſchaffen könnte. Er beſchloß eben Menſchen herbei zu holen, als der alte Berthold über die Mauern ſuchend geſtiegen kam, beim Anblicke Berthold's frohlockte, aber beim Anblicke Martin's ſich kaum faſſen konnte. Er hatte beide vor dem Thore geſucht, wo ein Vetter Martin's ſeinen Weinberg liegen hatte. Ein fremder geharniſchter Mann, den er anſprach, hatte ihm den Garten unter der Brandſtätte bezeichnet, wo er ſie gewiß finden würde, da habe er vom Berge einen Mann im rothen Wamms mit einem Knaben im grünen Wamms ſtehen ſehen. So war er auf den rechten Weg geführt worden, ſeinem lieben Martin die letzte Pflicht zu erweiſen. Seiner Verzweiflung ließ er keine Zeit, ſondern mit raſcher Eile ſuchte er einen bequemen Eingang und fand auch ſchnell das Thor, wo nur wenige Steine weggewälzt zu werden brauchten, um den Leichnam Martin's hindurch zu ſchleppen. — Er und der Knabe trugen ihn nach der Badeſtube. Da ward ein Aufſehen, denn es war ein Sonnabend, und alle Handwerker wollten zum Sonntag reinlich erſcheinen, die roth angelaufenen Geſtalten drangen neugierig aus der dampfenden Badeſtube heraus, mancher mit Schröpfköpfen beſetzt, ein andrer

mit halb beſchnittenen Haaren, und allen that der alte Martin leid, weil er ein ſtattliches Anſehen im Tode bewahrte. Aber der Bader unterſuchte die Wunde und ſagte traurig, da vermöge ſeine Kunſt nichts mehr, der Schütze, der ihn getroffen, müſſe das menſchliche Herz wohl gekannt haben. Nun jammerte erſt Berthold und ſein Sohn, kaum konnten ſie dem eintretenden Bürgermeiſter Antwort geben, der ſie über den Vorfall befragte, denn ſchon hatte das Gerücht ſich verbreitet, Berthold habe Martin aus Liebe zu deſſen Frau umgebracht. Es drohte der Bürgermeiſter mit der Folter, als ein Bote von den Freigerichten einging, welche durch ein Schreiben an den Bürgermeiſter erklärten, Martin ſei ſchon lange wegen einer Mordthat verurtheilt geweſen, aber erſt jetzt von ihnen erreicht worden. So kam nun Berthold mit ſeinem Sohne und ſeinem Jammer frei und eilte zur Frau Hildegard, die ſie gefaßt und von allem durch die beredte Höckerfrau am Thore unterrichtet fanden; ſie ſuchte Berthold damit zu tröſten, daß ſie verſicherte, Martin hätte bei ſeinem Huſten doch wohl nicht lange mehr leben können. — Martin wurde mit Ehren begraben und der am innigſten und längſten ihn betrauerte, war der junge Berthold.

Der junge Berthold hatte ſich ſo treu fleißig in dem Jahre ſeinem Geſchäfte ergeben, daß der Bürgermeiſter ihn jetzt ſchon brauchbarer als den Alten fand,

der ſich nur mit Mühe in eine neue Einrichtung verſetzen konnte. Er geſtattete daher gern, daß der Alte vorläufig die Geſchäfte des Martin als Thürmer beſorgte und daß die Schreibegeſchäfte ſämmtlich dem jungen Berthold übertragen wurden. So hatte nun der junge Berthold viel mehr Freiheit in der Anwendung ſeines Tages, denn der Alte ſaß ihm nicht mehr zur Seite, und dieſe Freiheit benutzte er reichlich, den entdeckten Garten ſich einzurichten. Der Eingang war beim Heraustragen Martin's eröffnet, ſo daß er jetzt vom Rathhauſe zu der wüſten Marktſeite in ſeine Trümmerburg ſchnell hinüber gehen konnte, wenn er mit angeſtrengter Eile ſeine Schreibereien beendet hatte. Er zimmerte ſich eine Gitterthüre, die den Eingang ſchloß, damit nicht muthwillige Knaben ihm ſeine Arbeit verderben könnten, doch beſſer als dieſe Thür ſchützte ihn die Furcht vor geheimen Mächten, die jeder nach ſeiner Art ſich dachte, die aber ſeit dem gewaltſamen Tode Martin's ſich mit den alten Gerüchten und Sagen gepfropft hatte. Es that ihm leid, daß der Alte ihn nicht wieder beſuchte und daß er die Kapelle der heiligen drei Könige nicht wieder finden konnte, allmählig ſchien es ihm ſogar, als ſei er etwas eingeſchlafen geweſen und ein Traum habe ihn getäuſcht, denn die ſchmerzliche Wirklichkeit von Martin's Tode hatte jene Anſchauungen in Schatten geſtellt. Als er den alten Berthold darüber

befragte, antwortete ihm dieſer: „Wir glauben, was etwas iſt, und wiſſen, was etwas nicht iſt; wir wiſſen nichts, wir müſſen alles glauben, aber der Glaube iſt ohne Wiſſen nichts.“ Er verſtand das nicht, aber er merkte ſich es doch auf ſpätere Tage, weil er wohl ahnte, daß etwas darin liegen müſſe. Übrigens waren des jungen Berthold's Gartenanlagen verſtändig. Wie er gern auch das Halbverſtandene ſich lernend bewahrte, ſo verfuhr er mit dem verwilderten Gartenplane; ehe er gewaltſam Bäume umhieb, ſuchte er ſich deutlich zu machen, was gepflanzt ſei und was wild aus Saamen und Wurzel aufgewachſen. Zwar ſchien manches von dem Gepflanzten untergegangen und abgeſtorben, aber auch mit dieſen Stämmen bezeichnete ſich die Anlage des Gartens. — Allmählig trat alles an ſeine rechte Stelle, indem das Überflüſſige hinweg genommen war. Brunnen und Gänge waren gereinigt, die ausgeſchnittenen alten Obſtbäume trugen wieder und edler Wein bezog die ſonnigen Mauern. Ein wohl erhaltenes gewölbtes Zimmer bewahrte während des Winters Blumenpflanzen und Sämereien und ſo war dem jungen Berthold das erſte Jahr mit ſichtbaren Zeichen ſeines Daſeins und Wirkens vergangen.

Da kam er eines Tages zum Abendeſſen und fand Frau Hildegard in ſtiller Betrübniß, aber ſie wiſchte ihm dennoch nach ihrer Gewohnheit den Schweiß von

der Stirn, zog ihm die Schuhe aus und die Pantoffeln an und ſagte ihm dann erſt, daß ſie ſehr betrübt ſei, weil ſie ſchon wieder heirathen müſſe, der Bürgerſter wolle dem Berthold nicht anders das Thürmeramt und ihm den Rathsſchreiberdienſt geben. „Thut es doch mir zu liebe,“ ſagte Berthold, „heirathet den Vater, da brechen wir hier die Wand weg und haben mehr Raum.“ — „Ja wie Du's verſtehſt,“ ſagte Hildegard, „der Martin hat's mir wohl prophezeiht an unſerm Hochzeittage aus dem Zinnguß, aber wenn mein Schwindel nicht wäre, daß ich die Treppe hinunter gehen könnte, ich ginge lieber in's Kloſter, als daß ich wieder in's Ehebette ſtiege.“ — „Mutter Du mußt heirathen,“ ſagte der Sohn, „denn in's Kloſter dürfte ich nicht mitgehen und ich kann Dich nimmermehr verlaſſen.“ Hildegard drückte den Knaben an ihr Herz, der alte Berthold trat vom Wächtergange herein, ſie verlobten ſich unter vielen Thränen. Wirklich ſetzte es der Bürgermeiſter aus Wohlgefallen gegen den alten Berthold bei der Bürgerſchaft durch, daß diesmal der Mann von der Feder, ſtatt eines Kriegsmanns, die Thürmerſtelle erhielt, als Grund führte er an, daß der alte Berthold in früheren Zeiten doch auch der Stadt mit dem Schwerte bei mehreren Fehden gedient habe. Der junge Berthold wurde nur vorläufig in Eid und Pflicht genommen, weil er noch zu jung war

und der Alte behielt immer noch Gehalt und Würde eines Rathſchreibers. Die dritte Hochzeit, welche Frau Hildegard feierte, war die ſtillſte von allen, der alte Berthold geſtand mit inniger Rührung, daß die Wege des Himmels unerforſchlich wären, der ihm nach ruhigem Ausharren im Alter ein Glück aufdränge, wonach er in früheren Jahren vergeblich ſich bemüht; wenn er es auch nicht lange mehr genieße, ſo müſſe er doch die Fügung des Himmels preiſen. — „So iſt es doch wahr,“ ſeufzte der junge Berthold, „daß Du älter wirſt und gebeugter gehſt, ſeltener froh biſt und öfter ſtille in Dich verſinkſt, ſtirb nur nicht ſo bald, wie Martin, dann wären wir ganz verlaſſen.“ - „Jetzt haben wir uns noch!“ ſagte der Alte und ging das Wächterlied vom Thurm zu blaſen.

Die mühſame Arbeit des jungen Berthold hatte die Neugierde des herrſchaftlichen Stadtvoigts, des Herrn Brix, auf die Reſte des alten Pallaſts gewendet, und er hielt es jetzt für ſeine Pflicht, da er in denſelben ein Beſitzthum ſeines Herrn des Grafen von Wirtemberg erkannte, bei demſelben anzufragen, was damit anzufangen ſei. Da nun Niemand für dieſe alten ehrenwerthen Trümmer ſprach, ſo wurden ſie zum öffentlichen Verkauf beſtimmt. Der junge Berthold war untröſtlich, als ſein liebes Eigenthum, wofür er es ſo lange gehalten, zum öffentlichen Verkauf an den Meiſtbietenden ausgerufen wurde, er hätte

dem Ausrufer den Mund zuhalten mögen, er hoffte, die Leute würden nicht darauf achten. Aber bald kamen Bürger der Stadt, beſahen ſich die Gelegenheit, maaßen das Gärtchen und brummten nur immer, daß ſo viel aufzuräumen, ſonſt gäbe es ſchon einen artigen Bleichplatz. Alſo nichts was da geweſen, nichts was er gepflanzt, ſollte bleiben, alles ſollte für den gemeinſten Gebrauch vernichtet werden. Da fielen ihm die fünf Goldgülden ein, die ihm Martin als ſein Erbe (mit der Kiſte, worin der Schädel) oftmals gezeigt und ihm wohl eingeprägt hatte, das Geld nur dann zu brauchen, wenn er ſein ganzes Glück und Geſchick damit lenken könne. Aber dies ſchien ihm zu wenig für die Herrlichkeit ſeines Lieblingsortes, er kannte Niemand im Städtlein ſo vertraulich, daß er ihn hätte um Rath fragen mögen. Von Berthold und von Frau Hildegard fürchtete er Widerſpruch, er mußte ihnen ſeinen häufigen Beſuch der wüſten Stelle verſchweigen, denn der Ort gefiel ihnen nicht. Ganz heimlich nahm er an dem Freitage, der zur öffentlichen Verſteigerung beſtimmt, ſein Erbtheil mit, betete in drei Kapellen und war der erſte auf dem Rathhausſaale, wo die Verſteigerungen abgehalten wurden. Es verſammelten ſich Viele, er glaubte in ihnen ſeine ärgſten Feinde zu ſehen. Es geſchah der erſte Ruf und alles ſchwieg. Es geſchah der zweite Ruf und er bot mit trockener, faſt erdrückter Stimme ſeine fünf Gold=

gülden, und keiner überbot ihn. Es wurde wieder zum erſten und zweitenmal ausgeboten und keiner überbot ihn. Da geſchah das dritte Ausgebot und er glaubte ſchon den Hammer für ſich niedergeſchlagen zu ſehen, als eine ihm wohlbekannte Stimme einen Gulden mehr bot. Er ſah ſich erſchrocken um, erſtaunte aber noch mehr, als er das Antlitz des Alten, der ihn damals in die Kapelle geführt, hinter ſich erblickte. Und hätte er auch einen unerſchöpflichen Geldbeutel gehabt, gegen den hätte er nicht gewagt zu bieten, der Alte zog alle ſeine Gedanken auf ſich und er war verwundert, ihn hier in gewöhnlicher ritterlicher Kleidung wiederzuſehen, den er damals in ſo ſeltſamer, prächtig alter Tracht erblickt. Der Alte trat zu ihm und fragte ihn leiſe, ob er denn nicht überbieten wolle? Der kleine Schreiber antwortete ihm traurig, er habe nicht mehr Geld, auch wage er ſich nicht, gegen ihn zu bieten. — Der alte Herr erwiederte aber, daß er ſich irre, wenn er glaube daß er geboten, der Schneider dort wolle ſich eine Werkſtatt in dem alten Gemäuer anlegen, er möge nur zubieten und auf Gott vertrauen, mit dem Bezahlen werde es ſich ſchon finden. — Kaum hatte der junge Berthold das Wort gehört, ſo kam ihm ein Vertrauen in's Herz, er bot noch einen Gulden. Der Schneider Fingerling, denn der war ſein Mitbieter, rieb ſich die Hände und drückte noch einen halben

Gulden heraus, doch Berthold ſprach wieder ſein voll aus. Aber gleich faßte ihn hier der Schrecken, der Andere möchte nicht wieder bieten, das Vertrauen war fort, es überzog ihn kalt und die Sinne gingen ihm faſt unter, als ihm die Trümmer des Pallaſts von Barbaroſſa für ſieben Gulden zugeſchlagen wurden. Er wollte ſich an dem Alten halten und tröſten, aber der war ſchon fortgegangen, er fragte nach ihm, aber keiner der Nachbarn hatte ihn gekannt. Meiſter Fingerling ging ſpöttiſch auf den armen Berthold los und ſagte ihm: „Ihr müßt viel geerbt haben, daß Ihr das große Werk unternehmt, den Platz aufzuräumen und Euch da anzubauen, wünſche Euch Glück.“ Mit den Worten entfernte er ſich und der Stadtdiener, welcher den Zuſchlag gemacht hatte, kündigte Berthold an, daß er ſogleich die Hälfte der Kaufſumme und den Reſt am andern Morgen zahlen müſſe, widrigenfalls die Hälfte verloren ſei. Berthold reichte ſeine fünf Gulden hin, mit einem Gefühle, als wären ſie verloren. „Das iſt mehr als die Hälfte,“ ſagte der Mann. „Das ſchadet doch nichts?“ fragte Berthold. — „Es ſchadet nichts, wenn Ihr morgen den Reſt bezahlt, ſonſt ſind fünfe verloren.“

Sie ſind verloren, dachte er, und mein lieber Garten dazu, und mit dieſen betrübten Gedanken beladen ſollte er bei der Mutter Heiterkeit erzwingen. Sie

merkte ihm bald etwas Trübes an und er ſchob es auf ein Kopfweh und ließ ſich alle ihre Hausmittel gefallen. Zum Glück hatte der alte Berthold die Verſteigerung ganz vergeſſen, ſonſt hätte er ſich doch wohl verrathen. Endlich kam die erſehnte Zeit des Schlafes, er ſchlief nicht, aber er konnte doch unbemerkt ſeinem Unglücke nachdenken. Früh ſtand er auf, ſprach von nothwendigen Schreibereien und eilte ſtatt deſſen in ſeinen Garten. Er glaubte ihn zum letztenmal von dem friſchen Morgenlichte durchſtrahlt zu ſehen, ſeine Wehmuth bethaute alle geliebten Pflanzen, bis endlich die Müdigkeit, als er ſich noch einmal in ſeiner Bohnenlaube ausgeſtreckt, ihn überwältigte. Ganz unbemerkt verſank er in eine andre Welt, die ſich nur ungern mit jener befaſſen mag, in der wir zu wachen meinen. Es träumte ihm manches Vorüberflatternde, bis ihm das rechte Bewußtſein des Traumes aufging. Da trat zu ihm dieſelbe ehrwürdige Geſtalt, die ihn beim Ausgebote zum Mehrbieten aufforderte, aber er trug wieder das alte Kleid mit dem rothen Steine zugeheftet. Und Berthold klagte ihm ſeine Noth mit den beiden Gulden, die ihm fehlten. „Wenn es weiter nichts iſt, was Dich betrübt,“ antwortete der Alte lächelnd, nahm ihn bei der Hand und führte ihn in den Gang der alten Linden, welche das Gärtchen begrenzten. Dort bei einer Linde ſcharrte er mit dem Fuße die Erde auf und ein eiſerner Kaſten voll goldner

und ſilberner Münzen ſtand geöffnet vor den freudigen Augen. „Nimm ſo viel Du brauchen kannſt von meinem kleinen Hausſchatze," ſagte der Alte, „aber vergiß nicht, daß es nur geliehenes Gut iſt und daß alles mein iſt, was Du damit kaufſt und verdienſt und daß ich alles zurückfordern kann, wenn es mir gutdünkt und ich es einem Andern verleihen will. Der Zins iſt nicht hart," fuhr er fort, als ihn Berthold bedenklich anſah, „iſt doch dem Menſchen unter gleicher Bedingniß die Erde geſchenkt, er nimmt nichts von ihr in jene Welt, als die Einſicht und den Glauben, den er auf ihr gewonnen." — Bei dieſen Worten ſchien es Berthold, als ob er ſich in dieſe Worte verwandelt habe, er wollte ihm antworten, aber es war, als ob eine Gewalt ſeine Stimme zurückdrückte, endlich brachte er einen Ton heraus, erweckte ſich ſelbſt dadurch und fand ſich wie ein erwachender Nachtwandler verwirrt, erſchöpft und gleichſam außer ſich im Lindengange ſtehend wieder. Er brach halb bewußtlos einen Zweig vom Baume, zählte in Gedanken die Blätter und fand vierundzwanzig daran, warf den Zweig zur Bezeichnung der Stelle auf den Boden und wankte dann ſchlaftrunken zurück in ſein Frühlingshaus, wo ihn der tiefſte Schlaf mehrere Stunden feſſelte. Als er aufwachte, ſtand die Sonne ſchon hoch, er ſprang auf und ſah zu ſeinem Ärger, daß die Gartenthüre offen ſtand. Es kränkte ihn jede

mögliche Verletzung ſeines Gartens, ſei es durch eingedrungene Thiere oder Menſchen, obgleich er des Traumes längſt vergeſſen und ſeiner Armuth eingedenk, den Beſitz deſſelben bald aufzugeben dachte. Er überſah ſeine Blumenbeete und fand ſeine Maiblumen ausgeplündert, die ſaftigen Stengel der Hyazinthen weinten noch, als ob der Frevel erſt begangen. Er eilte umher, den Miſſethäter zu entdecken und ſah im Lindengange den Rücken eines Mädchens, das beſchäftigt war, einen Kranz auf ihrem Schooß zu winden. Ohne ſich darum zu kümmern, wer es ſein könnte, rief er mit innigem Verdruſſe: „Beſſer tauſend Augen, als eine Hand!“ Da blickte das ſchöne Kind ſich ſcheu um und er ſah in ein Paar Augen, die der Hand wohl einen tauſendfach höheren Werth gegeben hätten, als alle denkbaren Blumen, die ſie abpflücken konnte, Augen, die ihm ſchon ſeit dem Tage, wo ſie ihm den grünen Wamms ſchenkte, wie ein unerreichlich ſeliger Sternhimmel erſchienen waren. Es war Apollonia Steller, die er ſo zornig angeredet hatte, ſie ſtand auf, warf ihm den halb vollendeten Kranz auf den Kopf und erwiederte mit einer innern Kränkung: „Behalte Er ſeine dummen Blumen, wenn Er ſie mir nicht gönnt.“ Der Kranz gleitete aber von ſeinem Kopf in ſeine Hände, bleich von Schrecken, in unbeſchreiblicher Verlegenheit, wie er ſeine Übereilung gut machen ſollte, erfror ihm jedes entſchuldigende Wort.

Er

Er drehte den Kranz, als ob er einen Roſenkranz abbetete, oder ſeinen Schaden zählen wollte, während Apollonia den Garten eilig verließ. Und immer noch arbeitete er und zählte in bittern Gedanken an dem Kranze, während dieſer auseinanderfiel und ihm nur der Zweig blieb, über welchen er gebunden war. Und wieder zählte er die Blätter dieſes Zweigs und fand vierundzwanzig daran, bei dieſer Zahl ging ihm ein Blitz durch den Kopf, als wär's die Entdekkung einer neuen Welt. Sein Traum, der Schatz, das Haus, der Garten, alles war wieder ſein, auch Apollonia glaubte er durch dieſen Reichthum noch erlangen zu können, da fiel ihm erſt ſorgenvoll ein, daß es doch wohl nur ein zufälliges Zuſammentreffen mit dem Traume ſein könne. Seine Thätigkeit überwog Gram und Sorge, die Schaufel war in ſeiner Hand, er grub in die Erde, daß der Schweiß ihm über Wangen und Rücken lief. Jeder Einſchnitt in den ſchwarzen Boden war ihm ein lohnendes Gefühl, daß er näher ſeiner Hoffnung, — endlich klang der Spaten gegen Metall, — noch ein Abheben der Erde und er ſah die roſtige Fläche eines eiſernen Deckels. Nun ruhte er ſich einen Augenblick, ſein Schweiß tropfte auf die Fläche des Deckels und er ſah ſchon das Gold eingelegter Blumen auf demſelben. Nun hob er den Kaſten mit Gebet, daß er ihm nicht entſchwinden möge. Da ſtand er, aber das Schloß

wollte nicht weichen, bis er mit einem derben Steine ſo kräftige Schläge gegen den vorſtehenden Deckel führte, daß das Schloß zerſprang und der Deckel aufſprang. Das Geld lag nicht unmittelbar im Kaſten, ſondern erſt mußte er einen alten ausgenähten ledernen Beutel aufziehen, da ſtand die Erſcheinung des Traumes, die Fülle ſilberner und goldner Münzen vor ihm. Und als er ſie in beſchaulicher Eile in den Kaſten ſtürzte, ſo fand er noch im Beutel ein wenig verroſtetes Gürtelmeſſer, deſſen Griff in türkiſcher Art einen Drachenkopf bildete. Eilig nahm er zwei Gulden aus der Menge und ſteckte ſie zu ſich, wollte eilig zum Rathhauſe, den Reſt der Kaufſumme zu zahlen, aber nun plagte ihn ſchon der Reichthum: wo ſollte er ſeinen Schatz verbergen? Endlich glaubte er ihn unter Steinen in ſeinem aufgeräumten Zimmer ziemlich geſichert zu haben, nahm aber doch eine Taſche voll Geld mit, um im Falle unſeliger Beraubung nicht alles zu verlieren.

Sein Kaufbrief war bald ausgefertigt, der Voigt ſah ihn an wie einen ſeltſamen Thoren, der ſein Geld verſchwendet und obenein als verdächtig, woher er das Geld bekommen. Beim Bürgermeiſter erhielt er einige Verweiſe, daß er ſo ſpät gekommen, weil dieſer zur Feier des Namenstages ſeiner Tochter noch ein Gedicht, das er anfertigen laſſen, abgeſchrieben wollte haben. Da ſtrengte er ſich an, jeder Schnörkel

mehr an den Buchſtaben ſollte ihr darthun, wie er ihr mit allen Kräften zu dienen ſtrebte. Als er dieſe Arbeit zur Zufriedenheit des Herrn Bürgermeiſters beendet, eilte er von ſeinem Garten mit einem Kuß, den er der Erde gab, Beſitz zu nehmen und dann mit verheerender Reue alles Blühende zu Ehren Apollonien's abzumähen. Es war ein hoher Tragekorb voll Blumen, womit er in das Haus des Bürgermeiſters einrückte, die er an Apollonien abzugeben bat. Der Bürgermeiſter, der gerade noch im Zimmer war, nahm das Geſchenk als ein Zeichen ſchuldiger Anhänglichkeit an ſein hohes Haus, im Namen der Tochter, wohl auf, er befahl, ihn zum Vesperbrod herein zu rufen. Da ward ihm gar fröhlich, als Apollonia mit ganz verſöhntem freundlichem Blicke ihm ein Glas Wein darbot, auf welchem ein breiter Schnitt Mandelkuchen mit krispelkrauſer Oberfläche lag. Wie aber zu dem Dargebotenen zu gelangen, da er in der einen Hand ſein Baret, in der andern einige Schriften hielt, unter welche der Bürgermeiſter ſeinen Namen ſetzen ſollte. Nach kurzer Überlegung ließ er beides fallen, denn das dargebotene Glück war zu groß. Nun hörte er hinter ſich ein feines Lachen, während Apollonia, in ſeiner Seele verlegen, die Augen niederſchlug. Das war doch ſchön von ihr, wie ſie ſo mit ihm fühlte, auch war es gutmüthig vom Bürgermeiſter, daß er einen ernſten Blick gegen die Lachenden ausſandte und

dem Berthold vormachte, wie er erſt die Pergamente hätte in die Taſche ſtecken, das Baret unter dem Arm einklammern ſollen, um ruhig zu dem Glaſe Wein zu gelangen. Berthold that wie ihm geheißen, klemmte aber ſo heftig an ſeinem Baret, daß das kleine Eichhörnchen, welches er gewöhnlich mit ſich herumtrug, ihn biß und mit dem ihm eignen Knurren in der Bosheit hinaus und wie ein Teufelchen im Zimmer herumſprang, während Berthold ſein Weinglas zum Theil überſchwabbern ließ und nachher ängſtlich mit ſeinem Fuße den Weinfleck am Boden zu decken ſuchte. Nun war das Gelächter allgemein und der Bürgermeiſter verließ das Zimmer, um ſich nichts von ſeinem Anſehen gegen den Schreiber zu vergeben. Apollonia ſuchte ihn jetzt dreiſter zu machen, ſchenkte ihm das Glas voll, er mußte trinken und der ſeltene Genuß des edlen Weins und Apollonien's freundliche braune Augen erheiterten ihn ungemein, er kam zu einiger Faſſung und ſah ſich um, wer denn eigentlich ſo feinſtimmig gelacht hatte. Da erſchrak er aber recht, es ſtanden da zwei Mädchen, die ihm ein Paar ausgeſtopfte Hoſen auf dem Kopf zu tragen ſchienen. Seine Unbekanntſchaft mit den neuen Stuttgarter Trachten hatte an dieſer Verwunderung Schuld, es war eine niederländiſche Tracht, die dort nachgebildet war und die beiden Mädchen, es waren des Voigts Brix heirathsluſtige Töchter, thaten ſich nicht wenig

darauf zu gute (ſie waren kürzlich in Stuttgart geweſen) und hofften, daß Apollonia ſie darum beneiden würde. — „Was ſieht Er mich ſo groß an?“ fragte die eine, Babeli mit Namen, die gleich jeden in ſich verliebt glaubte. — „Je Jungfer,“ ſagte Berthold, „Sie hat ja ein Paar Hoſen auf dem Kopf.“ — Babeli fand ſich ſehr gekränkt, aber ſie rümpfte kaum den Mund und fragte weiter: „Weiß Er denn ſonſt nichts Neues?“ — „Erzähl Er uns etwas Neues,“ fiel gleich die andere, Joſephine, ein. — Berthold dachte, was er erzählen ſollte, er wußte nur wenig aus dem Umgange mit Menſchen, aber alles, was ihm einfiel, ſchien ihm zu ſchlecht, er wollte durchaus nicht wieder lächerlich werden. Endlich betete er heimlich zu Gott, daß ihm etwas Neues einfallen möge und da ſtand's vor ſeiner Seele, was er kürzlich erſt geleſen und er ſprach: „Der heilige Papſt hatte erlaubt, daß in unſerm Lande, wegen Mangel an Fiſchen und Baumöl, die Milch auch in den Faſten zu genießen ſei, aber ein Doktor Spenlin hat ſich widerſetzt und appellirt vom Papſte an das Concilium, er ſagt, es ſeien genug Fiſche im Lande und ſtatt des Baumöls reines Nußöl, Leinöl, Rüböl, Mohnöl“ . . . . Hier lachten ſchon die Voigtsjungfern helllaut, wie es ſich wahrlich nicht ſchickte und Apollonia ſagte ärgerlich, daß er ſich nicht beſſer empfohlen: „Laß Er uns, Er hat uns ſchon genug

beölt, weiß Er denn nichts anders zu ſprechen?“ — Joſephine, eine rechte Schnatterbüchſe, ſagte ihm vor, er müſſe von Turnieren und Fehden ſprechen, von hochberühmten Frauen und Sängern, von zarter Minne und theuren Gottesdegenen, von Blaubärten und Milchbärten, von Fidelern und Fanten. — „Von Elephanten,“ ſagte er, „ſteht auch was in meinem Buche.“ — „Ihr müßt Bären anbinden,“ fuhr Joſephine lachend fort, „Euren Falben von einer Felſenſpitze zur andern einreiten und Euch endlich vom uralten Schneemanne in Gegenwart von Rundienen und Galgenſchwenglein zum Ritter ſchlagen laſſen und dabei Gottes Wort in einem Hausbackenbrode verehrt erhalten.“ — „Meiſter Fingerling iſt garſtig dabei zerkratzt worden,“ ſagte Berthold, ohne von dem Vortrage verwundert zu ſein. — „Der Schneider?“ fragte Babeli. — „Er iſt wirklicher Katzenritter,“ fuhr Berthold fort, „er hat vor zehn Jahren in der Zunftſtube die angebundene Katze gänzlich verbiſſen, er hat davon viel Ehre gehabt, aber wenn er davon ſpricht, iſt ihm noch immer ecklig zu Muthe.“ — Die Geſchichte machte den Voigtsjungfern viel Freude, ſie behaupteten, er habe mehr Verſtand, als man erſt glaube, ſie ließen ſich ausführlich von den Katzenrittern, einem damals üblichen Spaß der Handwerksgenoſſen gegen die Ritterſchaft, erzählen. Joſephine ſprach, daß Berthold einem Ritter vom

Stuttgarter Hofe ähnlich ſehe, mit dem ſie oft getanzt habe, und da verſuchte ſie, wie Berthold ſich im Tanze zeige. Berthold ſprang höflich mit, wie ein Menſch es macht, dem Boden und Wände ſich drehen, dem es aber doch nicht übel in den Gliedern thut, von weiblichen Händen ſo geſchwenkt zu werden, hätte er nur feinere Schuhe angehabt, dieſe waren abgelegte von Martin, mit Nägeln, wie Eulenſpiegel's Grabeiche, beſchlagen. Der große rothwangige Burſche gefiel den Voigtstöchtern nicht übel und je lauter er ſtampfte, je mehr Spaß machte es ihnen, er ſchien ihnen, wie den Kindern der Haushund, ein Geſchöpf, vom Himmel zu jeder Quälerei geſchaffen. Apollonia wollte ſie nicht ſtören, aber das Weſen gefiel ihr gar nicht. Babeli fiel nun darauf, dem Berthold Unterricht im Tanzen geben zu wollen, ſie ſtieß gegen ſeine Beine, kniff ihn und ſtopfte ihm den Mund mit Kuchen, wenn er verdrießlich zu werden ſchien. Berthold kam in dem fremden Weſen ganz aus ſeinem Häuschen, er meinte mit den Wölfen heulen zu müſſen und als Apollonia mit in das Spiel hineingezogen wurde, ſo wuchs ihm gar der Kamm, er erwiederte, was ihm angethan wurde und glaubte Beifall zu ernten und ſich recht geſchickt aufzuführen. So kam es, daß, als ihn Babeli kniff, er wieder kniff, aber nicht Babeli, ſondern aus angeſtammter Neigung Apollonien in die Backen, in-

dem er freundlich um Vergebung bat, daß er am Morgen ihr die Blumen abgejagt. Dieſes ſein Verbrechen wurde von den Voigtsjungfern vor Gericht gezogen und er von den ausgelaſſenen Mädchen zu drei Streichen mit ſeinen eigenen Pergamenten verdammt, weil er die ritterlichen Minnegeſetze verletzt habe, nach welchen die Blumen dem weiblichen Geſchlechte gehören. Er drohte, ſo oft zu küſſen, als er geſtrichen würde, da machte Joſephine gleich Ernſt und ſtrich ihn dreimal mit einer Gerte über, die zufällig in der Stube ſtand. Die Streiche brannten dem Berthold nicht halb ſo heiß wie ſeine Neigung, er umfaßte Apollonien im Vergeltungsrecht und küßte ſie dreimal recht derb ab. Joſephine wollte ihn mit Schlägen fortbringen; das erbitterte ihn noch mehr, er küßte Apollonien immer mehr. Als ob er blind und taub wäre merkte er nicht, daß der Bürgermeiſter eingetreten war, bis dieſer ihn mit ſtarker Hand fortriß, ihn zur Stubenthüre und weiter bis zur Treppe hinzog und dort mit einem derben Fußtritt und den Worten herunterförderte: „Denk Eſel, daß Dein Huf nicht zum Liebkoſen geſchaffen, nie laß Dich wieder vor meinen Augen ſehen, Undankbarer, mit Deinem Dienſte iſt es aus.“

Berthold lief bewußtlos aus Angewohnheit ſeinem Garten zu, er hätte eben ſo unempfindlich in's Waſſer laufen können. Was iſt menſchliches Wün-

ſchen, der Himmel ſtraft uns in der Erfüllung unſrer Bitten, wenn ſie nach dem Irdiſchen zu heftig ſtreben; was war Berthold jetzt der Garten und der Schatz, er glaubte ſich nicht mehr im Paradieſe zu finden, aber die Äpfel ſchmeckten ihm noch ſüß in der Erinnerung. Ihm war ſo ſchwer um's Herz, ſelbſt nach dem Thurme wagte er nicht aufzublicken, der ſchon in der Dunkelheit leuchtete, er hielt das alte Meſſer des Schatzes voll Gram in ſeinen Händen, es war ihm in dieſem Augenblicke lieber als der Schatz. Als er ſich aber zufällig damit in die Hand ritzte, fand er, es thäte weh, legte das Meſſer wieder in den Kaſten des Schatzes und begab ſich mit dem Kaſten nach dem Thurme, um ſein ganzes Herz, Glück und Unglück vor den treuen Seelen auszuſchütten, die heut ängſtlicher als je ſeiner harrten, weil allerlei Seltſames vom Hauskauf durch die kreiſchende Stimme des alten Höckerweibes zu ihnen hinauf erſchollen war.

Fünfte Geſchichte.

Der Bau.

Des jungen Berthold's Erzählung wurde von dem Alten und Frau Hildegard ganz anders aufgenommen, als er gefürchtet hatte. Sei es der Anblick des Schatzes, das Außerordentliche im Geſchick, kein einziger Vorwurf traf ihn, daß er den Kauf ſo heimlich ausgeführt. Frau Hildegard wiſchte ihm ſorgfältig jede Thräne ab, ſteckte ſeine Füße in weiche Pantoffeln und der Alte ergoß zum erſtenmal ſeinen Zorn gegen den Bürgermeiſter, indem er alle einzelnen Verweiſe aufzählte, die er um Kleinigkeiten erhalten. Endlich fuhr er auf und ſagte: „Keinen Schritt ſollſt Du ihm nachgehen, Du haſt mehr Geld als er, und was er hat, iſt nicht ehrlich gewonnen, mit Gottes Hülfe wollen wir irgend ein anſehnliches Gewerbe anfangen, das uns gut nährt. Stände nur erſt das Haus auf den alten Trümmern, ſo gäbe ich die Thürmerſtelle gleich auf und zöge hinein." — „Und ich ſollte gar allein bleiben," ſagte Hildegard mit Vorwurf. — „Ich ließe eine Brücke bauen," antwortete der Alte, „daß Du recht bequem heruntergehen könn-

teſt, oder wir hingen eine bequeme Sänfte an das Seil und ließen Dich herab, ich habe ſchon in Gedanken für alles geſorgt.“ — „Und ich weiß ſchon den ganzen Bauplan,“ ſeufzte der junge Berthold, „aber wozu ſoll ich alle die Zimmer erbauen, ehe wir wiſſen, wozu wir ſie brauchen ſollen und was ich darin unternehme. Zum Abſchreiben brauche ich nur ein Kämmerlein und zum täglichen Leben brauchen wir auch nur ein Zimmer, denn wir bleiben gern beiſammen.“ — „Was klingelt denn ſo ſpät von der Stadt her und will noch zu uns herauf?“ fragte der Alte und zog am Drath die untere Thür auf, während der junge Berthold den Schatz unter dem Bette verbarg. Es trat aber zu aller Verwunderung Meiſter Fingerling herein, entſchuldigte ſeinen Beſuch, indem er ſagte, daß Berthold mit ſeinem Kauf einen Lieblingsplan geſtört habe, an welchem er ſeit vielen Jahren arbeite; nun habe er eben im Rathskeller bei einem Glaſe Wein vom Gerichtsdiener vernommen, daß Berthold ſeines Schreiberdienſtes entſetzt und ein fahrender Schüler aus der Schweiz, ein Bachante, der ſeit Jahren ſchon in den Straßen herumſinge, vorläufig an ſeine Stelle trete; da komme er nun, um zu hören, ob ſich nicht durch verſtändige Beſprechung alles zwiſchen ihnen ausrichten laſſe. — Der alte Berthold fragte neugierig, was er denn eigentlich beabſichtige? — „Ich habe Euren Pflegeſohn

vom erſten Anblicke lieb gewonnen," fuhr Fingerling fort, „und ſeine Freude am ſchönen Tuche gefiel mir ſehr wohl, als er damals den grünen Wamms ſich machen ließ. Nun habe ich mir etwas mit langem Fleiß erſpart, habe auf meinen Wanderungen alles kennen gelernt, was zur Tuchmacherei gehört und will nicht länger dulden, daß wir unſre Wolle nach Augsburg fahren und unſer Tuch aus Augsburg holen, ich kenne Weber und Tuchſcheerer, auch einen Walkmüller, die ſich wohl alle hier niederließen, wegen der Wohlfeilheit vieler Lebensmittel, wenn ihnen nur ein Handelshaus Nahrung gäbe, und das Handelshaus will ich ſtiften, und wenn Euer Sohn mir den Bauplatz giebt, ſo ſoll er einen Antheil am Gewinn haben und ich nehme ihn an Kindesſtatt an, da ich bei ſolchem Unternehmen doch keine Zeit mehr zum Heirathen behalte. Dieſe meine Abſicht iſt auch der Grund geweſen, warum ich Euren Sohn nicht weiter überboten habe, ich dachte gleich: nun der denkt daſſelbe wie du, und will auch eine Tuchhandlung anlegen und es iſt ſo gut, als ob Du es ſelbſt hätteſt." — Der alte Berthold und Frau Hildegard falteten bei dieſem Vortrage die Hände, ſie glaubten die höhere Hand noch nie ſo ſichtbar in ihren Geſchicken wahrgenommen zu haben und der junge Berthold war ſo demüthig durch ſein Mißgeſchick geworden, daß er es für eine Ehre ſchätzte, von dem Schneider

als Kind angenommen zu werden. Der Alte vertraute nun dem ehrlichen Fingerling die eine Hälfte des Geheimniſſes, daß nämlich ſein Pflegeſohn einen ſchönen Schatz an baarem Gelde habe, der aber nach ſeinem Vorgeben in der Kiſte gelegen, mit der er ihn empfangen habe. Da ſprang Fingerling vor Vergnügen in die Höhe, kein Tag ſollte verſäumt werden, er wolle gleich morgen ausreiſen, die Weber aus Augsburg zu holen, während Berthold den Bau eilig fördern müßte. Sie kamen die Nacht gar nicht von einander, denn Fingerling war ein unermüdlicher Erzähler und beſchrieb von der Dachrinne bis zur Plinte das neue Haus der Fugger in Augsburg, die ebenfalls durch Webereien ihren Reichthum verdient hätten. Was aber mehr als alles den jungen Berthold tröſtete, das war die Hoffnung, die er ihm erweckte, wenn erſt die Handlung in Flor ſtände, ſo würde ihn der Bürgermeiſter mit allen zehn Fingern für Apollonia als Eidam zu ſich hinziehen. Der Vertrag war vom Alten noch vor Sonnenaufgang geſchrieben, unterzeichnet und bei einem Krucifix Hildegard's, in welchem ein heiliger Knochenſplitter eingelegt, von allen beſchworen.

Schon am andern Tage hatte Fingerling ſeine Wanderung angetreten, während der junge Berthold ſeine Schreibereien dem neuen Schreiber übergab und bei dieſer Gelegenheit zu ſeinem Leidweſen erfuhr, daß

ſowohl Apollonia, als die beiden Voigtstöchter, in das Nonnenkloſter der Stadt zur Erziehung gegeben worden. Er hatte aber keine Zeit zur Trauer, denn mit raſcher Eile ging's an den Bau. Ein alter Maurermeiſter, mit Namen Bauer, und der Zimmermeiſter Mathis, beide des alten Berthold's Rathskellerbrüder, waren ſehr erfreut, als ſie baar Geld ſahen, um ihre Geſellen, die eben feierten, beſchäftigen zu können. Sie waren gar verwundert über den jungen Berthold, daß der ihnen ſo geſchickt mit Feder und Lineal auf Papier vorreißen konnte, wie der Seitenflügel, der als die kleinere Arbeit zuerſt ausgebaut werden ſollte, eigentlich beſchaffen geweſen, aber Berthold hatte ſich das alles in der Kapelle genau gemerkt, es ſtand wie eingegraben vor ſeinen innern Augen. Nichts durfte an Bauſtoffen, an Holz, Steinen und Kalk herbeigeſchafft werden, das er nicht vorher als trefflich erkannt hatte und keine Arbeit wurde unternommen, von deren Zweck er ſich nicht unterrichtet hätte, ſo daß er bald mit Einſicht über die Vollendung Aufſicht führen konnte. Er ſparte kein gutes Wort bei den Geſellen, wenn ſie zu lange Zeit mit Meſſen und mit Eſſen zubrachten, mancher Trunk Wein zur rechten Zeit ſparte ihm viel Geld und der fröhliche Tag des Richtens war ſchon vor dem Herbſte erreicht und ehe der Winter die Arbeit hemmte, alles mit Dach und Fenſtern geſchloſſen.

Aber der rachſüchtige Bürgermeiſter ſah die Arbeit mit Neid an. Er mochte wohl vernommen haben, daß der alte Berthold laut und öffentlich gegen ihn zur Vertheidigung ſeines Sohnes rede, und wollte ſein Anſehen nicht ſinken laſſen, ſo brachte er einen Verdacht gegen beide in Umlauf, als ob ſie die öffentlichen Truhen möchten heimlich geöffnet haben und jetzt davon gut bauen hätten; aber die beiden Bertholds hörten nichts davon, oder ließen ſich dadurch nicht ſtören. Während des Winters kam Fingerling mit ſeinen Webern angezogen, brachte ſie in kleinen Häuſern unter, die er wohlfeil erſtanden und brachte die Wollenniederlage in das neue Haus. Eine verfallene Mühle an der Rems wurde zum Walken eingerichtet, ein Nebengebäude zur Färberei, zu der die Gegend manche Farbeſtoffe ſeit lange baute, aber ſonſt weit verſchicken mußte. Der junge Berthold wollte nicht nachſtehen in ſeinem Fleiß, und benutzte jede Stunde, die der Froſt ihm frei gab, zur innern Einrichtung des Hauſes, zum Ankauf und zur Anfuhre der Baumaterialien für das Hauptgebäude. Bald war der Seitenflügel belebt und die Schornſteine rauchten, die Wolle wurde da nach ihrer Güte abgeſondert, die Wolle zum Spinnen vertheilt und wieder eingenommen und zur Weberei ausgegeben, die Gewebe ſorgfältig durchſehen, gereinigt, ſpäterhin hier auch geſchoren. Die Bürger ſagten von den Bertholds:

„Mögen ſie das Geld, auf welche Art es ſei, gewonnen haben, es bringt der Stadt mehr Nutzen, als der Bürgermeiſter mit allem Gelde geſchaffen, das er zu ſeinen eingeſtürzten Bauwerken beigetrieben hat. Der alte Berthold bekam ein neues Leben, ſeine Feder war unermüdlich, er knüpfte überall Verbindungen an, die Städte ſtanden einander gern bei und Fingerling hatte die Freude im Frühling den erſten Einſpännerwagen nach Augsburg mit Tüchern abzuſenden, ehe noch die Leute in der Stadt ſelbſt zu dem Tuche ein Zutrauen faßten, daß es wie Augsburger Tuch halten könne. Wohl mochte auch der Bürgermeiſter Schuld haben, denn er ſetzte in Umlauf, die Tücher wären in der Farbe verbrannt, aber die Wahrheit mußte bald auch bei den Landleuten ſich bewähren und wie der Muth unſrer Bertholds nicht ſank, ſo ſtieg ihr Glück. Gegen den Sommer legte Berthold ſein Thürmeramt nieder, nachdem die Arbeiter in der Walkmühle eine ſtarke Winde eingerichtet hatten, um Frau Hildegard ſicher vom Thurme herabzulaſſen, denn er wußte voraus, daß der Bürgermeiſter ihn mit dem Abzuge gewaltig drängen würde, wenn er ſeine Dienſte aufgekündigt hätte.

So traf es auch ein, denn ſchon am nächſten Morgen trat in den Thurm mit großem Gepolter ein alter Reiſiger, Baſtian mit Namen, der grimmig fluchte, daß die Sachen des alten Berthold noch nicht

nicht fortgeſchafft wären und ihn fragte, was er und die Seinen noch da oben zu ſuchen hätten. Frau Hildegard weinte heftig, daß ſie auf ſolche Art von dem geliebten Thurme ſcheiden ſollte, auf welchem ſie ſo ruhig und bei geringem Glücke ihre Jugend und zwei Männer überlebt hatte. Der alte Berthold fraß ſeinen Zorn in ſich und ſuchte mit Vernunft dem alten Würgeſel zu begegnen, der durchaus auf Streit und Quälerei vom Bürgermeiſter angewieſen war. Dem jungen Berthold ballte ſich die Fauſt und als der Kriegsknecht Anſtalt machte, Betten und Sachen zum Fenſter hinunter zu werfen, da lief er dem ungeheuren Knochengerüſte geſchickt zwiſchen die Beine, daß er zu Boden fiel und ſich dabei die Naſe zerſtieß, daß er blutete. Nun fielen alle drei über ihn her, banden ihn mit Stricken und hingen ihn mit dieſen an den Hacken der Winde, nach der Außenſeite der Stadt, und ließen ihn auf der Hälfte des Thurms, wie einen geſchoſſenen Raubvogel, als Warnungstafel hängen. Baſtian fluchte und wetterte, daß er es ihnen gedenken wolle. Der alte Berthold und Frau Hildegard gedachten aber der hohen Abkunft des Sohnes, die er ſo männlich beurkundet hatte und wie ihnen der Knabe zum Schutz ihrer alten Tage gedient habe, aber ſie ſprachen nur heimlich davon, damit der Junge nicht ſtolz werde. Nun kamen ſchon die Arbeiter mit dem ſargartigen Kaſten für Frau Hildegard,

um ſie herab zu laſſen, er wurde an der Winde nach der Stadtſeite befeſtigt und als ſie ſich darein gelegt und ſich immer noch fürchtete, legte ſich der alte Berthold zu ihr, als wär's ihr Ehebette, der junge Berthold aber ſprang die Treppe hinunter, daß der Kaſten nicht hart auf das Pflaſter ſtoßen möge. So ſank nun die ſeltſame Fracht zur Stadt nieder, während der hängende Kriegsknecht durch die natürliche Aufwickelung des Stricks zum Thurm erhoben und von den lachenden Arbeitern frei gemacht wurde. Während die beiden unten glücklich ausſtiegen, ſchimpfte der Baſtian ſchon zum Thurme herunter, weil er das Horn mit Sägeſpähnen von den Arbeitern gefüllt erhalten und ſich den Mund damit gar unbequem zugepappt hatte. So wollte der Himmel gar keine Rührung im Hauſe der Bertholds bei dieſem wichtigen Ereigniß dulden, vielleicht um ſie aufmerkſam zu machen, daß ſie wichtigern Begebenheiten, größerem Leben entgegen gingen; auf der Höhe des Thurms hatte ſich ein großes Handelshaus begründet, das ſich bald zum Pallaſt ausbaute. So ging's damals ſehr häufig, die Welt war noch nicht ſo durchwandert und umſchifft, wie in unſern Tagen, es war damals dem Himmel noch leicht, durch einen guten Gedanken einem ehrlichen Kerl unter die Arme zu greifen und ihn zu erheben. Frau Hildegard ward unter dem Zujauchzen einer Menge Volks, die allerlei gutmüthigen

Scherz, aus Neugierde ſie zu ſehen, ausgehen ließ, weil ſie ſo gewaltig dick beſchrieben war und ſich ganz verhältnißmäßig vorfand, ſo ward ſie durch den Bauwuſt des Hauptgebäudes nach dem Seitenflügel geführt, wo ihr Sohn ein Paar ſchmucke Zimmer eingerichtet hatte. „Gott ſegne meinen Eingang und Ausgang,“ das waren ihre einzigen Worte, dann weinte ſie und flehte zu Gott, daß der junge Berthold immer artig und anſtändig bleiben möchte und machte ſich geſchäftig an die Einrichtung der Wirthſchaft.

Der alte Berthold war mit einigen Briefen beſchäftigt, die ihm ein fremder, langer, etwas gebeugter, ſchwarz gekleideter Mann überbracht hatte. „Herr,“ ſagte er, „Ihr ſeid wohl gar ſelbſt der Baumeiſter des hochberühmten Münſters zu Straßburg?“ Er ſah ihn bei dieſen Worten genauer an, der Mann hatte ſchattige ſchwarze Augenbraunen, ſein Mund ſchien ein Geheimniß einzukneifen und ſo ſeltſam äußerte er ſich auch, er ſei zwar der Baumeiſter des Münſters, aber er habe ihn nicht erbaut; er ſei zwar auf andere Veranlaſſung gekommen, aber es ſei eine Hauptabſicht ſeiner Reiſe, den Pallaſt des Barbaroſſa zu ſehen, nicht eben, was neu auf der Stelle jetzt erbaut worden, ſondern wie er eigentlich in älterer Zeit beſchaffen geweſen. Der alte Berthold erzählte ihm, was er wußte, aber der Baumeiſter

wußte ſchon mehr von dem ganzen Bauplane aus der bloßen Anſchauung, als der Alte, ſo daß dieſer froh war, als der junge Berthold herbeikam. Er ließ ihm dieſen zur Geſellſchaft, als ihn Geſchäfte fortriefen und der junge Berthold führte ihn in den Hof.

Der junge Herr, wie jetzt der junge Berthold gewöhnlich von den Arbeitern genannt wurde, glaubte ſich nie ſo gut unterhalten zu haben, wie mit dem Manne, der jede ſeiner Bemühungen zu ſchätzen wußte, überall ihm mit Einſicht und gutem Rath entgegen kam, zugleich eine Fülle von Hoffnungen über das allmählige Steigen und Befreien der Städte von Fürſten und herrſchenden Geſchlechtern vor dem muthigen Herzen des Jünglings ausbreitete. Dürfe er ſich einſt den Geſchlechtern gleich ſchätzen, dachte er, ſo möchte auch wohl Apollonia jeden Unterſchied der Geburt zwiſchen ihnen vergeſſen. „Herr Baumeiſter,“ fragte er, „wie kommt's, daß die Baumeiſter gern mit weit ausſehenden Dingen ſich beſchäftigen, unſer alter Maurermeiſter hat auch die Art, während ſich der Zimmermann nur mit dem abgiebt, was eben zu thun Noth iſt.“ — „Brave, ſtarke, entſchloſſene Leute ſind die Zimmerleute,“ erwiederte der Baumeiſter, „haben richtiges Augenmaaß, wiſſen Schnur, Winkelmaaß und Senkblei zu brauchen, laſſen die ſcharfe Art an ihren Beinen mit Sicherheit herumfliegen, und fürchten nie,

daß ſie ſich ſelbſt treffen; ſie ſind zu allen Zeiten gerecht, doch zornig gefunden worden. Ihr Werk iſt aber nicht von langer Arbeit und gewöhnlich mit dem Jahre angefangen und gerichtet, geht raſch empor und ſinkt noch ſchneller in Aſche, denn das Feuer iſt ihrer Werke unverſöhnlicher Feind. Wir Maurer arbeiten daran, ſie wegen dieſer Vergänglichkeit ganz zu vertilgen; könnten wir es leiſten, ſo müßte kein Spohn Holz an den Gebäuden ſein, doch hat dies große Hinderniſſe und wir müſſen uns den Babyloniſchen Thurm noch immer vorwerfen laſſen. Was von uns aber ordentlich ſteht, das läßt die Feuerzerſtörung wie der Himmel des Menſchen Läſterung über ſich hinziehen und wartet, daß es wieder erkannt werde. Wir arbeiten mit Erzeugniß der erſten reinen Schöpfung, mit Steinen und gebrannten Erden; unſre Arbeit fordert Jahrhunderte, wenn ſie groß werden ſoll, ſie dauert Jahrtauſende. Die Axt des Zimmermanns fürchtet den alten Eichbaum, mit mühſamerem Fleiße meißeln wir Eichen zum Tragen der Gewölbe aus Steinen, die wir mit weichem Kalk, Eiſen und Blei zur feſteſten Einheit verbinden. Wir laſſen uns nicht durch die Erſcheinungen des Tages irre machen, manchmal begreift uns das mitlebende Geſchlecht gar nicht, darum halten wir unter uns zuſammen in den Hütten, die zu Jeruſalem geſtiftet, in der Sophienkirche zu Conſtantinopel lange verſammelt, jetzt im Münſter

zu Straßburg ihren Mittelpunkt finden. Einzeln ſind wir nichts, wir müſſen verbunden leben, müſſen für verſchiedne Menſchenalter die Lehre des Meiſters an Geſellen und Lehrlingen verbreiten.“ — „Aber die andern Gewerke haben gleiche Stufen anzuſteigen,“ ſagte der junge Herr. — „Sie haben die Form,“ fuhr der Baumeiſter fort, „wir haben das Weſen! Wir erkennen einander, ehe wir uns den Werth zuſchreiben, die Erſcheinungen mit ſicherer Einſicht bewahren zu können, an welchen die irrende Liebe und der thörigte Haß der Lehrlinge meiſtert. Die Länge und Breite des Baues iſt in allem menſchlichen Verein durch das Eigenthum der Nachbarn voraus beſtimmt, die Höhe, welche zum Himmel aufſteigt, iſt darum nicht willkührlich, weil ſie frei iſt. Davon ahnt der Zimmermann nichts, nur die Holzſtärke bindet ihn, ſonſt baute er gern in den Himmel. Ihr habt hier das Rechte aus ſeltner innern Einſicht getroffen, es läßt ſich aber auch berechnen; der letztere Weg iſt lang, aber ſicher, jener iſt kurz, aber unſicher und fordert einen Sinn der Erfindung, der nicht allen ertheilt iſt. Unſre Kunſt iſt ein allgemeines Eigenthum, wie würde ſie ſonſt von Jedem verſtanden werden, aber ihre Aufgaben ſind durch das Neue im Bedürfniß und in der Bedingung jedesmal neu zu löſen und da langt keine Berechnung aus. Die Regel nutzt nur dem, der ſie entbehren kann, den aber verdirbt ſie, der ſich in ihr

weiſe glaubt; jede Regel iſt ein Räthſel, das durch andre Räthſel forthilft. Darum müſſen wir nicht blos das Wiſſen prüfen, wenn wir einen frei ſprechen, wir müſſen die Kraft der Erfindung in ihm erforſcht haben. Ich ſage Euch, lieber Berthold, Ihr ſolltet Maurer werden.“ — Berthold ſah ihn verwundert an und ſprach: „Hätte ich' nur früher daran gedacht, aber jetzt iſt's zu ſpät, ich bin ſchon zu weit in der Handlung, doch erzählt mir etwas noch von Euren Bauten.“ — Der Baumeiſter blickte etwas finſter um ſich und ſprach: „Das eigne Werk und die eigne Kunſt giebt Überdruß, jenes, wenn es fertig und zu ſteigender Erfindung verpflichtet, dieſe, wenn wir über ſie ſprechen ſollen. Führt mich zum Prior, der hier den Bau der Kloſterkirche beſorgt, er hat mich rufen laſſen und harret meiner, vielleicht giebt uns eine andre Stunde mehr Vertraulichkeit, daß ich Wortzeichen, Gruß und Handſchenke, wie ſie in unſrer Hütte gebraucht werden, Euch mittheilen kann.“ — Der junge Herr führte ihn nicht ohne Scheu zu der Wohnung des Priors, weil er ſeit dem unglücklichen Geſchicke in der Geſellſchaft des Bürgermeiſters keine Geſellſchaft beſucht hatte. Es war ein Seitengebäude des Auguſtinerkloſters, wo ſie anklopften, und gleich trat ihnen der Prior ſelbſt entgegen, ein kleiner heftiger Mann mit vorſtehenden Lippen und Augen, welche letzteren ſich in einem rothen Kreiſe von Augenliedern,

wie in einer Abendröthe bewegten, auch trug der Prior ein grünes Schirmchen zum Schutze derſelben. Er hatte kaum ein Wort von dem Baumeiſter des Münſters aus Berthold's Munde vernommen, ſo warf er ſich dieſem mit tauſend Verſicherungen der Freundſchaft um den Hals. Berthold wagte nicht zu widerſprechen und der Baumeiſter lächelte fein, hier war auch kein Widerſpruch angebracht, denn der Prior redete ohne ſich unterbrechen zu laſſen. Er berichtete, daß er ſich eben wieder heftig mit der Äbtiſſin des Nonnenkloſters gezankt habe und der Baumeiſter käme ihm recht gelegen, um ſie mit ſeinem Anſehen zur Ruhe zu bringen. „Sie läßt ſich nicht überzeugen," ſagte er, „daß die Stimmen ihrer Nonnen in dem ſteinernen Gewölbe noch eben ſo gut und beſſer als ſonſt unter der Bretterdecke klingen werden, ſie meint, daß der ganze Sängerruhm ihres Chors dadurch vernichtet werde, daß ich den Chor überwölbt habe. Ich ſagte ihr umſonſt, daß ſie ſich auf mich, den bauluſtigen Auguſtinerprior verlaſſen könnte, ſie meinte, daß ich darauf nicht die Weihe empfangen hätte und daß der Straßburger Baumeiſter wohl anders darüber ſprechen würde. Nun was meint Ihr?" — Der Baumeiſter wollte antworten, aber der Prior fragte Berthold: „Was will denn der lange Kerl? Wer iſt das?" — Der Irrthum erklärte ſich, der Prior fluchte und betete, daß ihm der Himmel den

Fluch verzeihe, hob ſich auf den Zehen in Ungeduld, ſtrich den Bauch im Bunde, der ihn umgürtete, und fragte Berthold, wer er ſei? — Als Berthold ſeinen Namen nannte, da ſetzte der Prior ſeine Brille auf, ſah ihn an und ſprach: „Ich finde Euch gar nicht ſonderlich ſchön, die Apollonia erzählt mir immer von Euch. Das iſt ein ſeltſam Kind, die kann nie fertig werden mit der Beichte, immer iſt ſie durch Euer Andenken geſtört worden; lauf, lauf, muß ich ihr ſagen, lauf lieber zum Teufel, als daß ich ewig Beichte ſitzen muß. Ihr ſeid mir alle beide lieb, wir wollen mit einander ein gutes Weinchen trinken und von unſern Bauten reden. Der Berthold iſt gar kein übler Anfänger, ich hab' oft ſchon ſeine Arbeit belauert, nur Schade, daß all die ſchönen Säle zu weltlichem Gerümpel dienen ſollen, denn was iſt das Kleid des Menſchen werth, wenn er ſelbſt nur ein Madenſack iſt, Euer feinſtes Tuch iſt nur ein Überſack des Madenſacks; iſt der Wein alt genug, ſo ſchenken wir ihn ein und in drei Schluck iſt das Glas herunter, der Wein mag jämmerlich rufen: Setzt ab! Da hilft nichts, er muß nieder, ſo auch der Menſch, er mag zappeln, ſo viel er will, er muß in die Erde, daß ihn die Maden freſſen." — Bei ſolchen Worten trank er mächtig und gab dem Baumeiſter durch Klopfen, Händedrücken, Bartſtreichen allerlei närriſche Zeichen, denen Berthold in Demuth zuſah und

beſcheidentlich aus ſeinem Glaſe nippte, voll des frohen Gefühls, daß es doch nicht in allen Geſellſchaften Hiebe und Fußtritte regnete.

Unterdeſſen war im Nonnenkloſter ſeltſame Bewegung. Die Äbtiſſin war eine alte, ſehr lebendige, dürre Jungfrau, von gar unermüdlicher Thätigkeit. Sie freute ſich herzlich, wenn die Novizen ſich ſchweſterlich an ſie anſchloſſen und verzieh ihnen jede Unart, wenn ſie nur fleißig den reichen, in Abſätzen gebauten Garten des Kloſters mit ihr bearbeiteten, mit ihr die gewonnenen Früchte ſorgſam dürrten und in ſelbſt ausgewirktem Honig einmachten, auch die Kräuter zur Armenapotheke, die ſie für die Stadt bereit hielt, vorſichtig trockneten und klein rieben. Mit den frommen Nonnen vertrug ſie ſich um ſo ſchlechter, nannte ſie Brigitten und Betſchweſtern und wurde deswegen, ungeachtet ihrer übrigen Tadelloſigkeit, ſehr verläſtert. Die Äbtiſſin lachte über ſie, durch ihre Wirthſchaftlichkeit hatte ſie Geld zuſammengebracht, um die verfallene Kloſterkirche neu zu erbauen, dies war ihr Stolz. Apollonia ward ihr Liebling, weil ſie in der Wirthſchaft ſchon ſehr geübt war, dieſe rief ſie zu allem Kummer und zu allen kleinen Freuden des Kloſterlebens. Auch heute hatte ſie ihr den neuen heftigen Streit mit dem Prior erzählt und daß ihr nichts ſo kränkend ſein würde, als wenn ihr Kloſter den Ruhm der feinſten und ſtärkſten Nonnenſtimmen unter

dem Backofen, ſo nannte ſie das Kirchengewölbe, verlieren ſollte. Apollonia meinte, es müſſe doch erſt unterſucht werden, ob die Stimmen ſo unterdrückt würden, ehe ſie ihre Klage beim Biſchof einreichte. „Wie ſollen wir's verſuchen," klagte die Äbtiſſin, der Gang zur Kirche iſt noch nicht wieder hergeſtellt, es möchte eine böſe Nachrede geben, wenn wir in die ungeweihte neue Kirche gingen, um den Geſang zu verſuchen." „Und doch muß es bald geſchehen," ſprach Babeli Brix, „denn der Vater ſagte mir, daß der berühmte Baumeiſter aus Straßburg, vom Prior hieher gerufen, heute oder morgen ankommen werde, um für ihn ein Zeugniß abzulegen." — „Da will er uns mit dem Namen des Baumeiſters ganz unterdrücken," rief die heftige Äbtiſſin, „ehe wir noch wiſſen, wie ſehr unſre Stimmen von dem Gewölbe erdrückt ſind; wär's nur nicht zu ſpät, wir gingen noch heute zur Kirche; aber ich fürchte die Nachrede der Schweſter Veronica." — „Da weiß ich Rath," ſagte Babeli liſtig, „die ganze Stadt hat ein Gerede von einer Nonnenproceſſion, lauter verfluchte Nonnen, die Nachts um zwölf nach der Kirche ziehen und mit einem Kreuzritter ſich begrüßen, der da begraben iſt, aber keiner hat ſie geſehen. Wir haben auch keine Geiſter geſehen, wir beſprengen uns mit geweihtem Waſſer, wir ſind unſrer viele, da fürchten ſich die Geiſter; wir ziehen ganz heimlich mit Laternen, die wir unter den

Kutten verbergen um zwölf Uhr nach der Kirche, ſingen eine Mette, dann können wir den Prior zu einer öffentlichen Probe ausfordern, er muß zu ſeinem Schimpf das Gewölbe abreißen laſſen.“ Die Äbtiſſin küßte Babeli in heller Freude und hörte nicht auf Apollonia, die ihr das Wageſtück ausreden wollte. Joſephine Brix brachte eine Nachricht aus dem alten Kloſterkalender, daß an dieſem Tage von je her um ein Lamm geſpielt worden wäre. Das Kloſter verſammelte ſich zu dieſem Spiele, ſo ward dieſer Abend mit einem Eifer, einer Luſt gewürzt, es gab ein Ziſcheln, ein Vorbereiten, ein Beobachten der alten Nonnen, denen man nicht traute, wie es nur unter eingeſperrten lebensluſtigen Jungfern möglich iſt. Endlich war das lebende Geſpenſt, die Mutter Veronica, fortgegangen, ſie hatte Apollonien das Lamm geſchenkt, weil ſie am ſchnellſten die geiſtlichen Sprüche herſagen konnte, nun ging's ans Geſpenſterſpiel.

Jedes Mädchen nahm etwas zu ihrer Bewaffnung auf die gefährliche Fahrt, nur Apollonia ließ ſich an dem Lamm genügen, das ſie eben gewonnen hatte und mit halb heiliger Andacht ehrte. Wegen ihres frommen Anſehens mit dem Lamm mußte ſie den Zug eröffnen, die Laternen wurden verſteckt, ſie verließen leiſe die ſchützenden Mauern. Ein ſchwarzes Ringgewölbe ſchien über die Hälfte des Himmels gezogen, hinter welchem der Mond ſich bedenklich bergen mochte,

die Gaſſen waren leer, als ob kein Liebhaber ſich in dieſe Gegend mit weltlichem Geſange wagte; nur ein Kind ſchrie aus der Ferne, das vom Alp oder von ſeiner Amme gedrückt wurde, und Lampenſchimmer ſtrahlte aus einem Krankenzimmer ſtreifig nach dem Zuge hin, die Fledermäuſe ſchwirrten in Lüften, gar lieblich dufteten die Nachtviolen des Kloſtergartens im ſanften Winde. Die Äbtiſſin ſah das alles, aber ſie zitterte ſo innerlich, daß es ihr wenig Freude machte, nur ſpottete ſie leiſe zu Apollonien über den Thurm, der freilich erſt im Aufſteigen war. Aber als ſie der Thür nahe war, erſchütterte ſie die Höhe derſelben und die Reihen betender Geſtalten, die ſie im reiſigen Bogen umſchwebten. Sie konnte die Schlüſſel nicht umdrehen und das ſchwarze Gewölbe legte ſich immer dunkler über die freie Seite des Himmels. Die Jungfrauen drängten ſie ängſtlich und ungeduldig zur Thür hin, bis ſie endlich ein Herz faßte und das Schloß eröffnete. Nun erhoben ſich alle Laternen neugierig im ernſten Hauſe der Gnade, aber das Licht ſcheute ſich noch vor dem widerſpenſtigen Dunkel. Endlich ſammelten ſich die Lichter am Altare, an deſſen Seiten die Chöre ſich erhoben, und alle ſtaunten gerührt über die Herrlichkeit! Wo ſie die drückende Fläche der Balken ſonſt mit Ärger im augenerhebenden, herzenbefeuernden Geſange angeſtarrt hatten, da ſchien jetzt des Himmels Gewölbe mit Sternenglanz

und Ätherſchein ſich erſt zu erheben, faſt ſchien es ihnen, als ob die Kirche oben noch nicht geſchloſſen ſei. Die Äbtiſſin und alle Jungfrauen blieben lange ſtumm in Beſchämung und Bewunderung über die Herrlichkeit einer Kunſt, die ſie nie geahnt hatten. Dann ſtimmte die Äbtiſſin ein Gloria an, und der Schall des Chors verklärte ſich ſo wunderbar in dem Gewölbe, daß ſie erſchrak, als ob noch ein andrer Chor von oben her einſtimme. Als ſie aber die Herrlichkeit des eignen Ausdrucks in dieſem heiligen Raume erkannt hatten, da riß Begeiſterung die ungläubigen Schaaren an den Haaren empor, daß ſie zwiſchen Himmel und Erde ſchwebend, ein unerſchöpfliches Gloria der heiligen Baukunſt erſchallen ließen.

Sechſte Geſchichte.

Die hohe Fremde und ihr Ritter.

Der Baumeiſter und der Prior ſaßen, der Zeit vergeſſend, bis Mitternacht beim Weine, nur Berthold zählte die Augenblicke, weil er die Angſt der Mutter bei ſeinem ſpäteren Ausbleiben kannte, aber er wagte nicht, die beiden Herren zu ſtören, deren Geſpräch ihn bezauberte, weil er nie zwei Menſchen über ſo hohe Dinge ausführlich hatte reden hören. — „Kein Glas mehr,“ ſagte der Baumeiſter, „ſonſt finde ich den Weg nach Hauſe nicht mehr!“ — „Der junge Freund da wird Euch ſchon führen,“ ſagte der Prior, „er trinkt mäßig und hört lieber zu, das iſt eine ſeltene Tugend bei den jungen Leuten unſrer Zeit. Noch ein Glas vom Beſten und dazu ſingen wir noch einmal das Lied vom Babyloniſchen Thurme:“

Als der Thurm zu Babylon
Mit dem Haupte wankte,
Läuft der Meiſter gleich davon
Der vorher ſich zankte,
Steckt den Plan in ſeine Taſche,
Saugt ſich Muth aus voller Flaſche,
Läßt ſie nicht von ſeinem Mund,
Bis er ſieht auf ihren Grund.

Lächelnd tritt er in ſein Haus,
Spricht als rechter Kenner:
Dieſe Rechnung war zu kraus,
Zähler ohne Nenner,
Mauern ohne Fundamente,
Sprache, die uns Menſchen trennte,
Seht, der Mond ſtieß an die Spitz,
Da verbrannte ſie der Blitz.

Gieb dem Himmel alle Schuld,
Wenn du ſchlecht beſtanden,
Und du gehſt in eigner Huld
Nimmermehr zu ſchanden;
Iſt der Thurm dir eingefallen,
Dieſe Dummheit kommt von allen,
Wer das Geld hat nach dem Streit,
Gilt doch einzeln für geſcheidt.

„Es iſt doch ſeltſam," ſagte der Prior am Schluſſe des Liedes, „daß bei allen großen Bauten immer große Streitigkeiten ausgebrochen ſind, von denen in Straßburg ſeid Ihr noch beſſer als ich unterrichtet und nun bei meinem kleineren Bau an der Nonnenkirche will es wieder nicht friedlich enden. Der Mond ſcheint eben hell durch die Wolken, ich meine, wir beſuchen einmal mein Werk, der Mond giebt allen Bauwerken das ſchönſte Licht, denn der farbige Flitterſtaat der vergänglichen Welt ſetzt dann unſre Arbeit am wenigſten zurück." — „Das kann ein Grund ſein," ſagte der Baumeiſter, „aber die Verhältniſſe erſcheinen auch größer, je weniger die bekannten Gegenſtände uns deutlich ſichtbar werden; ich freue mich auf ein Werk,

daſs mir im Plane wohlgefällt.“ — So rüſteten ſie ſich zum Fortgehen und Berthold begleitete ſie in Ergebenheit, indem er vergeblich nach einem Vorwande ſuchte heimkehren zu können. So kamen ſie in die Nähe der Kirche, und der Baumeiſter lobte ſchon die ſchönen Verhältniſſe. Vielleicht wären ſie vorübergegangen, wenn nicht eine alte Hebamme mit großer Angſt an ihnen vorüberlaufend erzählt hätte, es ſei der Umgang der Geiſternonnen nach der Kirche gegangen und ſinge jetzt darin. Der Prior wollte ſie ausfragen, aber ſie ließ ſich nicht halten und ſchrie, als ob ſie ſelbſt gebären wollte. Der Prior ſtutzte, aber der Baumeiſter ſagte ruhig: „So müſſen wir uns in die Kirche begeben, wer weiß, was da für Unfug getrieben wird, den Geſang höre ich deutlich.“ — Sie gingen beide der Kirche zu, während Berthold halb entſeelt ihnen nachſchlich, und ſie doch in ſeiner Treulichkeit nicht verlaſſen wollte. Die Thüre öffnete ſich leiſe, ſie ſtanden bald in der Mitte der Kirche und ſtaunten der lieblichen Erſcheinung der ſchönen Mädchen, die entſchleiert dem Altar nahe ſtanden, an deſſen höchſter Stufe Apollonia mit ihrem Lamm, von der Laſt deſſelben gedrückt, ſich niedergelaſſen hatte. Doch dieſer Anblick und der Geſang dauerte nur wenig Augenblicke in ſeiner Schönheit und Würde; nicht Berthold's feurig erglühende Wangen, aber der weiße Mantel des Baumeiſters ſtörte

die Verſammlung. Die muthige Babeli ſchrie zuerſt auf: „Der Kreuzritter!“ und lief davon, ihr folgten die andern mit der Äbtiſſin, nur Apollonia, deren Kleid ſich an einen Haken, woran der Teppich befeſtigt werden ſollte, gehängt hatte, konnte nicht aufkommen. Ihr war, als halte ſie eine Hand, aus der Erde erwachſen, endlich riß ſie ſich los und ſprang den andern, aller Beruhigungsworte des Priors ungeachtet, wie ein verſchüchtert Füllen blind nach, aber er ſowohl, wie der Baumeiſter und Berthold folgten ihr. Das war auch nützlich, denn an der Thür des nahen Kloſters, die von den geſchreckten Jungfrauen zu übereilt geſchloſſen war, fanden ſie Apollonien in einer Art Betäubung niedergeſunken. „Was rathet Ihr jetzt?“ fragte der Prior; „machen wir Lärmen an der Thüre, ſo öffnen ſie dieſe darum doch nicht in ihrer Furcht und der Lärmen könnte noch mir und dem Kloſter in dieſer argwöhniſchen geſchwätzigen Zeit eine üble Nachrede machen.“ — Der Baumeiſter ſchwieg, indem er Apollonien unterſtützte, deren Lamm unſer guter Berthold ſorgfältig auf den Arm genommen hatte. Endlich ermunterte ſie ſich mit heftigem Weinen, indem ſie ihren Ruf und die Liebe ihres Vaters ſchon als gänzlich verloren betrachtete. Umſonſt ſuchte ſie der Baumeiſter aufzurichten, ſie ſprach immer von der Strenge ihres Vaters und wie ſie im Kloſter ſo glücklich geweſen, das ihr nun auf

immer verſchloſſen. Der Prior ſah in der Ferne einige Leute, er drängte zu einem Entſchluß, ſchlug Berthold's Haus vor, aber das lehnte Apollonia mit einem Seufzer ab, weil ſie ſich mit ihrem Vater auf ewig verfeinden würde. Die Tritte der Leute auf den Pflaſterſteinen wurden immer hörbarer, da führte der Baumeiſter die Betrübte fort, indem er zum Prior ſagte, er wolle ſie zu einer fremden Frau von geſetztem Alter bringen, die einen Sohn ſuche und gewiß an dieſer Tochter ihre Freude finden würde, es ſei dies dieſelbe Bürgerin aus Straßburg, in deren Angelegenheit er ebenfalls einen Grund ſeiner Reiſe gefunden. „Das hätte Euch gleich einfallen ſollen," ſagte der Prior ungeduldig, „mir iſt nie ſo ſeltſam bange geweſen, wie in dieſer Verwirrung."

Sie gingen ſchnell und ſchweigend, endlich klopfte der Baumeiſter bei einem kleinen Wirthshauſe an, ſchnell wurde aufgethan und der Prior äußerte ſich ſehr überraſcht, ſo viele Leute bei ſo großer Erleuchtung in dienender Thätigkeit zu finden. „Sie iſt reich dieſe unſre Mitbürgerin," ſagte der Baumeiſter, „auch fordern die Sitten unſrer Stadt mehr Glanz und Aufſehen, als wirkliche Verſchwendung, wir tragen ſchon etwas vom Stempel unſrer Nachbarn der Franzoſen." — Der Baumeiſter ging voran, und die andern blieben in einem hell erleuchteten Vorzimmer, Apollonia und Berthold ſahen einander angenehm

verlegen an, der Prior kneipte ihnen die Backen und fragte: „Kinder, habt Ihr Euch denn nichts zu ſagen?“ — Da trat in ſehr beſcheidner Tracht, aber mit edlem feſten Anſtande eine Frau ein, in dem Alter wo eine gewiſſe Fülle leicht noch den verlornen Reiz erſter Jugend erſetzt, es war ſo ein wohlwollendes Geſicht, das jeden aus der Verlegenheit riß. Sie hob das Kinn Apollonien's mit ihrer flachen Hand in die Höhe und ſagte ihr: „Schweig nur, ich weiß alles ſchon, Geheimniſſe ſind meine einzige Freude auf Erden und ich weiß lange keine Nacht, die ſich mir ſo ſchön angefangen. Wundert Euch nicht, Herr Prior, wenn ich von der Nacht, wie andre vom Tage rede, ein ſeltſames Gelübde verpflichtet mich, den Tag zu meiden, das Antlitz der Sonne nie aus Abſicht wieder zu ſehen! Es war ein ſehr unglücklicher Tag, der mir dieſen Schwur abzwang, ich verlor Mann und Sohn in einer Stunde durch die verruchten Kronenwächter.“ — „Schweigen wir davon,“ ſagte der Baumeiſter ernſt, „wir ſind in der Fremde, wir ſind nicht mehr im Verbande treuer Städte und Ihr kennt am beſten ihre Kundſchafter, wo ſie herrſchen.“ — „Freilich,“ ſagte die Frau, „aber wer kann ſich immer bezwingen, es fällt mir ſo manches ein, indem ich die beiden jungen Leute betrachte! Du biſt recht hübſch, Apollonia, bilde Dir nichts darauf ein, man achtet's nur, ſo lange man andern gefallen will; Deine

Augen ſind groß und weit auseinander, wie ich es gern habe, der Mund iſt fein geſchnitten, die Naſe recht gut gebogen, — die ganz krummen Naſen kann ich nicht leiden, ſie ſitzen im Geſicht, als ob ſie die Veilchen der Augen abſicheln wollten, — Dein Wuchs iſt kräftig, Du wirſt noch wachſen; ohne gemein auszuſehen, könnteſt Du Dich aller ſchweren Arbeit unterziehen. Aber Kind, ſo gut Deine Hände gebaut ſind, waſchen mußt Du Dich!" „Es kommt von den Blumen," antwortete Apollonia, „mit denen das Lamm bekränzt war und auf die ich vor dem Kloſter mich ſtützte." — „Einerlei," ſagte die Frau, „Du mußt Dich waſchen, ein Waſchbecken ihr Leute." — Die lebhafte Frau ließ ſich nicht einreden und im Augenblicke trugen ein Paar Mädchen ein ſilbernes Waſchbecken mit wohlriechendem Waſſer und ein Handtuch herbei, das mit Spitzen beſetzt war. Der Baumeiſter war ſichtbar wegen dieſer Waſchung in Verlegenheit, aber er begnügte ſich an's Fenſter zu treten, als ob er die Adſpekten der Sterne belauern wollte. Der Prior trat einen Augenblick zu ihm und ſagte: „Was iſt das für eine ſeltſame Frau, unter dem groben Kleide ſieht ein Hemde von höchſter Feinheit hervor und iſt mit einem Diamanten zugeſteckt, den jeder König in ſeiner Krone tragen könnte." — „Es iſt ſo der Brauch bei unſern reichen Bürgerfrauen," antwortete der Baumeiſter, „Ihr müßt der guten Frau

in gewiſſen Dingen nachſehen, ihr Verſtand mag wohl von manchem Unglück angegriffen ſein, aber ſie iſt ſehr gut und muß mit aller Achtung behandelt werden.“ — „Nun ſeht,“ ſprach die Gräfin, „Apolloniens ſchöne länglichte Finger, welche weiße weiche Haut, nur darum war es mir zu thun, daß jeder die anerkennen ſollte, wie ſchön wird ſich auf dieſem Finger der Trauring ausnehmen, daß er Dir nur nichts Trauriges bedeute.“ — Bei dieſen Worten ſteckte ſie gerührt einen goldnen Ring an Apolloniens Finger und ſprach: „Den behalt ſo lange, bis Dir einer lieber iſt, als Du Dir ſelbſt.“ — Sie ging jetzt zu Berthold über und ſagte: „Und dieſer Johannes mit dem Lamme, will es ſcheeren, um daraus feine Tücher für die ganze Welt zu verfertigen, ach Gott, den kann ich gar nicht anſehen, Ihr wißt Baumeiſter den Zug an den Augen, dieſe Hügel zur Stirne herauf, das kann ich gar nicht ſehen, ohne zu weinen! Ihr Leute bringt mein Mitternachteſſen; wer zu eſſen verlangt, laſſe ſich einen Teller geben, aber der Prior darf ſich nicht ſo nahe ſetzen, der arme Mann hat ſo rothe Augen, wüßte ich ihn nur zu heilen.“ — „Die Augen ſehen in's Himmelreich, davon ſind ſie roth,“ ſagte der Prior, „in's Himmelreich und in's Glas, kann ſie nicht mehr rein poliren, ſie ſind dauerhaft roth angelaufen, es iſt die Frage, ob's einer für Geld machen könnte, wenn's verlangt würde.“ —

„Ihr ſolltet beſtändig Brillen mit breiten Rändern tragen, lieber Prior,“ ſagte die Frau, „ſo ſähe Niemand Eure Augen genauer und Ihr könntet für einen erträglichen Mann gelten. Ihr Leute ſchafft eine Brille!“ — Das Eſſen wurde in prachtvollen ſilbernen Gefäßen gebracht, auch ſilberne Teller umgereicht und in dem Gedecke ließ ſich deutlich ein fürſtliches Wappen noch an der Krone erkennen, ungeachtet das Schild ausgeſchnitten und ein ſchön gewebter Blumenſtern eingenäht war. Auch eine Brille kam bald, die ein Mädchen dem Prior, der ſich erſt weigerte, auf die Naſe ſteckte, mit dem Bedeuten, die gnädige Frau könne ſonſt aus Widerwillen nicht eſſen. Es wurden ſeltene koſtbare Speiſen aufgetragen, aber die Frau nahm nur wenig davon, Apollonia und ihr Lamm waren zu ängſtlich, um etwas zu verlangen, die andern hatten das Ihre reichlich genoſſen, deſto lebhafter wurde von allen Seiten über Apolloniens Schickſal berathen. Der Prior ſollte am Morgen die Äbtiſſin, die er durch Apolloniens wahren Bericht ganz in ſeine Gewalt bekommen, von dem Vorgange unterrichten und Apollonia in der Dunkelheit am folgenden Abend zu der frommen Heerde zurückführen. Dem Bürgermeiſter hingegen ſollte alles verſchwiegen bleiben, da von ſeiner ſtörrigen Gemüthsart, die ſelbſt vom eignen Vortheile nicht zu beſchwichtigen war,

einiger Skandal für das Kloſter und für Apollonien zu beſorgen wäre.

Der Tiſch war aufgehoben, alles war beſprochen, der Prior und Berthold wollten fortgehen, indem der letztere Muth gefaßt hatte, ſeiner Ältern zu erwähnen, da hielt der Baumeiſter beide auf, ſagte dem Prior, daß er ihm mit Elſaſſer Weinen eine Antwort auf die Neckerweine ſchuldig wäre und Berthold verſicherte er, daß er ſchon durch einen Boten des Priors ſeine Ältern ſeinetwegen beruhigt habe, ſie alle wären der Frau, die ſie aufgenommen und die nur bei Nacht Geſellſchaft ſehen dürfe, zu einiger Unterhaltung verpflichtet. — „Nun freilich," ſagte die Frau, „auch ich bin Euch dergleichen ſchuldig, die beiden Herren haben ihre Flaſche, was fang' ich aber mit Euch beiden jungen Leuten an. Stellt Euch einmal an, als wäret Ihr verliebt, es gilt nur für dieſe Nacht und morgen iſt Apollonia ein kleines angehendes Nönnchen." — Apollonia ließ es ſich gefallen, ihre Hand Berthold zu geben, mehr wurde aber nicht aus der Sache. „Willſt Du denn wirklich eine Nonne werden?" fragte die Fürſtin Apollonien. Dieſe antwortete ihr, daß ſie erſt recht zufrieden im Kloſter geworden, ſie müſſe dahin zurückkehren. — Die Fürſtin ſeufzte und ſprach: „Es iſt ſchwer, dem zu entſagen, was wir nicht kennen, wer aber die Welt mit aller ihrer Freude kannte und alles verlor, der

mag da gern abſterben; ſuchte ich nicht den verlornen Sohn, ich hätte mich längſt in die Stille der Kloſtermauern zurückgezogen."

„Ich war einſt ein recht wildes Mädchen," fuhr ſie nach einer Pauſe fort, „vielleicht merkt Ihr davon nichts, als eine gewiſſe Lebhaftigkeit, die zuweilen in ſchnellen Sprüngen meiner Gedanken ſich äußert und die Leute bange macht, weil ich des Übergangs nicht erwähne, ich könnte wohl von Sinnen ſein; unſer guter Baumeiſter war ſchon oft in dieſer Meinung. Mein Vater, der keine Söhne hatte, förderte meine Neigung zu männlichen Beſchäftigungen, weil er mich auf dieſe Art beſtändig um ſich ſehen und in müßigen Stunden der Jagd ſich mit mir unterhalten konnte. Da fabelten wir oft, wie der Ritter durch Heldenthaten aller Art ausgezeichnet ſein müßte, der mein Herz rühren ſollte; wir muſterten alle junge Fürſten- und Grafenſöhne Schwabens, fanden aber keinen meiner würdig." — Sie iſt alſo doch eine Fürſtentochter, dachte der Prior, wie hätte ſie ſonſt an ſolche Freier denken können. — „Statt aller der kühnen Abentheurer ward mir ein ſtiller Spinner und Weber zu Theil." — „Ein Mann an der Spindel?" fragte der Prior. — „Ich kann Euch nicht erklären, was mich zu ihm führte," antwortete die Frau, „mich beſtimmte ewige Zuneigung, die nie erlöſchen wird, meinen Vater andere Gründe, kurz dieſelben Kronenwächter, die ihn

mir gaben, entriſſen ihn mir, als er ſich von ihrer Tyrannei loszureißen und an den Kaiſer anzuſchließen trachtete. Nicht Blödſinn oder Schwäche hatte ihn zu weiblichen Arbeiten herabgewürdigt, er war ritterlich geübt in allen Waffen, ſondern eingeborne Luſt und die vieljährige Einſamkeit im ſeltſamſten Winkel der Erde hatten ihn veranlaßt, bei ſolchen Beſchäftigungen Geduld zu lernen. In kunſtreich gewirkten Teppichen hatte er eine beſondere Meiſterſchaft erreicht, in einem derſelben, den mir der Vater brachte, entdeckte er mir ſeine Neigung. Seht, hier in dieſem Kaſten bewahre ich ſeine beſten Arbeiten als treue Begleiter, ſeht dieſes Geflecht ſeltſamer Pflanzen, das bis zu den Sternen reicht, Kinder ſitzen in den Blumenkelchen und blicken ſehnlich empor. Unter dem Dach dieſer Pflanzenwelt ſitzt er ſelbſt einſam am Webeſtuhle, wo mit ſeltſamer Künſtlichkeit ſich alle Wurzeln zu einem Aufzug ſeiner Arbeit hin vereinen, ſein Schiff aber, welches den Einſchlag trägt, iſt wie ein Herz gebildet. Der Sinn dieſes Bildes umfaßte ſein reines Daſein. Wie konnte er mit dieſem Herzen, mit dieſer freudigen Anſchauung der Welt die finſteren drückenden Erwartungen ſeines Hauſes ertragen und durchführen! Gern hätte er im offenen Kampfe mit deſſen Unterdrückern geſtritten, aber dieſes katzenartige Lauern war ihm unmöglich.“ — Apollonia bewunderte die Herrlichkeit dieſes Gewebes, der Prior

wollte es durchaus nicht glauben, daß ſo etwas ge-webt werden könne, er meinte, es ſei gemalt. „Könntet Ihr ſo etwas weben," ſagte er zu Berthold, „da wollte ich Euer Tuch auch kaufen und Meßgewänder daraus ſchneiden laſſen." — „Ich ſchäme mich unſres Ungeſchicks bei dem Anblick dieſer Weberei!" ſagte Berthold. — „Laßt Euch nicht irre machen, junger Herr," unterbrach ihn die edle Frau, „wenn Ihr mit Luſt und Liebe etwas unternommen habt, oft erzählte mir mein Mann, daß er wegen einiger Spottreden der Kronenwächter einmal die Weberei aufgeben wollte und ſeine Noth einem alten geiſtlichen Einſiedler klagte. Der ſchüttelte mit dem Kopfe und rieth ihm bei'm Werke zu bleiben, denn, ſagte er, wir Menſchen ſind Nachtwandler mitten am Tage, nur ein kleiner Kreis unſres Lebens iſt zu unſrer Prüfung der freien Wahl überlaſſen, öfter iſt es unſre höchſte Tugend, dem Geſetze und dem Triebe unſres Herzens uns muthig zu überlaſſen, wo der Geiſt nicht widerſpricht. — Kein Werk iſt zu niedrig, das mit Liebe gethan wird, und die Magd, welche in emſiger Häuslichkeit den Stall reinigte, wo unſer Herr geboren ward, that ihm mehr zu Liebe, als Fürſten und Völker jetzt vermögen, die ihm Kirchen zum Himmel erheben. — Dieſe Bemerkung kränkt unſern guten Baumeiſter, darum wende ich mich zu meiner Geſchichte. Dieſe Weberei gewann mein Herz, ich

mußte den ſehen, von dem lernen, der ſo etwas ſchaffen konnte, und mein Ritter behauptete immer, daß ſeine Arbeit ihren Preis und ihren unbewußten Zweck erreicht habe, indem ſie ihm meine Neigung gewonnen. Meinem Vater war es gleichgültig, was uns verband, ſeine geheime Abſichten wollten uns verbinden, ſo ſah er es doch gerne, daß der Ritter mir Tage lang auf unſerm Jagdſchloſſe in dieſer künſtlichen Arbeit Unterricht gab, und lachte, wenn ihm die Zofen hinterbrachten, daß dies Geſchäft zwiſchen uns nicht ohne Liebelei ausgehen würde. In geſelligem Spiele verſteckter und doch nicht geheimer Wünſche webten wir zuſammen dieſen zweiten Teppich, den wir zuſammen erfanden, als wär's eine fremde Geſchichte, indem wir unſre Bilder nur in Ermangelung andrer anwebten. Seht mich als Jägerin auf einem getiegerten Roſſe, der Falke auf meiner Hand, das Jagdhorn über den Rücken, eingefangen aber ſelbſt von einem goldnen Netze, in deſſen Maſchen liſtige Liebesgötter gaukeln, dort aber den Ritter, der nicht darauf Achtung zu geben ſcheint, weil er das Netz an eine Krone anzuſtricken und damit zu ſchließen trachtet." — „Wunderſchön," rief der Prior, „hier iſt weibliche Geſchicklichkeit zu bewundern." — „Nein Herr Prior," ſagte die Frau, „jenes iſt als Arbeit tadelfreier, als dies Gewebe, hier iſt mancher Fehler von mir nur künſtlich durch meinen Meiſter verſteckt worden, jenes

hättet Ihr mehr bewundern müſſen, wenn Ihr mir ſchmeicheln wolltet, das iſt fehlerfrei, denn es iſt von ihm. Das Gewebe machte mir viel unnützen Kummer, denn wie ich meinte, daß er mich bei deſſen Endigung verſtanden habe, ſo war mein Ritter ſtatt deſſen mit kurzem Abſchiede von mir fortgeritten, ohne ſich näher über ſeine Abſicht zu erklären. Zorn trat der verſchmähten Liebe nach, es war mir unleidlich, dem Ritter zu Ehren ſo viele liebe Gewohnheit aufgegeben, ſo viele Arbeit unternommen zu haben, ohne von ihm des rechten Danks gewürdigt zu ſein. Mein Roß und mein Falke wurden wieder zu Gnaden angenommen, ich durchſtrich den Wald allein, da mein Vater, wie ich zu erzählen vergaß, wegen eines Zuges zum heiligen Grabe noch immer abweſend war, doch nahm ich gern einen Diener des Ritters mit mir, der bei ſeiner Abreiſe entlaufen und zu mir gekommen war. Einſtmals machte mich dieſer auf ein vielſtimmiges Vogelgeſchrei aufmerkſam. Ich ritt voll Neugierde nach dem ſeltſamen Zauberklange und fand mich von einem goldnen Netze gefangen, der Ritter hatte es über mich geſchlagen, indem deſſen Enden an eine goldne Krone befeſtigt waren. So hatte ſich alles erfüllt, mit vielen Küſſen erzählte er mir, daß er den Auftrag meines Vaters, die lang bewahrte Krone der Hohenſtaufen zu rauben und durch deren Überlieferung ſeine Verſöhnung mit dem Kaiſer zu machen, erſt

erfüllt habe. Die Krone ſei in ſeiner Gewalt, er habe ſein Gelübde erfüllt und nichts hindre unſre Verbindung. Da wendete ſich mein Herz ganz zur Freude, der Diener pfiff fröhlich, er war immer mit ſeinem Herrn im Einverſtändniſſe geweſen. Nach dem erſten Freudenerguſſe berichtete er mir, wie ihn das Geſchick begünſtigt habe, die Krone in ſeine Gewalt zu bekommen. Seht hier das dritte Gewebe, den Glasthurm in der Mitte des Waſſers und hier den kühnen Schwimmer auf dem abgeriſſenen treibenden Holzſtamme, die Krone auf dem Haupte." — Hier hielt ſie inne, aber der Prior bat dringend um die Erzählung, er habe ſo oft von der Burg der Kronenwächter gehört und nimmer den Ort ſich deutlich machen können, wo ſie zu finden. — Die edle Frau fuhr dann fort: „Ich laß mich heute einmal gehen, ich weiß nicht warum, doch Ihr ſeid gute Seelen und werdet mich nicht den Unerbittlichen verrathen, die mir den Gemahl raubten. Der Ritter hatte durch ſeinen früheren Aufenthalt einige Kunde, in welcher Richtung das Schloß zu ſuchen ſei. Vierzehn Tage war er einſam mit ſeiner Liebe zu mir durch Wälder und Auen hingeſtrichen, ein ſchmerzlich ſüßes Leben, doch ungewiß ſeines Entſchluſſes, es koſtete ihm viel, den Willen meines Vaters zu erfüllen. Räthſelhaftes troſtloſes Geſchick, ſeine Heiligen hat uns der Himmel entzogen, ſie wandeln nicht mehr unter uns, die Engel

verſtecken ſich den ernſteren Tagen, und die Gewalt der Jahrhunderte fällt wie ein Fels unerwartet, oft unerkannt auf die Bruſt des Erwachſenen, der gegen ſie immer nur ein Neugeborner iſt, und wer iſt der Engel bedürftiger, als wir Abkömmlinge großer Begebenheiten." — „Wir?" ſagte der Pior mit Bedeutung. — „Aber in ſo trauriger Welt wiegten ſich dennoch," fuhr die edle Frau fort, „alle Liebesgedanken an mich mit den klingenden Federſpielen auf wilden Roſen des Weges, die Quelle des Weges glänzte von dem Heiligenſchein, den ſie der Welt zurückſtrahlte, nichts entreißt dem jugendlichen Herzen Hoffnung und Reiſeluſt. Endlich wurde ihm der Weg ungewiſſer, die Hirten ſeltener, die Wälder hörten auf, Wolken verſteckten ihm die Gegend, ſie lagerten ſich feucht um ihn her und die Sonne ging über ihm wie ein trübes Mondlicht in ſchwankender Bewegung. So kam der Abend ſtill und antheillos, als ob er in eine andere Welt übergeſtiegen, es wurde immer kälter, ein Steinbock, der über eine nahe Klippe ſprang, entdeckte ihm, daß er an einem Abgrunde ſtehe, in welchem zwei Geier mit gewaltigem Flügelrauſchen ſich um ein zerſchmettertes Ziegenlamm mit den Schnäbeln zerzauſten, daß ihm die Federn in's Geſicht flogen. Hier mußte er ſich wenden, er hoffte auf nahe menſchliche Wohnung, weil er dieſe ſo lange nicht wahrgenommen, mußte aber immer weiter von den Menſchen fort,

THE UNIVERSITY OF MICHIGAN LIBRARIES

immer höher hinauf eine Eisebene anſteigen, die jetzt noch leichter, als im Spätſommer zu überſchreiten war, weil das Thauwaſſer noch keine bedeutende Riſſe darin geſprengt hatte. Es war ihm ſchmerzlich, ſo weglos zu irren, aber die hohe Luft füllte ihn mit einem ſeligen Muthe: er müſſe ſeiner Liebe folgen und die alten Schmerzen ſeines Hauſes enden. Da traten über ihm die Sterne aus blauer Himmelswoge hervor und er war gewiß, auch ich müßte in den Augenblicke zu ihnen aufblicken und für ihn beten, wie er für mich. Und als er ſo ſtill an einem Eisaltare betete und ſeine Thränen, die er nicht halten konnte, zum Opfer brachte, da hörte er jenſeits einen Zug geharniſchter Männer raſſeln, die heftig gegen einen unter ihnen tobten und ihm den Tod ſchworen, weil er auf der Wacht eingeſchlafen ſei, nun müßten ſie darum in der kalten Nacht wie Gemſen auf den Gletſchern herumſuchen, wo der Fremdling todt oder lebendig zu finden und zu fangen ſei, den ihnen der Hirte beſchrieben. Ein Paar ließen ſich den Fremden beſchreiben und der Ritter erkannte ſich deutlich an dem Panzerhemde, das roth beſetzt ſei, an dem grünen Baret. So furchtbar dieſe Drohung war, ſo ging ihm doch ein Licht auf, er ſei nahe der Kronenburg. Er verſteckte ſich ſo gut, daß ſie ihn nicht erblickten, obgleich ihr Athem von der wehenden Luft ſichtbar über ihn hingetrieben wurde; dann ſprang er freudig

auf,

auf, als ſie vorüber, ſchritt über Eisſpalten und kletterte über Felſenſtücke, die auf der höchſten Bergebene wie Rieſenſitze zur Berathung zuſammengetragen ſchienen. Und als er auch dieſe überſchritten hatte, da ſenkte ſich das Eisfeld nach der andern Seite. Er ſchritt um ſo ſchneller, je leichter es ihm jetzt wurde, auch war hier kein Gletſcher, mildere Luft wehte ihn an und in der fernen Tiefe glaubte er ein Städtlein mit brennenden Lichtern zu erblicken, das von einem Freudenfeſte wach erhalten worden. Er ſehnte ſich nach Ruhe, bald bemerkte er aber, daß es der Wiederſchein der Sterne geweſen, in einem großen Gewäſſer, das unbegränzt vor ihm ausgebreitet lag, was er für Lichterglanz gehalten, bald deckte ein allgemeiner Nebel die ganze Ausſicht, er konnte nicht weiter gehen ohne Gefahr, auch übermannte ihn der lange zurückgewieſene Schlaf. Ich lag damals ſchlaflos auf weichen Betten, ſein Lager war hart, auch weckte ihn zuweilen Hunger, ohne daß er ihn vor Müdigkeit aus ſeiner Reiſetaſche befriedigte, ſondern er ſchlief immer wieder zu ſchnell ein, die Kälte mochte dazu mitwirken. Endlich wachte er ganz vom Einſtrahlen der Sonne, aber er öffnete nur mit Mühe die Augen, denn die Sonne, die aus dem Waſſer emporgeſtiegen, blendete ſeine Blicke, die über tauſend Wunder, wie über Traumbilder ungläubig hinirrten. Die beſchneiten Wipfel hinter ihm wie Paradieſesmauern; Alpen-

roſen und Bergthimian blühten neben ihm, ein freudiger, wundervoller Teppich, wie er ihn oft in ſeiner Weberei erſonnen und doch nicht ganz erreicht hatte; vor ihm ein endloſes Gewäſſer, der Bodenſee, der über ſeine Ufer ausgetreten war und in den noch immer die Waſſerfälle mit ausgeriſſenen Tannen und Felsſtücken niederdonnerten, die Sonne aber ſchwamm ruhig auf ihm, wie ein Glutſchiff. Er ging entzückt taumelnd einige Schritte, ſah nieder und warf ſich erſchreckt auf den Boden, ſchloß die Augen und drückte die Steine an ſich, wie ſeinen letzten Halt. Über dem Waſſer ſchien er ſich zu ſchweben und ohne Hoffnung an dem glatten Felſen niederzugleiten, der gerundet ihm die Gefahr verſteckt hatte, bis er in träumenden Gedanken die Höhe der Wölbung erreicht hatte und ſchon zwiſchen Himmel und Waſſer ſchwebte. Sich ſelbſt aufgebend, meiner noch denkend, ließ er ſich einige Ellen niedergleiten, da ſtand ſein Fuß an einem Vorſtoß feſt. Er blickte hin und ſah, daß er einen gehauenen ſchmalen Felſenſteig erreicht hatte, der ihm von der Felſenwölbung verſteckt geweſen war, er ſah jetzt eine Felſenbucht zu ſeiner Linken, die nur durch dieſen Fußgang eingänglich ſchien, das Waſſer brauſte gewaltig in Strudeln, und in der Mitte dieſes Wellenſchaums ſtand faſt wie der Schatten eines Schloſſes ein ſiebenthürmiges eckiges Schloß, das in ſeinen Thürmen völlig durchſichtig und von Glasſtücken

erbaut ſchien, da jeder der Thürme einen bunten Regenbogen auf die entfernte ſchwarze Waſſerfläche der Bucht und auf die ſchwarzen Felſen warf. Er hatte nie einen ſo gewaltſamen Anblick erlebt, die Sonne ſchien dienſtbar dem Menſchenwerke und gleich ſtand ſeine Überzeugung feſt, dies ſei die Kronenburg, die Pfalz der Hohenſtaufen. Alle Furcht war verſchwunden und Glut durchkochte ſeine Wangen, die Krone zu gewinnen, die ihm durch ſeine Geburt gehörte. Er eilte den Felſenweg nieder; ſah daß die kunſtreiche eiſerne Laufbrücke über das Waſſer geſpannt war. Schon glaubte er alles gewonnen, da ſah er vor der Brücke zwölf alte ſtarke geharniſchte Männer, ihre Füße blutig, als ob ſie beim ſchweren Steigen über Gletſcher ſich ſelbſt verwundet hätten, um einen Anhalt an der glatten Fläche zu gewinnen. Es waren dieſelben, die ihn ſo zornig auf dem Gebirge ſuchten, aber ſie ſchliefen jetzt wie todtmüde Menſchen unerwecklich, ſchienen aber nicht willig eingeſchlafen, denn ſie hielten noch ihre Schwerter, als wachten ſie bei der Brücke. Da war's, als ob der Tod ſchon hinter ihm mit der Senſe gehe, als ob die Engel ihm die Füße vorwärts höben und ſtellten, daß er die Brücke überſchreite, ſo ſchneidend ſauſte die Luft hinter ihm, als er über die hochſchwebende eiſerne Stufenbrücke ſchritt, ſo ſorglich umflogen ihn die Tauben, daß er ſich nicht einſam fühle und ſchwindle. Ich kenne euch

Regenbogenhälſe, dachte er, ſeid ihr heimlich mir nachgeflogen, ihr waret meine einzige Geſpielen auf Hohenſtock, leitet mich, ihr treulich Liebenden! So gelangte er an den hohen Eingang und erblickte an jeder Seite zwei eiſerne Männer mit großen Doppelſchwertern. Er zog ſein Schwert, daß er nicht ungerächt fiele, aber ſie ſtanden ſtill und er ſah, daß ihr Antlitz von Glockengut bei der Berührung hohl erklang; dieſe herzlos Gewaltigen waren angekettet, weil die Wächter draußen auf Kundſchaft harrten. Glorreich in ſich betrat er den erſten Platz, da ſangen die Vögel in ewigem ſichern Frieden und die Blumen ſchienen keinen Winter zu kennen, die Erde ſchuf ſie in einer Fülle der Kraft, wie nirgend ſonſt; Fruchtbäume an Glasſtäben der Glasmauer aufgebunden ſtanden in voller Blüthe, große bunte Schmetterlinge flatterten hier wie eine Heerde. Und er trat weiter in den zweiten Hof, der von Wohnungen umgeben war, da ſtand ein hoher Schleifſtein, der von einem rieſelnden Waſſer wie eine Mühle getrieben wurde, und Schwerter lagen umher, die friſch geſchliffen waren. Nie hatte er ſolchen Klingenglanz erblickt, er warf ſein Schwert fort und wählte ſich das Schönſte, der feine Sand des Mühlſteins war davon noch nicht abgewiſcht. Aber kaum war er ſo bewehrt, da brüllte ihm ein Löwe entgegen, der ein ganz junges Kind, als wär' es von ihm geraubt, an den Windeln, worin

es eingeſchlagen, trug. Mitleid mit dem Kinde unterdrückte jede Rückſicht, er trat auf den Löwen zu, der das Kind nun fallen ließ. Der Löwe erhob ſich auf ſeine Hintertatzen, er durchſtach das gewaltige Ungeheuer. Das Kind ſchrie, er hob es auf, es ſchien unverſehrt, das Kind war ihm lieb wie die Krone, er hatte es erſtritten, er konnte es nicht laſſen. Nun eilte er von einem Thurme zum andern, die Krone zu finden durch das Gepränge der Silbergefäße in den engen gewölbten Gängen. Nicht ſchreckten ihn in doppelten Farbenſpiegelungen die gemalten Wächter, nicht die Schneckentreppen in freier Luft, nicht die einzelnen Steine, auf denen er zur Spitze außerhalb dem Thurme ſchreiten mußte, er ſah auf das Kind in ſeinem Arm, wenn ihm graute. Endlich auf dem mittelſten höchſten Thurme ſah er in einer kriſtallenen matt geſchliffenen Schaale die Krone blinken, aber noch zwei Stufen waren zu überwinden, die ſich um die enge Spitze des Thurmes wendeten. Auch dieſe waren überwunden und ſchon hielt er die Krone in ſeinen Händen, einen ſchlechten goldnen Reifen über einen eiſernen Ring geſchmiedet, da merkte er erſt, daß er keinen Augenblick in der Höhe verweilen dürfe, ſondern unmittelbar ſich zurückwenden müſſe, weil die obere Stufe zu ſchmal war, um ihn mit beiden Füßen zu tragen. Es giebt Augenblicke, die ſo furchtbar ſchnell zu einem Entſchluſſe drängen, daß der

höhere Wille keine Zeit hat, den rohen Trieb zu bemeiſtern. Dem Ritter blieb in dem Umwenden ſcheinbar die Wahl, entweder die Krone oder das Kind in die Waſſerfluth zu ſtürzen, wenn er nicht mit beiden niederfallen wollte. Daß er aber das Kind hinabſchleuderte, war nicht ſeine Wahl, wie er mir oft geſchworen, ſondern es geſchah, ehe er wählte. Mit ſeinem Leben hätte er das Kind errettet, denn was war ihm die Krone? Nur als Brautgeſchenk, um mich zu erhalten, hatte ſie ihm einen Werth; er hätte mir gern entſagt, wenn er das Kind hätte retten können. Nie hat er das Schmerzliche dieſes Augenblicks vergeſſen und ſich oft gewünſcht, er wäre nachgeſprungen in die Fluth, auch meinte er immer, daß er dafür einen gewaltſamen Tod wohl verdient habe. Das Unglück war geſchehen, das Kind ſeiner Hand entſchlüpft, er wünſchte ihm nachzuſtürzen, aber er kam glücklich mit der Krone zum Schloßplatze nieder. Da hörte er die ſchweren Wächter über die Brücke kommen, ihm blieb kein Ausweg als das Waſſer, und darum folgte er dem Waſſer der kleinen Mühle, ſetzte die Krone auf ſein Haupt, warf Waffen und Kleider fort und ſenkte ſich mit dem Flüßchen am glatten Bauwerke in den See nieder, in welchem eine große Zahl von Stämmen mit ihren unzähligen Äſten vom Berge niedergeſtürzt, umhertrieben und die Drehung des Waſſers hemmten. Auf Hohenſtock zur Schwim-

merei erzogen, half er ſich leicht zu einer Tanne hinüber, aber ſie war zu klein und ſank unter ſeiner Laſt, doch nutzte er ihre Hülfe, um zu einer größern ſich hintreiben zu laſſen, die ihn wie ein ſicheres Floß aufnahm. Da blickte er um ſich, ſie deckte ihn mit ihren Zweigen, er ſah, daß die Kronenwächter, die des Löwen Tod und den Verluſt des Kindes wahrgenommen, umſonſt riefen und ſuchten und ſchauten, ſie bemerkten nicht, wo er entkommen; er trieb unaufgehalten der breiten Seefläche zu, von brütenden Tauben, die ihre Jungen in den Neſtern nicht aufgeben wollten, in den Äſten umflattert, von namenloſer Qual durchbebt, ſein reines Leben mit dem Morde des Kindes befleckt zu haben.“ — Hier ſchwieg die edle Frau, indem ſie einen Teppich hervorſuchte, der Prior aber flüſterte zum Baumeiſter: „Hält ſie mich wirklich für ſo einfältig, daß ich das Mährchen glauben ſoll, ich war ſo oft am Bodenſee und habe nie von ſolcher Felsbucht gehört.“ Der Baumeiſter lächelte, winkte und ſtrich ſich über das Kinn, verzog auch den Mund, als ob er ſelbſt nicht alles glaube, doch ſagte er: „Wer kann vor den ärgerlichen Seeräubern da in alle Felſenſchluchten fahren, ſie unterbrechen allen Handelsverkehr der Städte.“

Nach einer Pauſe fuhr die edle Frau in ihrer Erzählung fort, als ob ſie das leiſe Geflüſter gehört hätte: „Vielleicht dünkt Euch dieſe Erzählung des

Ritters ein Traum, den er ſich ernſtlich eingebildet hatte, ich fürchtete für ſeinen Verſtand, als ich ſie vernahm, und ſuchte ihn um ſo liebreicher zu tröſten, je lieber ich die Geſchichte vergeſſen hätte. Ein Blumenkranz, den er mir mitbrachte, war mir lieber, als die berühmte Krone, ich nahm den Schlüſſel des Kaſtens, wo er die Krone eingepackt, daß er der verhaßten Gedanken ſich entſchlüge, und zog mit ihm aus dem einſamen Jagdhauſe zum Schloſſe meines Vaters, der bald darauf von der Pilgerreiſe, die er wegen der Türken nicht vollenden konnte, mit ſeinen früheren Planen beſchäftigt, zurückkehrte. Mit heftiger Freude hörte er die Erzählung des Ritters, er ſchien alles zu glauben, ich mußte die Krone bringen, er küßte ſie wie ein Heiligthum, ſagte aber, ſie ſei bei mir ſicherer, als bei ihm, er könne nicht jedem in ſeiner Umgebung trauen, ſeine Zeit ſei noch nicht reif. Unſre Vermählung wurde als Dank für dieſes Brautgeſchenk ungeſäumt, aber heimlich, vollzogen und der Ritter ſchien ſeinen Gram vergeſſen zu haben. Doch als ich ihn mit der Hoffnung erfreute, Vater zu werden, da trat es ihm ſchwarz in die Gedanken, die Kronenwächter möchten ſich an ſeinem Kinde rächen, wegen des Verluſts des begünſtigten Sprößlings. Er beredete mich, ſcheinbar mit ihm zu einem verwandten Hauſe nach Flandern zu reiſen, uns aber im tiefſten Walde meines Vaters, als Bauern verkleidet, nieder-

zulaſſen. Mein Vater willigte ungern in den Plan, er fühlte ſich nahe dem Tode und hätte ſich gern noch die letzte Zeit den Lebenden angeſchloſſen, aber er fürchtete ſelbſt Gefahr, da er zwar noch nicht ſeine Ausſöhnung mit dem Kaiſer durch Überlieferung der Krone abgeſchloſſen, aber in der Unterhandlung begriffen war. Wir lebten ein glückliches halbes Jahr in der Einſamkeit, ein Diener ſorgte für unſer Bedürfniß, wir trieben es in kunſtreichen Webereien zur größten Vollendung und erfreuten den Vater mit unſern Arbeiten, indem wir ihn durch dieſe Abbilder künſtlich in unſre Nähe zauberten. Ich wurde von einem Sohne entbunden, genas bald wieder und nichts ſchien unſerm Glücke zu fehlen.“

Die Fremde hielt inne, drückte ihre Stirn mit der Hand und fuhr fort: „Als wir eines Nachmittags den Huf eines Roſſes durch den Wald ſchallen hörten, da fuhr ich auf, wie aus einem Traume, und der Ritter erſchrak bei dieſer Seltſamkeit, denn der Wald war ſo dicht, daß niemand ſeinen Weg durch denſelben nahm, am wenigſten zu Roſſe. Er griff nach ſeiner Armbruſt, aber ich hielt ihn, denn im Augenblicke entdeckte ich, es ſei ein ſehr alter Mann, der ſich mit ſeinem Roß durch die Büſche quälte und mein unſeliges Mitleiden raubte mir alles. Der Ritter unterhielt ſich mit dem Alten, er nannte ſich Martin.“ — „Martin?“ fragte Berthold halblaut. —

„Martin nannte ſich der Alte und ſeinen Herrn nannte er den Ritter von Golm, der unfern mit ſeinem Pferde harre, ſie hätten ſich durch Irrlichter anführen laſſen, ſo wären ſie ſchon in der Nacht von der Straße nach Augsburg abgekommen. Der Ritter entſchloß ſich, ſie auf die rechte Straße zu begleiten, aber meine Neugierde erwachte, etwas Neues von der Welt zu hören, da mein Vater nicht ſchreiben mochte und der alte Diener zu einfältig war, etwas Neues zu begreifen. Der Ritter gab meinem unſeligen Verlangen nach, zur Strafe dieſer Neugier habe ich ihn verloren und dem Tageslichte entſagt, bis ich meinen Sohn wiederfinde. — Er brachte den fremden Ritter und ſeinen Reiſigen Martin in unſer Haus, ich wandte mich mit allerlei Fragen an den Ritter, der alt und grämlich ſie nur kurz beantwortete und ſich verwunderte, was wir Wald-Bauerleute uns um die hohen Häuſer Schwabens kümmerten. Mein Ritter gab vor, wir hätten ſonſt beide in einem der Häuſer gedient und hätten uns in die Wildniß geflüchtet, weil der Herr unſre Heirath nicht zugeben wollen. Der alte Ritter ſtellte ſich etwas ungläubig und wollte ſeine Waffen nicht ablegen, auch nichts genießen, was wir ihm vorſetzten, vielmehr mußte ſein alter Martin ihm ſelbſt etwas, das er bei ſich führte, in der Küche wärmen. Der unbequeme Gaſt verdarb uns ſchon alle Laune, oder war's die Ahnung des

nahen Unglücks, daß der Ritter und ich mehrmals mit heimlicher Trauer einander die Hände drückten. So ſtumm ſaßen wir drei bei einander, als ein ſeltſames Kniſtern und Sauſen über uns meinen Ritter aus dem Traume weckte; er rieth nicht lange, was es ſein könne, denn Martin ſtürzte herein und ſagte, der Schornſtein müſſe nicht feſt geweſen ſein, das Sparrwerk des Daches brenne. Ich eilte halb ſinnlos nach der Wiege des Kindes und riß es heraus, der Ritter ſpang nach dem verdeckten Behältniſſe unter dem Bette, wo die Krone bewahrt wurde und nahm die Krone offen in ſeine Hand. Wir eilten mit dem Ritter und Martin in's Freie und bemerkten dort, daß der Brand nur den oberen Theil des Daches ergriffen und daß wir noch mit Sicherheit ſo manches unſrer Arbeiten und unſres Geräthes erretten könnten. Ich gab mein Kind dem alten Ritter und ſprang in's Haus zurück, mein Gemahl folgte dem Beiſpiele und warf die Krone beiſeite, indem er mir folgte. Wir brachten manchen ſeltnen Schrank und unſre Teppiche hinausgetragen und als wir fertig mit der Rettung unſrer beſten Sachen waren, riefen wir nach dem Ritter, weil wir ihn nicht gleich ſahen. Da hörten wir in einiger Entfernung ſein Lachen und ſeiner Roſſe Wiehern, Kind und Krone fehlten, wir fühlten und es erſtickte unſre Worte, daß wir ſchrecklich betrogen waren, daß dieſes Feuer nur angelegt worden,

um zu entdecken, wo die Krone verborgen ſei. Ich blieb ſinnlos ſtehen und lehnte mich an einen Baum, mein Ritter zog ſein Schwert und eilte den Räubern wie ein Raſender nach. Ich hörte Waffengeklirr, ich ſah Martin, den Reiſigen, im Gefecht mit meinem Herrn, da ſank ich nieder. Ich meinte meinen Herrn geſehen zu haben, wie er mit blutigem geſpaltenen Haupte zu mir trat, vor mir niederſank, mich um ein letztes Andenken bat und wie ich in Erſtarrung den goldnen ſchön geſchuppten Trauring in die Wunde drückte. Iſt's ein Traum geweſen, ſo war er ſchrecklich deutlich, aber kein andres Bild aus meinem wahnſinnigen Zuſtande iſt mir ſo deutlich geblieben. Der alte Diener, der mich fand, konnte von meinem Ritter, von dem Kinde, von der Krone nichts entdecken, die Geſträuche waren mit Blut beſpritzt, mein Herz wußte, es ſei das Blut des Geliebten, mein Verſtand unterlag, ich fühlte bald nichts von der Welt, deren Ungewißheit mich von ihr losgeriſſen hatte. Der alte Diener fand mich ſinnlos, allmählig beſann ich mich, der Tod des Vaters ging gleichgültig meinem Ohr vorüber. Erſt im Hauſe dieſes edlen Baumeiſters lernte ich wieder denken, erkannte meine Schuld und brachte zur Sühne meiner Neugierde das ſchmerzliche Gelübde, das Tageslicht zu meiden, bis ich den Sohn oder den Geliebten wiederfinde." — „Ich habe dies Gelübde nicht angerathen," ſagte der Baumeiſter, „wer

etwas ſucht, muß Tag und Nacht danach ſich umſe-
hen.“ — „Vergebens ſind meine Reiſen geweſen,“ fuhr
die Fremde fort, „doch was iſt vergebens? Seht
hier auf dieſem Teppich, den ich nicht vollenden konnte,
und den ein junger Maler Sixt, der mich begleitet,
mit geſchicktem Pinſel füllte, das brennende Haus, un-
ter welchem wir ein ſeliges Jahr wohnten, dort den
tückiſchen Ritter mit Kind und Krone, den grimmigen
Martin, den ich aus tiefſter Seele verfluchte, und
hier den blutigen Ritter, der ein Andenken von mir
begehrt. — Aber was iſt Euch junger Herr?“ fragte
ſie ängſtlich, daß ſie alle zuſammenfuhren, den jungen
Berthold, „Eure Thränen übermannen Euch, Ihr
wechſelt die Farbe wie ein Kranker.“ — Mit gebro-
chener Stimme antwortete Berthold: „Mir wird
gewiß wohl, wenn ich in's Freie komme, erlaubt mir
nur wenige Zeit, ich werde mich erholen und Euch
etwas überbringen, woran jetzt meine ganze Seligkeit
gekettet iſt.“

Er eilte nach ſeinem Hauſe, fand Frau Hilde-
gard bei ihrer Lampe ſitzen und beten, es that ihm
wehe, ihr zu ſagen, daß er ſie wohl nicht mehr lange
als ſeine einzige liebe Mutter verehren würde, er ant-
wortete ihr daher nur unbeſtimmt auf die Frage, was
er ſuche und ſie berichtete ihm während des Suchens,
daß der alte Berthold wegen des ausgehängten
Thurmwächters zum Bürgermeiſter ſpät Abends gerufen

und noch nicht wiedergekommen ſei, weswegen die Leute meinten, der Bürgermeiſter habe ihn einſetzen laſſen. Dieſe unangenehme Nachricht ging ohne tiefen Eindruck an ihm über, ſie merkte aber den Ärger und die Angſt, in die er ſich verſetzt fühlte, als er den Kaſten mit dem geliebten Haupte durchaus nicht an der Stelle finden konnte, wo er ihn hingeſtellt hatte. Frau Hildegard konnte keine Auskunft von ihm erpreſſen, was er ſuche; die Angſt, das Kennzeichen ſeiner Geburt verloren zu haben, verwirrte ihn ſchon, er hörte auf nichts und hätte im unruhigen Durcheinanderwerfen die Kiſte gewiß überſehen, wenn ſie gleich vor ihm geſtanden hätte. Endlich ſprach Frau Hildegard mitleidig: „So iſt nun der Menſch, er meint der Teufel habe ſein Spiel, wenn er irgend eine Kleinigkeit, die er braucht, nicht finden kann, und einen guten Gedanken, den ihm wohl ein Engel zum Troſt der Seinen eingeben könnte, verſchluckt er darüber, als ginge er nicht verloren, wenn er zu ſpät kommt. Laß Dein Suchen und rathe mir, wie wir uns mit dem Bürgermeiſter benehmen! — Das Wort drang in ſein Herz, er fiel der Mutter Hildegard um den Hals, er ſuchte ſie zu tröſten wegen des Vaters; dann vertraute er ihr die Hoffnungen ſeines kindlichen Herzens, und wie er nur geſchwiegen, um ihr die Sorge zu ſparen, als ob ſeine Liebe ſchwächer werden könnte, wenn ſie ſich theilte. Frau Hildegard weinte und

ſegnete die höhern Wege der Vorſehung, wünſchte ſich aber zurück in die ſtille Ruhe des Thurmes, wie ſie der Welt näher gekommen, werde ſie auch von ihr bewegt; dann zeigte ſie auf einen Wandſchrank, wo unſer Berthold das Heiligthum fand. Er drückte den Schädel ſo heftig an Mund und Herz, daß jenes Blinkende, was Martin für einen Helmring angeſehen, aus der Öffnung des Schädels ſprang und über den Boden rollte. „Es iſt ein Trauring,“ ſagte Hildegard, die ihn aufhob, „hier ſteht der Tag eingegraben im innern Kreiſe.“ Beſinnungslos freudig ſprang ſchon Berthold mit Schädel und Ring die Treppe hinunter zur Wohnung der edlen Fremden.

Siebente Geſchichte.

Der Sturm.

Er fand nur Apollonien im Zimmer der edlen Frau, ſie hatte ſich zur Beſorgung einiger Briefe fortbegeben. Ohne ſich Apollonien erklären zu können, drückte er ihr die Hand und küßte den Schädel; Apollonien durchdrang ein Entſetzen, ſie weinte, denn er ſchien ihr ſinnlos. — „Beweine nicht mein Glück," antwortete Berthold, „wer keinen Vater, keine Mutter kannte und von Fremden ſo mild und zärtlich wie ich auferzogen wurde, der ahnt erſt alle Liebe, die eine rechte Mutter zu ihm trägt, und auch Dich Apollonia darf ich ohne Scheu anblicken, aus gutem edlen Stamm bin ich entſproſſen, bin kein Findelkind, deſſen ſich die Ältern ſchämten, wie mir die bösartigen Knaben der Stadt ſonſt nachſchrieen, als ich noch ein armer Schreiber war." — „Biſt Du alſo vornehm geworden," fragte Apollonia, „Dir gönne ich's recht von Herzen und will für Dich im Kloſter beten, daß kein Glück Dich verdirbt." — „Du willſt wieder in's Kloſter?" fragte Berthold traurig. —

„Ich

„Ich war recht glücklich und zufrieden im Kloſter," antwortete Apollonia.

Jetzt trat die edle Fremde ein und ihr erſter Blick fiel auf den Ring, der aus der Wunde des Schädels entfallen, in Berthold's Hand glänzte, ſie ſah auch den Schädel und die tiefe Wunde, in der er ſo lange verborgen gelegen, ſie glaubte die geliebte Geſtalt wieder zu erblicken, und es hatte nach ſo langen Leiden ihr nichts Schauerliches mehr. Mit haſtiger Ungeduld, der Worte oft nicht mächtig, ſtammelte Berthold ſeine Geſchichte, wie er auf dem Schädel geruht, was Martin oft ſo bedeutend von ihm geſprochen. Nun wußte ſie, was ſie bei ſeinem Anblicke gefühlt hatte, ihr war alles gewiß, ſie umhalſte ihn mit Thränen, drückte ihn an ſich und ſprach: „So habe ich Dich wieder, Du geliebter Sohn, und keine Macht ſoll Dich mir rauben, Du bleibſt nun an meiner Seite; wie eine Löwin, die ihre Jungen ſchützt, ſo will ich Dich mit meinem Blute bewahren! — Wie viele Jahre meiner Liebe ſind Dir verloren, denn gut kann der Menſch gegen jeden ſein, aber nur das Blut bindet die Liebe unauflöslich; ſo kann Dich keine Mutter lieben, wie ich und die heilige Mutter, der ich Dich ſo oft in meinem Gebete empfahl! Ach Deinetwegen lerne ich die Schrecklichen wieder fürchten, in deren Gewalt Dein Geſchlecht ſeit Jahrhunderten zwiſchen der Hoffnung

unerreichbarer Herrlichkeit und der Furcht eines gewaltſamen Sturzes ohne Boden, ohne Himmel ſchmachtet. Ich darf Dich nicht von mir laſſen, Du mußt Dich blödſinnig anſtellen, um vor ihnen ſicher zu ſein, ihre Gaben ſind wie des Teufels Schätze, in der Nacht glänzt es wie Gold, am Tage ſind es Kohlen. Was ſoll ich Dir ſchenken zu der ſeligen Stunde, bewahre den Ring, bis Du eine Jungfrau findeſt, die Dir noch über dies theure väterliche Andenken geht, verſchenke ihn nicht leichtſinnig." — Berthold betrachtete den Ring und blickte zu Apollonien. Die Mutter verſtand beide und wollte ſchon die Ringe wechſeln, da blickte die aufgehende Sonne feurig durch's Fenſter, da fiel die gute Frau auf ihre Kniee nieder und rief inbrünſtig: „Ich darf Dich wiederſehen, Du ſcheinſt in zwei Augen, die ich zu Deinem Licht geboren; ruhig wird jetzt die Trauer meiner Liebe und eine innige Gegenwart mit dem Geliebten; die Lerchen ſteigen wieder freudig und die Glocken klingen wieder hell und der Verſtand ſieht mich nicht mehr ungütig an." — Bei den letzten Worten winkte ſie dem Baumeiſter, der ernſt über ihr ſtand und er ſprach milde: „Der höchſte Verſtand iſt die Güte, wo mir die noch fehlt, da bin ich ein unverſtändiger Geſelle, diesmal aber meine ich doch etwas zuſammengeführt zu haben mit Verſtand, deſſen ſich die höchſte Güte nicht zu ſchämen brauchte."

Während er noch ſo wohlgefällig ſprach, trat der Prior ein und warnte ihn ängſtlich, der Bürgermeiſter laſſe das Haus von allen Seiten durch bewaffnete Bürger umringen. Die Fremde meinte, es wäre wegen der Tochter, aber der Baumeiſter ſchüttelte mit dem Kopfe und der Prior ſagte, er habe ihn ſehr heftig von einer Frau ſprechen hören, welche ſich für die Erbtochter eines regierenden Hauſes ausgäbe, aber von den Verwandten dieſes Hauſes als eine Betrügerin verfolgt würde. „Ich weiß, was ſie wollen," ſeufzte die Fremde, „die edlen Steine aus dem Erbe des Vaters, gebt es ihnen, ich beſitze Diamanten von reinerem Waſſer in den Freudenthränen, die ich weine. Laßt ſie ein die neidiſchen Seelen, ſie ſollen fühlen, daß ſie mir nichts nehmen können, ſo lange ich den geliebten Sohn in meinen Armen halte, er iſt mein und keine Gewalt trennt mich von ihm." Der Baumeiſter trat dazwiſchen und ſuchte ſie zu überzeugen, der Beſitz jener Koſtbarkeiten könne nur ein Vorwand ſein, ihr werde der Sohn von den Unerbittlichen nicht gegönnt, um noch in ihr das Vergehen des unglücklichen Gemahls zu rächen. „Ihr wißt ihn jetzt wohlbewahrt, reichlich verſorgt," ſagte er, „Ihr ſcheidet nicht auf ewig von ihm, Euer Gelübde iſt gelöſt, erfüllt die Wünſche meiner Treue, lohnt meinen vieljährigen Dienſt! Was iſt

Euch der fürſtliche Name, deſſen viele Euch wegen der ungleichen Geburt Eurer Mutter und wegen der Vermählung mit dem unbekannten Ritter für verluſtig achten. Als meine Frau kann Euch die freie Stadt Straßburg ſchützen.“ — Aber die Fremde hob den Schädel des geliebten Gatten auf und ſprach: „Alles könnte ich Euch ſchenken und lohnte Eure Dienſte nur gering, und das Einzige, was Ihr verlangt, mein Herz, meine Hand, ſie beide ſind nicht mein, von meinem Gatten, von meinem Sohne trennt mich kein Entſchluß, nur die Gewalt, die mich dem Leben entreißt, kann mich von ihnen ſcheiden. Überlaßt mich dem Geſchicke meines Himmels.“

In dieſem Augenblicke ſtieß der zornige Bürgermeiſter die Leute der Fremden, die ihn aufhalten wollten, ungeduldig von ſich und trat ein, mit dem Ausrufe: „Im Namen meines Grafen!“ Aber der Baumeiſter führte ihm in dem Augenblicke, wo er die Fremde für eine Gefangene erklären wollte, die zitternde Apollonia entgegen. Dieſe unerklärliche Erſcheinung brachte den heftigen Mann außer Faſſung; hätte er Berthold erblickt, ſo hätte ſein Zorn eine Erklärung gefunden, aber die Fremde hielt ihn noch in ihren Armen. „Du hier?“ fragte der Bürgermeiſter ſtammelnd, und Apollonia konnte ſchluch-

zend nicht antworten. Nach kurzer Beſinnung nahm er ſie beim Arm, Berthold wollte ſie zurückhalten, aber ſie ſelbſt entzog ihm in der Angſt die Hand, die er von der Abgewendeten ergriffen hatte. Eine Unbeſtimmtheit hatte alle ergriffen, die jeden lähmte, und wie Krankheiten im Menſchen ſolche Vorgefühle von Erſchöpfung vorausſchicken, ſo ſchien diesmal ein gewaltſames Ereigniß in den Lüften wie eine allgemeine Krankheit des Geſtirns auf alle Bewohner zu wirken. Ein Sturm erbebte durch die Gaſſen der Stadt, den die innerlich Erſchütterten bis jetzt überhört hatten. Mit ſteigender Heftigkeit pochten die Luftadern, die fallenden Reihen der Dachſteine, die klirrenden Fenſter; das Geſchrei der Menſchen, die ſich in ihren wankenden Holzgebäuden nicht mehr ſicher glaubten, wurde jetzt erſt hörbar, wo der Sturmwind ein ſchlecht verſchloſſenes Fenſter des Zimmers, wo ſich alle noch befanden, aufſchlug, Stroh und Baumäſte hineinführte und mit allem Beweglichen im Zimmer ſein tolles Spiel forttrieb. Von allen Seiten riefen Stimmen nach dem Bürgermeiſter, es wurde der Befehl von ihm verlangt, daß alle Feuer auf den Heerden gelöſcht würden, damit nicht eine allgemeine Feuersbrunſt den Schrecken erfüllte. Der Mann war an ſchnelle Entſchlüſſe wenig gewöhnt, er verlangte in der Verlegenheit nach

dem Rathhauſe, aber die Tochter ließ er nicht aus der Hand, gleich wie die Fremde den Schädel und den Sohn bei allem Sturm immer feſter an ſich drückte. So zog nun der Bürgermeiſter mit der Tochter, der grimmige Schlächter mit dem zerſchmetterten Lamm ab, über das der ſichre Stall zuſammengebrochen war.

Nun trat, als er geſchieden, der Prior aus ſeinem Verſteck heraus; er hatte für ſeinen Namen, für ſein Amt gebetet, daß er nicht als Entführer der Tochter in Anſpruch genommen werden möchte. Er benutzte zur Flucht die erſten Augenblicke, wer hätte geglaubt, daß ein feurig rothes Antlitz ſo bleich werden könnte.

Die Fremde allein ſchien wieder ganz ruhig und gefaßt, ſie ſprach zu Berthold: „Das Unglück ging vorüber, auch der Sturm hat ſeine Zeit, um ſo ſchöner wird die Stille ſein, in der Jeder erkennt, wie viel ihm blieb.“ — „Wir müſſen den Sturm benutzen, um fort zu ziehen,“ ſprach der Baumeiſter nach einigem Umſchauen in den Vorderzimmern, „ich habe die Pferde beſtellt, unſre Wache iſt fortgelaufen, Jeder zu den Seinen, mögen ſie mich für einen Zauberer halten, weil ich die Gewalt der Natur als ein gutes Zeichen benutze.“ — Aber die Fremde erklärte feſt, daß ſie bleiben wolle; wenn ſie ihren

Anſprüchen entſage, werde ſie Schutz und ruhigen Aufenthalt bei dem geliebten Sohne finden, ſie wolle nicht länger wie das Laub im Sturme von entgegengeſetzten Gewalten ſich emportreiben laſſen, ſie wolle ruhen an der Erde und bald auch in der Erde. — Der Baumeiſter machte ihr leiſe Vorſtellungen, aber ſie lehnte alles ab, dann nahm er mit tiefem Ernſt eine Kette vom Halſe, die er von ihr trug, zerriß ſie und gab ſie der Fremden zurück. Sie reichte ihm die Hand zum Kuſſe, er kniete längere Zeit ſtill vor ihr. Der Wagen rollte vor's Haus, er verließ Mutter und Sohn mit Schweigen.

Ihm folgten die meiſten der Leute, welche die Fremde bis dahin als die Ihren behandelt, auch der Maler Sixt, deſſen Kunſt ſich ihr oft in Beihülfe verbunden hatte. Sie weinte auf, die liebe Fremde, als der Wagen im Sturme rollte. „Ich habe einen Freund verloren," ſagte ſie, „Dich aber kann ich nicht verlieren, mein Sohn, führe mich in Dein Haus zu den treuen Seelen, die Deine Jugend bewachten, der Sturm ſenkt die Flügel, er hat erfüllt, was er ſollte und die zerſtreuten Wolkenſchäflein ſammeln ſich wieder ruhig aneinander; es bedarf der ganzen Gewalt und Erſchütterung des Erdelements, um dem Geiſte ſeine Freiheit zu geben. Ich war befangen von innen und äußerlich von meinen

Feinden bewacht, der Sturm hat alle Ketten abgeſchüttelt und ich danke dem Himmel, daß die Zerſtörung, in der auch dieſes Haus ſchwankte, mir ein neues Vertrauen geſchaffen hat.“ — Berthold bat die heftig bewegte Mutter, ſich zu beruhigen, das morſche Häuschen zu verlaſſen und in dem ſicheren Hauſe einzukehren, das er zu irdiſch ewiger Dauer begründet und auferbaut habe. Sie ſprach noch mit ihren Dienern, dann führte er ſie hinunter auf die Straße. Da flatterte ihm ein Schleier in die Augen, der an einem eiſernen Schildhaken hängen geblieben. War es Apolloniens Schleier? Vielleicht ihr letzter Gruß, der ihm werden ſollte. Er wagte es nicht, ihn mitzunehmen, ſo ſehr es ihn gelüſtete, denn er war ſtrenge von Berthold gegen jeden Diebſtahl gewarnt worden; aber er blickte ſo lange es ihm möglich nach dem Schleier um, als wäre es die Geliebte, und als er dem Auge ganz verſchwunden, da ſtand er ſchon in der Nähe ſeines Hauſes. Und nun beengte ihn die Sorge, wie Frau Hildegard ſeine Mutter empfangen würde, ſie vertrug ſich nicht mit andern Frauen und hatte daher keinen Umgang. Sie liebt mich, dachte er endlich, ſie wird auch die Mutter lieben.

„Gottes Segen über Dich, lieber Sohn,“ rief Frau Hildegard ihm entgegen, „eben bringt Mei-

ſter Fingerling die Nachricht, daß unſer guter alter Thurm bei dem Sturm zuſammengeſtürzt iſt, eben als ein Wagen mit einem Fremden hinausgefahren war, da wäre ich wie der neue Thürmer in meinen Sünden hingeſtorben und verdorben, wenn Du mich nicht in das neue Haus geführt hätteſt." — „Es giebt Zeichen und Wunder!" rief die Fremde. — „Wen führſt Du mir in's Haus?" fragte Frau Hildegard. — „Die Mutter, die mich geboren hat," ſagte Berthold, „führe ich zur Mutter, die mein Leben erhielt, umarmt Euch, Ihr lieben Mütter, liebt Euch um meinetwillen, daß ich Euch beide zuſammen wie eine Mutter umfaſſen, lieben, ehren kann." — Frau Hildegard ſegnete die Stunde, in welcher jene Berthold geboren, die Fremde ſegnete die Stufen, auf denen ſie in das Haus angeſtiegen, das alles, was ſie auf Erden noch liebe, den Sohn und ſeine treuen Pfleger umfaſſe. Da ſanken beide Frauen einander zärtlich in die Arme und Berthold drückte beide innig aneinander und freute ſich ſtill dieſer Einigung. Das Haus und die Treppe waren noch von der Feier des Einzugs mit Blumen beſtreut, Apolloniens Lamm war dem Berthold unbemerkt nachgelaufen, weil er es getragen hatte, und ſchloß ſich an ihn, als wüßte es etwas von ſeinem Glücke. Die neugierigen Arbeiter, die zur

Thüre hineinſahen, nahmen unwillkührlich die Mützen ab und falteten die Hände, ſie fanden ſich durch dieſe Zuſammenſtellung an ein Gemälde der Weiblinger Kirche erinnert.

Zweites Buch.

Digitized by Google

Erſte Geſchichte.

Die wunderbare Heilung.

Die Gewohnheiten und der Schmuck des täglichen Lebens verwandeln ſich früher in der zerſtörenden und ſchaffenden Hand der Zeit und des Menſchen, als das ſonntägliche kirchliche Weſen, die Kunſt insbeſondere verſucht ſich erſt im Weltleben und überlebt ihre meiſten Irrthümer in demſelben, ehe das Geheiligte die Verwandlung erfährt, ja es ſcheint, daß ſie ſich zuweilen, nach dem Erreichen einer gewiſſen Höhe, unter dem Einfluſſe ewiger Ahnungen ganz von dem heiligen Kreiſe wendet, um mit friſcher, neu begründeter Kraft ſich demſelben von andrer Seite zu nahen. Es iſt leicht, durch den Anblick von älteren Kirchen uns in die Zeiten Luther's, Dürer's, Raphael's zu verſetzen, ſchwerer iſt's, das häusliche Leben jener Zeit noch irgendwo ungeſtört erhalten zu finden. Der Bau unſrer Häuſer hat ſich ſo gänzlich verändert, wie unſer Verkehr, wir glauben bequemer zu wohnen; im Bau und Schmuck der Kirchen dagegen iſt bei allen verſchiedenartigen Glaubensbekennern noch kein weſentlicher Fortſchritt gemacht. Hat ein Theil der Chriſten

ſich der Kunſt in Kirchen geſchämt (Reformirte), ſo hat ein andrer durch bedeutungsloſe Anwendung derſelben (man vergleiche alle prachtvollen Jeſuiterkirchen), ſie weder gefördert, noch den Dienſt verherrlicht und Beides wird vor einer neuen Kunſt verſchwinden, deren Strahlen uns aus der Dämmerung erwärmen; vielleicht wird ungeſtört fortgearbeitet werden, wo Kranach, Dürer und Raphael ihre Pinſel niederlegten, wo die edlen Bilder vor den todten Augen unter Staub oder Kerzendampf verblichen, oder wo die blinde Wuth ſie herabriß. Ehe aber dieſe Zeit eintreten kann, muß Alltägliches und Sonntägliches, muß Haus und Kirche aus einem Stück gebildet ſein, wie damals, als unſer Dürer den heiligen Hyeronimus mit ſeinem Löwen in ſein eignes Wohnzimmer ſetzte, als Kranach den Melanchthon zur Taufe, den Luther zur Kreuzigung Chriſti führte. Das Himmliſche war damals noch nicht ſo weit von der Erde entrückt, ſondern wohnte vertraulich unter den Wahrhaften, der Künſtler brauchte ſich nicht in eine andre Welt hinauf zu ſchrauben, er ſah die Seinen im erhöhten Sinne an. Wer zu Wittenberg in Luther's Wohnzimmer geblickt hat, muß die innige eigene Entwickelung jener Zeit erkennen, wie Blatt und Blüthe, Krone und Wurzel einer Pflanze auf einander deuten, ſo natürlich fühlt ſich jene Zeit von ihrem innern Reichthum auch äußerlich durchdrungen, ohne es ſelbſt zu wiſſen;

denn lebte gleich Luther nach allen Nachrichten prachtlos und einfach, ſo iſt doch das Getäfel, der kunſtreiche Ofen, mit edlen Bildern der Wiſſenſchaften und Künſte geſchmückt, unendlich beſſer, einiger mit dem Styl des ganzen Gebäudes, als wir jetzt die Zimmer eines Geiſtlichen finden würden. Derſelbe Geſchmack herrſchte im nördlichen wie im ſüdlichen Theil Deutſchlands, nur war letzteres damals durch die Nähe und den Verkehr vieler reichen freien Handelsſtädte noch reichlicher von jeder Art Künſtlern befruchtet, beſucht und geſchmückt, und da ſich die Kunſt erſt damals anfing nach Völkern zu trennen, auch noch weniger blos mechaniſche Scheinblüthen trieb, ſo ſtörte es noch nicht ſo unangenehm, wie ſpäterhin, Niederländer und Italiener neben deutſchen Künſtlern an der Ausmalung oder Verzierung deſſelben Hauſes arbeiten zu ſehen. Manchen dieſer Fremden trieben Staatsverhältniſſe nach Deutſchland, andre der Erwerb, noch andre in der ungebändigten Leidenſchaftlichkeit jener Zeit unſelig vergoſſenes Blut und Familienrache, aus gleichem Grunde beſuchten auch deutſche Künſtler die Fremde, ohne eben mit dieſen Reiſen nach Bildung und Unterricht zu ſtreben, ohne ſich die heutige Narrheit auszuſinnen, als ob die Kunſt nur in Rom ausgeheckt würde. Die deutſchen Künſtler wußten und konnten alles, was von ihnen verlangt wurde, und mehr forderte Keiner, als ſie zu leiſten vermochten, auch hatte

jede Stadt ihre Künſtler lieb, weil ſie ihr von Gott nicht anders beſcheert waren und ſuchte ſie zur Ehre der Stadt zu beſchäftigen und hungerten zuweilen auch damals die Künſtler, ſo hungerten ſie nicht als Künſtler, ſondern mit der ganzen Stadt.

Auch Berthold hatte ſein vollendetes, großes Haus von den Steinmetzen, Tiſchlern und Glasmalern der Stadt einrichten laſſen, ſo ſchön als die guten Leute vermochten, die mit rechter Anſtrengung alles zur Dauer durch Wahl der Stoffe und zur Luſt durch künſtliche Ausführung eingerichtet hatten, er kümmerte ſich nicht darum, als Fingerling ihm verſicherte, es gäbe in Augsburg noch kunſtreichere Männer, er ſuchte ſeine Weiblinger Künſtler und Arbeiter zu bilden, das ſegnete Gott durch manche kunſtreiche Hand, die ſich unerwartet hervorthat. Selbſt den alten Maler Fiſcher verſchmähte er nicht, der mit ſterbender Hand die Mutter Gottes mit dem Kinde auf die Wand über der Hausthüre gemalt und aus Schreck, daß er ſie ſo bleich und hinfällig dargeſtellt, geſtorben war. Obgleich ſich nun mancher durchreiſende Maler zur Beſſerung dieſes verblichenen Bildes gemeldet hatte, ſo wies doch Berthold alle ab, denn er fühlte ſich allmählig abſterbend dem Fleiſche und auflebend im Geiſte. Wie hat ſich der fröhliche Knabe verändert, ſeit Reichthum und Ehre ihn mächtiger rüſteten, wie war er ſo ohnmächtig und ſiech geworden und nur in dem

engen

engen Raume ſeines Zimmers, wo die zierlichen Gitterſchränke mit ſeinen Handſchriften vom bunten Glaſe der beiden Fenſter mit wechſelnden Strahlen beſchienen wurden, da fühlte er ſich ſelig erweitert zur frohen Stimmung ſeiner Jugendtage. Der Neujahrstag war ihm beſonders ſchmerzlich, weil er ihm zugleich den Verlauf eines neuen Lebensjahrs ſeit dem unbewußten Eintritt auf dem Thurme bezeichnete und weil Frau Hildegard es ſich nicht nehmen ließ, am Morgen, ehe es tagte, ihm mit einem Kuchen die Augen zu blenden, um welchen ſchon mühſam der Wald vergangener Jahre durch eben ſo viele kleine brennende bunte Lichter ausgedrückt war. Ach die Jahre brannten tief in ſein trauerndes Herz, als wären's unbewußte Sünden, und er dachte der vielen verlornen Zeit, der vielen geleerten Medizinflaſchen und wie er weder in Ehre noch Minne, gleich ſeinen Lieblingen in den Büchern, irgend etwas gethan, obgleich er in ſeiner Stadt die höchſte Ehre, die Stelle als Bürgermeiſter erreicht hatte. Dann ſah er alle die gemalten Briefe durch, die er am Jahreswechſel erhalten, und wünſchte ſich die Zeit zurück, als er noch ſelbſt dergleichen für den Bürgermeiſter Steller mit demüthiger Ehrfurcht geſchrieben; da floſſen ſeine Thränen häufiger, denn er fühlte die Sehnſucht nach der verſchollenen Apollonia wieder erwachen, die er nach einigen Nachrichten nur jenſeits der Grenzen dieſes

Lebens wiederzuſehen hoffen durfte. Unwillig ſetzte er den Trank, den er einnehmen ſollte, in den Schrank zurück, nahm das Buch von Triſtan und Iſolde in die Hand und ſah nachdenkend die ſchönen feinen Bilder an, mit denen es durchweg geſchmückt war. Er iſt unglücklich wie ich, dachte er, aber er hat doch etwas erfahren und er ſtarb früher als ſeine Iſolde.

Der Diener trat ein und meldete einen niederländiſchen Maler Sixt an. Berthold fuhr bei dem Namen aus ſeiner Träumerei mit offenem Viſier dem Ankommenden entgegen, der demüthig, klein und krummbeinig vor ihm reverenzte. „Seid Ihr's, lieber Sixt," ſagte Berthold, „ja Ihr ſeid's, der meiner Mutter Begleiter geweſen, ihr hülfreich in ihren Arbeiten beiſtand und ſie damals vor etwa dreißig Jahren hier verließ." — „Verzeihet es mir Herr Bürgermeiſter," antwortete der gekrümmte Maler, „ich glaubte mich nicht recht ſicher bei der edlen Gräfin, denn die Leute ſprachen ſo verſchieden von ihrer Herkunft und der Baumeiſter wußte mir immer Arbeit nachzuweiſen, da hielt ich es für meinen Unterhalt ſicherer, mit ihm nach Straßburg zu ziehen. Es iſt mir aber allda ſehr conträr ergangen, weil ich da lange vom leidigen Satanas geplagt wurde, die Leute in contrafetiſchen Bildniſſen durch ihre ſeltſamen Züge getreulich darzuſtellen, die ſie nicht gern an ſich erblickten, alſo daß ſie ſich durch ihre eigne Leiblichkeit denigrirt fanden

gegen die gute Meinung, die ſie ſo lange von ihren ſchadhaften Angeſichtern bewahrt hatten. Jetzt aber bin ich meine Aberration inne geworden und male die Leute, wie ſie gern ſein möchten und empfehle mich beſtens mit dieſer meiner neuen Manier." — „Nein alter Freund," rief der Bürgermeiſter, „nicht in dieſer neuen Manier, in der alten malt mich, daß ich um ſo williger ſterbe, wenn meine Leiche mir ſchon im Abbild des Lebenden entgegenfriert." — „Hoffe zu kontentieren Eure Excellenz," rief der Maler und packte ſogleich aus allen Taſchen ſein Malerbrett, ſeine Staffelei zum Zuſammenlegen, ſeine Farbenſcheibe wohl belegt mit allem Farbenreichthum, ſeine blecherne Büchſe mit Pinſeln aus und ſtand jetzt, nachdem er ſich der Laſt entledigt hatte, als ein feiner, wohl gebildeter, nur etwas buckliger Mann vor dem Bürgermeiſter. „So ſchnell dachte ich nicht, dieſe Arbeit zu unternehmen," rief dieſer, „inzwiſchen bin ich heute frei von Geſchäften, und wer weiß, ob ich morgen noch lebe." — „Bemerke nur wenig von dem hippokratiſchen Geſichte an Ihro Hochunvermögen!" ſagte der Maler. Während der Arbeit erzählten einander Beide, was ſie während der langen Zwiſchenzeit betroffen, denn Meiſter Sixt war ſehr neugierig und ſuchte Neuigkeiten durch Gegenerzählungen zu bezahlen. Berthold brachte ein Gemälde mit dem Gewebe, das nach dieſem, Beides aber von der Hand ſeiner rechten Mutter

gemacht, mit einem Seufzer aus dem dunkelſten Schranke hervor. „Damals trug ich noch Farben auf den Wangen, Hoffnung im Herzen,“ ſagte er, „ſeht, ſo kunſtreich iſt mein Mantel aus Blüthen aller Art von der Mutter erfunden und ausgeführt und ein Kranz von ſingenden Vögeln ſchwebt über dem Haupte, das begeiſtert den Himmel offen und tauſend Engelköpfe in der ſchimmernden Bläue erblickt, die Mutter iſt todt, die Blüthen ſind verwelkt wie meine Wangen und wie mein Herz mit allen Hoffnungen.“ — „Wann ſtarb Eure verehrte Mutter?“ fragte der Maler, indem er ſchon mit ſchneller Hand die Grund-farben in den Umriß peitſchte. — „Es war am Frohn-leichnamsfeſte vor zwanzig Jahren,“ antwortete der Bürgermeiſter, „als ſie einen großen Schreck, den die Ihren ihr bereitet, nicht überleben konnte.“ — „An dem Tage beliebte auch der Baumeiſter zu ſterben,“ ſagte der Maler, „und mich unredlich in meinem Ge-ſchäfte zu verlaſſen. Es ließe ſich viel darüber ſagen, wenn ich nur Zeit hätte.“ Aber Berthold bat ihn, ſich Zeit zu nehmen, er wolle ſie ihm bezahlen, als ob er während derſelben gemalt habe. — Sixt be-richtete nun, daß der Baumeiſter viel von dem Tode der Gräfin an jenem Tage mit ihm geſprochen habe, dann ſei er auf die Spitze des Münſters, auf den Thurm zur rechten Hand des Ausgangs, der allein ſeine Spitze vollendet trägt, hinauf geſtiegen, kletterte

zu Aller Erſtaunen an dem Knopf hinan und warf die Fahne hinunter, welche das von ihm auf den Knopf geſetzte Marienbild feſtgeſchnürt, bedeckt hatte. Mit der Fahne flatterten unzählige gedruckte Blätter zur Erde; ſeht, Herr, eins habe ich immer als ein theures Andenken bewahrt und trage es bei mir; leſet es ruhig, die Augen nach dem Schranke gerichtet, weicht nicht aus der Lage." — Berthold las aber laut vor:

Laß, o Herr, das Werk der Zeiten,
Das Dein Hauch hat angereget,
Heut durch meinen Mund ausdeuten,
Großes Wort ſich ſchwer beweget,
Schwer und langſam wie die Steine,
Die aus rauhem Fels geſpalten,
Sich erhoben zum Vereine
Und den hohen Thurm geſtalten.

Gott erſchuf am zweiten Tage,
Der vom Waſſer ſchied die Erde,
Zeugen dieſer heil'gen Sage,
Felſen ſich zum Opferheerde;
Erwin ſah die heil'gen Zeugen
Drüben harrend an dem Rheine,
Und im Geiſte ward ihm eigen,
Was ein jeder ſag' und meine.

Wie ſie alle ihm gebieten,
Daß er ſie hinüber führe,
Daß ſie heil'gen Dienſt behüten,
Daß die heil'ge Kunſt ſie ziere;
Daß aus felſenfeſtem Kerne
Sich erbaue Gottes Kirche,
Darum treiben Gottes Sterne
Goldne Adern durch's Gebirge.

Geht mit dieſem Goldgewinne,
Den ſie zu dem Rheine ſenden,
Regen ſie der Menſchen Sinne,
Wirken ſie in fleiß'gen Händen,
Daß ſie große Gaben ſchenken,
Zu der großen Münſterkirche,
Die der Erwin will erdenken
Aus den Felſen im Gebirge.

Erwin reißt mit ſchnellem Bleie
Viele Pläne zu dem Baue,
Doch es fehlt die rechte Weihe,
Daß er auch das Rechte ſchaue,
Zu der Wildniß jener Berge
Dringt er in Verzweiflung weiter,
Klagt, daß Wahrheit ſich verberge
Auf des Schönen Himmelsleiter.

Betend kommt er ſo zur Kirche,
Die der erſte Chriſt erbaute,
In dem wildeſten Gebirge,
Daß er ſeinen Herren ſchaute;
Sieht ein zierlich Bild des Stalles,
Wo der Herr einſt ward geboren,
Und das geht ihm über alles,
Und er hat es gleich erkoren.

Die Kapell' aus Stabgeflechten
Iſt mit Blumen reich verzieret,
Und was andre bilden möchten,
Dieſem Plan der Preis gebühret;
Nein kein Tempel alter Zeiten,
Kann entzücken wie die Hütte,
Soll ſich Dauerndes bereiten,
Steigt es nur aus frommer Sitte.

Wo die Krippe einſt geſtanden,
Iſt der Altar aufgerichtet,
Wo das Kind, die Hirten ſtanden,
Hat der Morgen ihn umlichtet,
Und zwei Thürme, wo der Tauben
Keuſch getrennte Liebe wohnet,
Sich erheben, wie der Glauben
Der im Geiſt hoch oben thronet.

Unſer guter Meiſter ſinnet,
Daß der Bau in Stein ſich gründet,
Biſchof Conrad's Herz gewinnet,
Und der Bau wird weit verkündet,
Und Vergebung aller Sünden
Wird zu dieſem Bau verliehen,
Jedem, der ſich da wird finden,
Treu und muthig im Bemühen.

Biſchof Conrad wohl berathen,
Kommt mit heilgem Öl und Weine,
Mit dem Stabe, mit dem Spaten,
Legt geſchickt die Gründungsſteine,
Ringsum ſtehn die Arbeitsleute,
Alle Geiſtliche des Landes,
Alle Zünfte graben heute,
Selbſt die Herren edlen Standes.

Als die Weihung iſt vollendet,
Tritt der Biſchof ſtill zurücke,
Doch ein Streit hat bald geſchändet
Dieſer Sonne Gnadenblicke,
Wohl mit Recht iſt lang verkündet,
Daß der Teufel ſich beſtelle,
Wo die Kirche wird begründet,
Seinem Dienſte die Kapelle.

Eh der Biſchof ſie kann trennen,
Iſt ein Kampf da ausgebrochen,
Brüder wild im Kampf entbrennen
Und der Eine iſt erſtochen.
„Wer hat dieſen Streit entzündet?“
Ruft der Biſchof mit Entſetzen,
„Neu ſei dieſer Bau begründet,
Nicht mit Blut dürft ihr ihn netzen.“

Und es ſprach der Mordgeſelle:
„Wo Dein heil'ger Arm gegraben,
Von der lieben Gnadenſtelle,
Stieß er mich wie einen Knaben;
Weiß, ich hab den Tod verdienet,
Daß ich Bruderblut vergoſſen,
Doch es ſei die Welt verſühnet,
Ihr zum Heil ſei es gefloſſen.“

„Wißt, es fließen hier im Grunde
Zwei verſteckte böſe Quellen,
Stopft Ihr nicht die Doppelwunde,
Werdet Ihr den Thurm nicht ſtellen,
Ganz umſonſt ſind hier die Pfähle,
Steine, Mörtel ganz vergebens,
Wenn ich's nicht zum Grab erwähle
In der Fülle meines Lebens.“

„Eine Quelle will ich laben
Mit des armen Bruders Leiche,
Und ein Grab mir ſelber graben,
Daß das Waſſer ſchaudernd weiche.
Dann erſt iſt der Thurm begründet,
Und das Waſſer iſt bezwungen,
Und die Säulen hoch verbündet
Sind vom Sumpfe nicht verſchlungen.“

„Eilet euch ihr ſtarken Hände,
Daß ihr euer Grab vollendet,
Weh ihr glüht wie Feuerbrände,
Erde reinigt, was ſie ſchändet,
Seid begrüßt ihr Rein'gungs-Quellen,
Schaudert nicht vor mir zurücke,
Ich umſpanne eure Wellen,
Bin des Heiles feſte Brücke.“

Und der Biſchof ſieht zum Heile
Hier das Unheil ausgedeutet,
Viele Schuh tief grub in Eile
Dieſer Mörder und erſtreitet
Sich ein Grab in tiefen Quellen,
Die dem Meiſter ſich verbargen,
Sicher kann er Mauern ſtellen
Auf dem Leichnam dieſes Argen.

Wo die Brüder eingegraben
Weiht der Biſchof neu die Stelle,
Friedlich werden böſe Knaben
Nun des heilgen Baues Schwelle,
Und der Thurm erſteigt in Eile
Ohne Streit die höchſte Höhe,
Wo ich jetzt zu meinem Heile
Zu der Gnadenmutter flehe.

Flehe, daß ſie mich von hinnen
Zu dem Bau des Himmels nehme,
Neue Lehre zu gewinnen,
Denn als Meiſter ich mich ſchäme,
Daß ich dieſen Thurm verdorben,
Weil der Plan ſchon hier erfüllet;
Was vollendet iſt geſtorben
Und die Sehnſucht nicht mehr ſtillet.

Ja ich fleh um Ungewitter,
Flehe um der Blitze Strahlen,
Daß ſie durch das graue Gitter
Dieſer Steine Flammen malen,
Daß ſie brechen und zerſchmettern
Dieſen Thurm, den ich geſchloſſen,
Und ſchon blick' ich zu den Wettern,
Feſt entſchloſſen, unverdroſſen.

„Nein,“ rief Berthold und ſprang auf, „nein Herr, keine Blitzſtrahlen ſende in mein Haus, obgleich ich des Hauſes auch zuweilen überdrüſſig bin, nun ich es überall vollendet habe; wegen meiner alten Mutter Hildegard ſchone des Hauſes.“ — „Domine,“ ſagte der Maler betroffen und wiſchte zitternd ein halbes Dutzend Farben auf der Scheibe zuſammen, die nicht zuſammen gehörten, „was fehlt Euch? Das Poema iſt nicht auf Euer Haus, ſondern auf den Straßburger Münſter gemacht; ſoll ich einen Doktor rufen?“ — „Ich danke Euch,“ ſagte Berthold und ſetzte ſich wieder in die rechte Lage, „der Baumeiſter hat manche Beziehung auf mich gehabt, ohne ihn hätte ich nie die hohe Liebe einer wahren Mutter kennen gelernt und hätte nie eine tiefe Einſicht von der Nichtigkeit gewonnen, welche die Welt in ihren Herrſchern verehrt, wäre in eitlem Sinn in die Abſichten der Überklugen eingegangen, welche der Zeit Gewalt anthun möchten. Laſſen wir das, erzählt mir weiter von dem Baumeiſter.“ — „Es alterirt Euch,“

ſagte der Maler, „darum will ich mich der Kürze befleißigen; mit einem Worte, der Baumeiſter kniete oben auf dem Knopfe vor dem Marienbilde, wie ein kleines Figürchen, dergleichen am Eingange ſtehen in Stein; kein Menſch wußte, was daraus werden ſollte und das Volk wurde gar ſehr ungeduldig. Es wurden Schieferdecker und Zimmerleute aufgefordert von dem Rathe, den Baumeiſter herunter zu ſchaffen, aber ſie verſicherten alle, es ſei zu viel gewagt, weil er mit der Fahne auch die kleine Leiter fortgeſtoßen habe, welche ganz nothwendig ſei, um auf den Knopf hinauf zu ſteigen, es ſcheine, daß er nicht zurück verlange. Aber der Rath wollte nun einmal nicht, daß er da oben bleibe; da erbot ſich ein verruchter Menſch, für einen großen Beutel mit Geld hinauf zu ſteigen und den Baumeiſter herunter zu werfen, wenn er nicht die Citation des Raths annehme, die ihm ſogleich ſchriftlich ausgefertigt, auch mit dem großen Wachsſiegel bedruckt wurde. Der Signor Birbante machte ſich auf den Weg, aber viel Zeit war über die Anfertigung der Citation vergangen, und ſo hell es vorher war, daß wir ſehen konnten, wie der Baumeiſter die Hände rang und beten wollte, aber immer wieder die Hände rang, weil er ſie nicht falten konnte, ſo wurde es jetzt allmählig trübe am Himmel, die Wolken zogen gegen den Wind, es blitzte in der Ferne. Der verruchte Bote ließ ſich nicht abhalten, der Teufel

hatte ihn mit dem Gelde verblendet. Wir ſahen ihn noch die Treppen der Schnecken wie ein Wieſel luſtig hinauf rennen, eben wollte er hinaus, paſſ, — da haben wir's, ſchrieen alle, die nicht davon liefen." — — „Was, was," rief Berthold, „ſo laßt doch den Pinſel aus dem Munde, oder thut's nachher." — „Es ſind nur ein Paar Härchen, die ich abbeißen muß," antwortete der Maler, „nun iſt es wieder ganz gut, das kann mancher Menſch nicht mit ſeinen Zähnen leiſten." — „Nun erzählt nur weiter, was geſchah," rief Berthold und hielt ſich am Stuhle feſt, „ich habe mir in der Zeit ſchon dreimal das Genick gebrochen, es iſt ein ſchwindelndes Unternehmen, aus der Schnecke heraus zu treten, ich kenne ſie dort aus dem Riſſe und kann ihn nur ſelten anſehen." — „Beſonders wenn die Mauer ſo vom Winde bebt," antwortete der Maler, „da iſt das Heraustreten nicht recht praktikabel, die Stufen waren auch glatt vom Regen und ein Menſch, der keine Praktik in ſolchen Klettereien hat, meint ſchon in den Schnecken, er könne wohl ausgleiten und durch die mannshohen Naſenlöcher der Steinhaube, die wie eine Brüſſeler Spitze gelöchert iſt, hindurchfallen." — „Racker," ſchrie Berthold auf und faßte den Maler am Kragen, „ſprichſt Du noch ein Wort von der Schwindelei, ſo bin ich des Todes; was wurde aus dem Wagehals, was wurde aus dem Baumeiſter? ſag's mit einem

Worte.“ — „Impoſſibile,“ ſagte der Maler kalt, „mit einem Worte kann ich mich nicht expriminen; Ihr müßt einen Arzt gebrauchen, ich erzähle Euch kein Wort mehr von ſelbigem Vorgange.“ — „Ihr ſollt aber,“ rief Berthold, „ſonſt friert mir alles Blut in den Adern.“ — „Nun,“ antwortete der Maler, „auf Eure Gefahr, als der Galgenvogel den einen Fuß hinausſetzte, ziſchte ein Blitzſtrahl an ihm vorbei auf die große Glocke nieder, daß dieſe ganz fein aufſchrie, da kriegte ſein Cranium auch eine Erderſchütterung, er ging ſacht zurück, als ob er's nicht geweſen wäre, und wieder ſchmetterte ein Blitz hinter ihm auf das Bleidach zwiſchen beiden Thürmen. Da ging mir ſchon der Regen durch's Hemde, ich zog mich zurück wegen meines Zipperleins und habe erſt am andern Tage gehört, der bewußte hochhalſige Galgenvogel ſei von Blitzen beſtändig turbiret worden, bis er ſich unter dem Münſter in dem Waſſergewölbe, das über den beiden Brüdern ſteht, geflüchtet, ſich auf einen Kahn geſetzt und vom Lande gegen des Kirchners Rath abgeſtoßen habe. Der Bandit iſt auch nimmermehr wieder geſehen worden, am andern Morgen ſchwamm ſein Kahn umgekehrt und zerriſſen auf dem Rheine, ſo daß wir erkannten, ein Arm des Rheins fließe unterm Münſter, und die Kirche mußte ſich einen neuen Kahn bauen laſſen, um jährlich die Gewölbe zu unterſuchen.“ — „Und der Baumeiſter?“

ſragte Berthold ruhiger. — „Ja der,“ antwortete der Maler, „der ſah am Morgen ſo grau aus vor dem Marienbilde, als wäre er auch von Stein, doch kniete er noch lange davor und die Leute erzählten, er ſei wohl zu Aſche verbrannt. Allmählig hat ihn der Regen herunter gewaſchen, es iſt nichts mehr von ihm zu ſehen.“ — Berthold wurde jetzt ſo blaß, daß der Maler einmal über das andre rief: „Cospetto di bacco, ich habe nicht ſo viel Bleiweiß bei mir, ich muß immer mehr darauf ſtreichen und es will immer noch nicht käſeweiß werden, wie Ihr ausſeht.“ — Allmählig erholte ſich Berthold nun wieder und erzählte dem Maler, daß er dieſe Kränklichkeit ſeit jener Zeit ſchon in ſich trage, da er ihn als einen friſchen Geſellen bei ſeiner Mutter geſehen. — „Ihr waret roth wie ein Apfel,“ ſagte der Maler, „habt Euch vielleicht den Pfeilen des Gottes Amor zu viel Preis gegeben.“ — „Wär es nur das,“ antwortete Berthold, „ſo wäre doch etwas mir geblieben, aber nein, mein Leben iſt mir verkümmert worden, ohne daß ich einen Genuß, oder eine höhere Abſicht des Himmels darin errathen kann, das Schickſal hat mich zertreten, wie der Menſch einen Wurm, der ihm zu gering iſt, als daß er ſeinetwegen den Fuß eine Linie weiter ſetzen ſollte. Ihr wißt, daß ich damals meine Mutter gefunden hatte, ich führte ſie in den Seitenflügel, der damals allein noch ſtand, zu meiner Pfle-

gemutter, um ihr die Rechte unſrer Bürgerſchaft gegen ihre Verfolger zu ſichern. Es ſchien auch für den Augenblick, als ob dieſe ſich beruhigten, ſeitdem ſie ſich von dem Baumeiſter losgeſagt hatte. Nun müßt Ihr wiſſen, daß mein Pflegevater Berthold damals gefangen ſaß wegen einer Kränkung, die wir dem neuen Thürmer angethan hatten. Der Thürmer war aber mit einer Seite des Thurmes herabgeſtürzt, es fehlte alſo der Aukläger. Ich ſchlich mich heimlich zum Gitter vor dem Gefängniſſe des Vaters, fragte ihn, was ich thun könne, er reichte mir einen Schlüſſel zu ſeinem Schreibtiſch, wo eine Anklage gegen den Bürgermeiſter ſchon aufgeſetzt liege, die ich einem Zunftmeiſter übergeben ſollte. Ich eilte nach Hauſe, ich las dieſe Anklage, es war darin unwiderleglich erwieſen, daß der hochmüthige Bürgermeiſter die Bürger bei öffentlichen Bauten betrogen habe. Da ſtand ich in gräßlichem Zweifel, ob ich dem lieben Pflegevater folgen und die einzige Hoffnung meines Herzens in ihrem Vater von mir ſtoßen und vernichten ſollte. Halb todt übergab ich endlich nach langem Kampfe dieſe Anklage in die rechten Hände. Es wurde eine Verſammlung der Bürger gehalten in den größten Trinkſtuben, ich fühlte mich ſo unglücklich wie ein Verbrecher und mochte Niemand um den Ausgang befragen. Am Morgen erzählte mir Fingerling mit großem Triumph, der Bürgermeiſter ſei mit ſeiner

Tochter und ſeinen koſtbarſten Sachen entwichen, weil er durch Zuträger vernommen, daß ſein Betrug verrathen ſei und er von der Bürgerſchaft in Unterſuchung genommen werde. Bleich und zitternd fiel ich dem erſchrockenen Fingerling in die Arme, ein Blutſturz machte mir Luft, ich lag ſchwer darnieder und konnte mich nicht freuen, als der Vater in Ehren heimkehrte, ich war krank zum Sterben, ich war ſo vernichtet in meinem Herzen, daß ich gern ſterben wollte.“ — „Signor,“ ſagte der Maler, „den Kopf etwas höher, alles Übrige ſchadet mir nichts, erzählt, das belebt die Züge.“ — „Eine kränkliche Schwäche blieb mir nach der Gefahr,“ fuhr Berthold fort, „die beiden Mütter waren beſtändig in liebevoller Sorgfalt bei meinem Bette verſammelt, ich fühlte mich zärtlich geliebt, aber von der, die ich über alles liebte, konnte mir Niemand berichten, ob ſie meiner Hülfe nicht dringend in der Fremde bedürfe. — Der Bürgermeiſter hatte um ſo mehr Grund ſich zu verbergen, weil der Voigt aus ſeinen Papieren erfahren hatte, daß er abwechſelnd mit den Kronenwächtern und mit den Städten heimliche Verbindungen angeknüpft habe, um die Stadt reichsfrei zu machen. Auch über Apollonia hatte die Bosheit der Menſchen ihr Gift verbreitet. Die Nonnen gaben ihr Schuld, daß ſie wegen heimlicher Liebeshändel dem Kloſter entwichen ſei. Auf mich häufte ſich alle Qual der Stadt

im Geſpräche der Mütter, endlich auch noch das drückende Geſchäft des Bürgermeiſters, als der Vater Berthold mehr in der Verlegenheit, als aus Überlegung von den Bürgern dazu erwählt war. Auf mich fiel die Arbeit ganz, als der Vater durch meine fürſtliche Mutter in eine zeitraubende Frömmigkeit eingeweiht wurde, beide beteten Tage lang mit einander und in der Kirche. Auf mir, dem jedes Schreiben eine Anſtrengung koſtete, ruhte das mühſame Geſchäft während des Städtekrieges. Als der gute Vater kurz vor dem Tode meiner Mutter an ſeinem kleinen Hausaltare todt gefunden worden und mich der Schmerz noch mehr geſchwächt hatte, erwählte mich die Bürgerſchaft einmüthig in ſeine Stelle und wählte mir zugleich einen Stellvertreter für alle die Geſchäfte, denen ich in meiner Kränklichkeit nicht vorſtehen konnte." — „Darüber freute ſich noch geſtern im Rathskeller ein alter Bürger, der es vorgeſchlagen," unterbrach ihn der Maler, „mit der Stadt ſei es ſo ſchön vorwärts gegangen, wie mit Eurem Hauſe und Eurer Weberei und Jedermann wiſſe jetzt vom Städtlein Weiblingen in der Fremde zu rühmen, wie von Eurem Tuche, daß es nicht beſſer als in Weiblingen zu finden. Aber ſagt mir, habt Ihr die Mutter ſterben ſehen?" — „Nein," antwortete Berthold, „ich war damals ſo krank, daß mir das Unglück lange verſchwiegen blieb." — „Die Leute," meinte der Maler, „wollen ſie vor

einiger Zeit im Kloſter geſehen haben.“ — „Thorheit des wunderſüchtigen Völkchens, ſie konnte keine Stunde ohne mich leben,“ erwiederte Berthold, „wie hätte ſie mir in ſo vielen Jahren kein Zeichen ihres Daſeins geben wollen. Übrigens könnt Ihr denken, lag manches Schmerzliche für ſie in dem Verhältniſſe zu meiner guten lieben Mutter Hildegard, ſie mußte ihr die Hälfte ihres theuerſten Rechts auf mich abtreten, und Hildegard fühlte oft nicht, wo ſie auch jene andre Hälfte tief kränkte, oder an ſich riß. Dieſer Zwieſpalt zeigte ſich beſonders bei neuen Heilmitteln, welche mir die eine oder die andre zubrachte, da wollte keine zurücktreten und ich mußte verſchlucken und einreiben, was der Wahn von Jahrhunderten in den Köpfen der Leute an Geduldsmitteln für Kranke zuſammengebracht hat. Seht da alle Flaſchen, Kruken und Schachteln Arzeneimittel in dieſem Schranke, die ich während der Jahre ausgeleert habe, ein gräßliches Kriegesheer des blaſſen Todes. Auch verheirathen wollten ſie mich und ſtritten ſich darüber, mich den Schwachen, der mit ſeinem Polſterſtuhle vermählt iſt.“ — „Domine,“ ſagte der Maler, „in den Flaſchen, Kruken und Schachteln ſteckt Eure ganze Krankheit, mein Paracelſus und mein Doktor Fauſt aus Kindlingen, der jetzt hier iſt, haben die ganze Heilkunde transfigurirt, ſie ätzen, ſchneiden, brennen, wo die andern leiſe überſtrichen, ſie ſchmeißen den Pinſel gegen

das Bild, wo keiner fertig malen konnte, und ſiehe, immer treffen ſie damit den rechten Fleck, ich hole den Doktor Fauſt, Ihr ſeid geſund Signor." — Berthold lächelte über den eifrigen kleinen Mann und ſprach: „Mir hilft keiner, ich habe ſchon ſo viele von dieſen Gelddieben befragt, ſo viel von vergeblichen Mitteln leiden müſſen, daß ich ſeit Jahren aller vergeblichen Quackſalberei entſagte; mag ſein, weil ich ſo ſeltſam entſproſſen bin, daß mir die Heilkunde anderer Menſchen nicht anſchlägt. Seht Meiſter Sixt, ich that in der Begierde nach Geſundheit noch mehr, ſtudirte ſelbſt die alten Bücher der Ärzte, lernte von einem flüchtigen Griechen, mit Namen Lascaris, das Altgriechiſche, um den Hippokrates leſen zu können. Die Sprache iſt mir ein Troſt, aber die Heilmittel des alten Arztes haben mir nicht geholfen. Ich meine, daß ich für meine inwohnende Kraft ſeit den heftigen Blutſtürzen zu lang gewachſen bin, nur wer mich zuſammendrängen könnte, der könnte mich heilen und verjüngen." — „Das kann Fauſt gewißlich," rief Sixt, „er hat mir ſchon ſo eine Geſchichte erzählt, wie er die Configuration eines Menſchen condenſirt und conzentrirt habe, um ihn von dem horrorem vacui zu heilen; ich ruf ihn beſter Herr Bürgermeiſter."

Und ehe noch Berthold ſeinen Willen drein gegeben hatte, war ſchon Meiſter Sixt die Treppe

hinunter und Berthold betrachtete ſein eignes Bild, das ſchon in den wenigen Stunden unter der Hand des fixen vielgeübten Mannes ſo weit vorgeſchritten war, daß Jedermann die Ähnlichkeit erkennen konnte. Nun hatte ſich Berthold wohl ſchon im Spiegel mit ganzen Geſichte, auch in einem Gemälde ſchon ſo geſehen, aber ganz von der Seite, wie ihn Sixt nach ſeiner unwiderſtehlichen Tücke genommen, hatte er ſich nie erblickt. So fehlte ihm hier, was ſein Bild ſonſt erträglich machte, der lebendige Blick, das Friedliche und Milde des Ausdrucks im Munde und es graute ihm vor ſich ſelbſt, er meinte auf Erden nichts Gräßlicheres, keinen ärgeren Spuk in mitternächtlicher Einbildungskraft geſehen zu haben, er hätte das Gemälde zerſtören mögen, aber noch lieber ſich ſelbſt; was auch der Tod ihm bringen möchte, ſo meinte er doch ſelbſt bei der Verweſung nicht übler wegzukommen. Dieſer heftigen Bewegung folgte die Schwäche, Frau Hildegard fand ihn bleich und kraftlos auf ſeinem Ruhelager, als ſie eintrat, ihn zum Mittageſſen zu rufen.

Sie hatte ihn am Morgen ſo wohl nach ſeiner Art verlaſſen, daß ſie über die ſchnelle Änderung herzlich erſchrak. Darum hörte ſie mit Freuden von dem Diener, als wär's ein Engel, daß ſich ein Arzt, Doktor Fauſt, anſagen laſſe. Meiſter Sixt begleitete den Wundermann, trat aber beſcheidentlich wie ein

dienendes Geſtirn zurück, als das feuerrothe dicke Geſicht des Arztes, mit weiß blondem Haar und kahler Platte ausgeſtattet, gleich einem Vollmond in dem Zimmer des Bürgermeiſters aufging. Was trug der Doktor für außerordentliche rothe Pluderhoſen, noch nie hatte Weiblingen ſo etwas Faltenreiches geſehen, die Bänder hingen daran ſo reichlich herunter, wie an einem Erntekranze; zehn Ehrenketten beſchwerten den ſchwarzen Wamms, der nicht minder ſeltſam nach Venezianer Art geſchnitten war; ſeine Finger waren mit unzähligen Ringen voll Grabſteine bedeckt; auch einen prachtvollen türkiſchen Dolch trug der feurige Drache, einen Kranz mit Amuletten um ſeine Hüften und ſein Diener ſtellte einen kleinen Thurm voll künſtlicher Scheiben, Zifferblätter in die Mitte der Stube, in welchem unzählige Räder ſchnurrten. In ſolchem Aufzuge war noch kein Arzt erſchienen, es war, als ob eine kleine Welt mit ihm zöge, auch war ſein Weſen dermaßen heroiſch, daß Frau Hildegard, die ſonſt wohl ihren Platz zu behaupten wußte, verlegen an ihren Armen auf und nieder ſtrich, als hätte der Beichtvater ſie beim Fluchen über ihre Mägde angetroffen. Nun ſprach Fauſt den Kranken lateiniſch an, der ihm die Antwort in gleicher Sprache nicht ſchuldig blieb, und daran hatte Frau Hildegard ihre Freude, ſie meinte immer, ihr Sohn wiſſe alles und noch etwas mehr. Doktor Fauſt berechnete nach

dem Geburtstage die Conſtellation an der Maſchine und den Pulsſchlag nach einem Perpendikel, den er ſchwingen ließ und erklärte dem Bürgermeiſter, er könne ohne Transfuſion des Blutes nicht vierzehn Tage leben. „Aber ich habe ſchon dreißig Jahre ſo kränklich fortgelebt, warum ſollen dieſe vierzehn Tage mehr über mich vermögen, als dreißig Jahre?“ fragte Berthold. „Die Conſtellation iſt zu Ende,“ ſchrie der Doktor, „es ſtürzt bald alles zuſammen, wie an einem Gewölbe, dem der Schlußſtein entnommen wird.“ Die Mutter erkundigte ſich, was es denn eigentlich mit dieſer Transfuſion auf ſich habe, wie ſie gekocht und abgedämpft werde. — „Ihr Narren,“ ſagte Fauſt, „wißt Ihr hier in dem Loche noch nichts von meiner neuen Heilart, mit der ich den König von Portugal und die Königin von Neapel verjüngt habe; durch eine große Saugepumpe ziehe ich das alte Blut aus den Adern des Kranken, indem ich junges überkräftiges Blut gleichzeitig durch ein Druckwerk in deſſen Adern ergieße; das Faß iſt oft noch gut, wenn auch das Bier verdorben iſt, ſo iſt's auch mit dem Menſchen; die Kunſt des Arztes beſteht darin, im alten Menſchen einen neuen zu erbauen.“ — „Da ſoll ich alſo wieder zum Kinde werden!“ rief Berthold. — „Gewiſſermaßen,“ fuhr Fauſt fort, „fanget Ihr ein neues Leben an, wie ein Menſch ſich neu und friſch fühlt, der von einer Fußreiſe heimkehrt und

weiße Wäſche angelegt hat, dreitauſend habe ich erneut, und jene Mühle, in der die Alten jung werden, von der das Volk erzählt, die Auferſtehung ſelbſt iſt nur als Nachbedeutung meiner wunderbaren Kunſt zu betrachten.“ — „Ich habe ſie oftmals mit großer Admiration verificirt gefunden!“ meckerte der Maler. — „Mein abgelebtes Blut will ich gern opfern,“ ſprach Berthold, „doch niemals möcht' ich einem Andern ſein geſundes junges Blut für Geld abkaufen, noch weniger mag ich thieriſches Blut in meinen Adern, das wäre Blutſchuld, vor der mir graut.“ — „O ha,“ entgegnete Fauſt, „es leiden und ſterben eben ſo viele an zu ſtarkem Blute, als andre an zu ſchwachem, ich gleiche aus, ich helf mit einem Kunſtſtück beiden und ſeltſam iſt es, wo ich einen Schwachen finde, da treff ich immer einen Überſtarken, als ob zwei Leben eigentlich geſellt, zuſammen innerlich gehörten. Gleich hier, bei Meiſter Sixt liegt krank in wilder Phantaſei der ſtarke Knabe Anton, der iſt des Todes Eigenthum ſo gut wie Ihr, wenn ihm kein ſchwächeres Blut kann eingetrichtert werden, wenn Ihr für Euch das große Werk nicht wollt vollbringen, ſo thut es aus Erbarmen für den ſchönen Knaben, dem alle Welt in Freuden aufgeht. Ihr ſchüttelt mit dem Kopf, Frau Hildegard, verflucht, ich gehe augenblicklich von hier und laß den lieben Sohn krepiren; ſeht hier mein großes Zeugenbuch, da leſet,

wie ich in Spanien, Frankreich und in Rom geehrt, hier ſind ſie alle abgemalt, wie meine Kranken vor der Kur und nach der Heilung ausgeſehen, ſeht dieſe Bleichheit, Magerkeit und hier die feiſten Wangen, den dicken Wanſt voll wohlgefüllter Bratwürſte, wie der ſo ritterlich turnirt, der dort vom großen Stuhl ſich nicht erheben konnte.“ — „Hier meine Hand,“ rief Berthold muthig, „ich wag's, nichts hält mich ab und eine Kette reiche ich Euch zum Lohne, wenn ich ein Roß zum erſtenmal beſteige, ſchwerer als irgend ein König ſie Euch verehrte.“ — „Ich nehme den Lohn an,“ ſagte Fauſt, „aber der Ruhm, das Glück, welches ich verbreite, iſt meine Hauptſache, mein deutſches Vaterland ſtrahlt durch mich bis zu den Säulen Herkulis.“ — Frau Hildegard ſtaunte ihn gläubig an und küßte ihm die reich beringte Hand, für die Wohlthat, die er ihrem Sohne erweiſen wolle, und Fauſt hob das Kinn und zog die Falten der Stirn zur kahlen Platte hinauf, als ginge ein neuer Vorhang zur Freude der Menſchen auf, dann befahl er Meiſter Sixt den kranken Anton herzuführen.

Während Meiſter Sixt fortwippte, trat ein Diener mit Flaſchen und kalten Speiſen zum Frühſtück ein und der alte Fingerling, der bei ſeiner unermüdlichen Thätigkeit unerſättlichen und doch nutzloſen Hunger hatte, zog dem Geruche nach. Der machte Augen über den Wundermann, glaubte ihn ſchon längſt

geſehen zu haben und wußte nicht wo, meinte aber, er habe einmal in Bopfingen einen böſen Geſellen hinrichten ſehen durch den Strang, der habe ihm auf ein Haar geglichen, der ſei wegen eines Bundes mit dem Teufel verrufen geweſen, habe auch den Leuten die Köpfe abgehauen und wieder anheilen können, doch einſtmals zweie mit einander verwechſelt, woraus großer Prozeß entſtanden. Fauſt ſchnalzte verächtlich mit der Zunge und ſprach: „Das ſind Kleinigkeiten, ich habe ſchon mehr erlebt, ich habe alles verſucht und das Hängen war nicht die ſchlechteſte meiner Erfahrungen, es kommt nur darauf an, den Hals zu ſchützen und daß man zur rechten Zeit abgeſchnitten wird, ich habe dabei ſehr viel über den Zuſammenhang zwiſchen Kopf und Herz gelernt und dieſes Mittel ſchon mehrmals mit Erfolg angewendet.“ Fingerling ſaß da wie erſtarrt, ſo ein Menſch war ihm nicht vorgekommen, er konnte kein Wort vorbringen und zog ſich, ohne den Rücken ihm zuzukehren, allmählig zur Thüre zurück, wo er auf Sixt und deſſen dicken Sohn Anton fiel, die leiſe eintraten. Berthold und Frau Hildegard ſchämten ſich zu erklären, was das alles bedeute, aber ſie fühlten ſich immer mehr von Fauſt's Allmacht bezwungen, ſie wagten nicht zu widerſprechen. „Welch ein prächtiger Knabe,“ rief Berthold dem Anton entgegen, „aber ſeine Augen glühen und ſeine feurigen Wangen glänzen,

ſeine Worte irren und ſeine Arme winden ſich jammervoll, er faßt an ſein Haupt, es ſchmerzt ihm, und wenn ich ſtürbe und hätte dem Knaben das Leben gerettet, es ſollte mir nicht leid ſein.“ Doktor Fauſt legte aber ſchnell ſeine Ehrenketten und ſein Wamms, ſeine Ringe und ſeinen Spitzenkragen ab, ſetzte eine große Brille auf die Naſe, ſtreifte ſein Hemde auf, daß ſeine Muskeln wie Mäuſe unter der Haut ſpielten, als er die Pumpe nun aus dem Planetenkaſten hervorhob und in Bewegung brachte, ſie nach der einen Seite an Berthold's Arm, nach der andern auf des betrübten Anton's rechten Arm anbrachte. Nun öffnete er mit einem Schnepper die Adern der Beiden, wies Sixt und Fingerling an, wo ſie das Tretrad der Pumpe bewegen ſollten; Frau Hildegard wollte beten, er ſchlug ihr aber auf den Mund und arbeitete wie ein Raſender, indem er nach allem zugleich ſah; Fingerling meinte, er habe doppelte Augäpfel in dieſen Minuten gezeigt. Die Hitze des Zimmers mehrte ſich ſo ſchnell, daß die befrornen Fenſterſcheiben einen Regen herabtropften und den Lichtſtrahlen freien Durchzug, als ob ſie auch neugierig würden, geſtatteten. Frau Hildegard bemerkte zuerſt, wie der Knabe aus der dumpfen Fieberhitze erwacht, fröhlich zum Fenſter blicke und von den bunten Wappen in demſelben ſpreche, wahr und richtig wie ein verſtändiger Sinn ſich ausdrückt; dann ſah

ſie mit noch größerer Freude, wie ſich die Wangen Berthold's mit dem edlen Lichte des ſtarken Blutes füllten, wie er kräftiger athme und ſeine Arme unwillkührlich verſuche, wie ein erſtarrter Vogel die angefrornen Flügel.

Endlich ſchlug eine Glocke unter der Pumpe, Fauſt löſte die ſaugenden Schläuche von den Armen der Kranken, verband die geſchlagenen Aderwunden, legte die Kranken bequem auf die wohl gepolſterten Bänke, die um das Zimmer liefen, trocknete ſich die Stirn, zog aus ſeiner Taſche eine gläſerne Flöte und blies ſo ſanft träumend hinein, daß beide Kranke in einen feſten Schlummer fielen, auch Frau Hildegard, Fingerling und Sixt ſich nur mit Mühe des ſüßen Schlafs erwehrten. Aber im Augenblicke drangen zwei Arbeiter mit Feuergeſchrei ins Zimmer, der Schornſtein ſtrecke eine feurige Zunge gen Himmel. Fauſt, Sixt und Fingerling, auch Frau Hildegard liefen mit den Leuten fort, ſo blieben die beiden Kranken allein mit den ſeltſamen Maſchinen und Gemälden.

Berthold wachte zuerſt aus dem Schlafe auf und konnte ſich nicht gleich erinnern, was mit ihm vorgegangen; er hatte ein Gefühl ſo friſch wie damals, als ſich ihm der Schatz in der Nacht gezeigt hatte, den er auch jetzt wieder erwartete. Da fand er den Knaben Anton und blickte ihn wie einen

Segen des Himmels, wie einen Schatz an, er fühlte ein lebendiges Wohlwollen gegen ihn, als gehörte er zu ihm, es ging ihm durch's Herz, er müſſe ihn an Kindesſtatt annehmen, dem er ſo viel danke, ja er meinte einige Ähnlichkeit im Knaben mit ſeinem Bilde, das daneben ſtand, wahrzunehmen, obgleich jener viel ſtärker an Muskeln und Knochen, gewaltſamer im Ausdruck, kraushaarig und dreiahrig aus großem Überfluß der Natur entſproſſen zu ſein ſchien. Er weckte ihn mit ſanftem Streicheln ſeiner Wangen, der junge Bullenbeißer wachte brummend auf, ſprang heftig empor, ſah ſich um, rieb ſich die Augen und ſetzte ſich heißhungrig zu dem Frühſtück, das Fauſt auf dem mit herrlichem Teppich bedeckten, runden geſchweiften Tiſche, den Adler trugen, hatte ſtehen laſſen. „Im Himmel iſt gut Leben," ſagte der Knabe mit tiefer Stimme, daß die Balken brummten, „und Ihr ſeid ein recht braver Herr Gott, wie haben mich die Teufel im Fegfeuer mit Hunger und Durſt geplagt." — Ehe der Bürgermeiſter noch antwortete, weil er in ſtillem Vergnügen den derben lebensluſtigen Bengel beſchaute, traten Fauſt und die Mutter mit Sixt ein und riefen: „Das Feuer iſt gelöſcht." — „Recht ſo," ſagte der Knabe, „nun will ich auch meinen Durſt löſchen," und leerte die irdene, mit Ritterbildern erhaben und bunt überglaſte Ehrenkanne. — Meiſter Sixt trieb ihn aber unſanft von dem himm-

liſchen Mahle und der Junge ſagte: „Wenn Er mit in den Himmel gekommen iſt, ſo wird es ſchmale Biſſen geben und mein ganzer Spaß iſt zu Ende.“ — „Hört Meiſter,“ ſprach Berthold, „über den Knaben will ich Euch einen Vorſchlag machen, jetzt muß ich zuerſt unſerm Retter, Erhalter, dem hochverehrten Fauſt danken, indem ich ihm die verſprochene Kette umhänge.“ — „Gebt her den Quark,“ antwortete Fauſt, „ich will ſie als ein Angedenken ſchätzen, ſonſt kann ich mir Gold genug machen und feineres, als der Bergmann ſcheidet, ich werde nur freilich etwas ſtark, die chemiſche Arbeit macht mir Mühe. Übrigens Herr, ich rathe, Ihr wollt den Jungen haben, den laſſe ich Euch nicht, ich brauch einen zum Kräuterſammeln und zum Stehlen der Leichen, wenn ich meine anatomiſchen Unterſuchungen fortſetze.“ — „Ich hätte ihn an Kindesſtatt angenommen,“ ſagte Berthold, „aber ich möchte nicht gern Eure unzähligen Menſchen wohlthätige Verſuche ſtören.“ — Meiſter Sixt aber trat zwiſchen und ſagte: „Mit aller Devotion, die ich gegen beide Signorias habe, kann doch aus Dero wohlwollenden Deſſeins nichts werden, da gedachter Jovane mir von hoher Hand anvertraut iſt, ich denſelben auch zum Farbenreiben wegen ſeiner Force wohl appliciren kann, ſo iſt es mir nicht möglich, Euch mit demſelben ein Präſent zu machen.“ — „Wenn Ihr mir den Jungen nicht überlaßt,“ ſagte

Fauſt grimmig, „ſo ſchicke ich Euch zehn ſchwere Krankheiten über den Hals, „Ihr ſollt zugleich an Schwind- und Windſucht, an Heiß- und Waſſerſucht leiden.“ — Da ſtellte ſich der Knabe Anton mit drohender Fauſt vor den Doktor und rief: „Noch ein Wort Du alter Zauberer, ſo ſchlage ich Dir die Zähne ein.“ — „Das iſt ein böſer Bube,“ ſagte Frau Hildegard, „den leide ich nicht im Hauſe, geht Ihr Herren, mein Sohn muß ſich noch ausruhen.“ — „Ihr habt Recht,“ ſprach Fauſt, packte ſeinen großen Kaſten auf Anton's Schultern, „den kleinen Böſewicht will ich mir ſchon zähmen!“ So ſcheltend zogen die Dreie fort und jetzt erſt konnte die Mutter den Sohn recht herzlich küſſen und ausfragen: „Wie iſt Dir jetzt? Wie war Dir? Glaubſt Du Dich geſund? Wird das lange dauern? Ach ich habe kein Zutrauen zu dem grimmigen Doktor; er hatte ſo etwas Entſetzliches, als er den Knaben forderte, als wäre er ein Teufel, der die Seele zum Lohn nimmt, wer weiß, was er noch von Dir fordert?“ Aber Berthold wurde wieder müde, verſchlief noch den Tag und wachte erſt am Abend auf, beruhigte aber die beſorgte Mutter gleich mit dem Ausruf: „Ich fühle gründlichen Schlaf, wie einen kräftigen Wein in allen Adern, mir war's im Traume, als erhielte ich mit jedem Augenblicke erfreuliche Nachricht über etwas, was mich lange bekümmert, auch kam es mir

vor, als gingen die Uhren rückwärts, ſo wendeten ſich auch die Jahreszeiten in umgekehrter Ordnung um mich her; ich ſah ſchöne Frauen mit Antheil und auch der Schmerz um Apollonien hatte ſich gemindert; ich fühle, daß ich ganz geſund werde, daß meine ſpäteren Jahre für alles Verſäumte mich ſchadlos halten; geben wir Gott die Ehre, aber wir ſind dem Fauſt großen Dank ſchuldig!" — Die Mutter war ſo innig erfreut über ſeine veränderte Geſinnung, daß ſie ihm wieder alle Bräute mit allem, was an ihnen zu loben, im Geſpräche vorführte, auch hörte er ihr diesmal geduldig zu und bekannte, daß eine Heirath ihn ſehr glücklich machen könnte, wenn er eine zweite Apollonia auf Erden fände. „Sieh nur um Dich," ſagte die Mutter, „wähle, welche Du willſt, es ſchlägt Dir kein Vater ſeine Tochter ab, die reichſten Geſchlechter haben es mir unter der Hand durch arme Wittwen ſagen laſſen, Du brauchteſt nur anzuklopfen und Dir würde aufgethan; ich wüßte keinen ſchöneren Lohn für mich, als wenn ich am Ende meiner Tage ein Kind von Dir auf meinen Armen wiegen könnte."

Der Bürgermeiſter verſprach gerührt, das Heirathen in beſſere Überlegung, als bisher, zu nehmen und Frau Hildegard ging froh von ihm und ließ eine für die Geneſung des Sohnes ſeit lange angelobte ewige Lampe vor dem Marienbilde am vordern Hausgiebel mit frommen Dankgebete anzünden. Die Stadt

lief bei der ſeltſamen Erſcheinung zuſammen, erzählte ſich von der Heilung des guten Bürgermeiſters und brachte ihm unter Begleitung der kunſtreichen Stadtpfeifer ein freudiges Lebehoch. Berthold war tief gerührt durch die Theilnahme der Menge, er hätte gern zu ihnen geſprochen, aber die Mutter Hildegard wollte es aus Sorge, er möchte ſich erkälten, nicht dulden. Es war auch gut, denn ſonſt hätte er mitten durch den Jubel das Geſchrei im Rathskeller gehört, was der trunkene Fauſt in demſelben mit allerlei Katzen und Hunden anſtellte, die er unter Gottesläſterungen marterte, wie er ſich mit dem alten Sixt um Anton zankte und endlich von dieſem zum Keller hinausgeworfen wurde und nun auf allen Vieren, weil er ſich ſonſt nicht halten konnte, zum Spott der Knaben über das Eis hinkroch, bis ihm einer in einer Seitengaſſe einen Schweineſtall öffnete, wo er mit ſeinen grunzenden Glaubensgenoſſen eine ſelige Nacht verſchlief.

Zweite Geſchichte.

Die Reiſe nach Augsburg.

Der Morgen war ein ſeliges Erwachen für den guten Berthold, die Mutter hatte es ihm ſchon im Schlafe angeſehen, daß er ſich wohl befinde und war gleich heiter und geſprächig. Beide dachten auf ſchöne Gaben, die ſie dem Fauſt verehren wollten, als die Nachricht kam, er habe ſich in großem Zorn aus der Stadt fortbegeben, nachdem er am Morgen ſein Nachtlager kennen gelernt, zugleich beſchuldigten ihn die Leute vieler ſchändlicher Laſter. „Wie kann ein Wohlthäter der Menſchen, mit der höchſten Weisheit und Gnade begabt, ſolch ein Saumatz ſein!“ ſeufzte Frau Hildegard. Aber Berthold, der viel in Römern und Griechen geleſen hatte, ſuchte ihr deutlich zu machen, wie gerade die allgemeine wiſſenſchaftliche Anſicht, wenn ſie allein herrſchend würde, die ſittlichen Grenzen des einzelnen Menſchen auslöſche, er ſehe ſo Mannigfaltiges, Widerſprechendes geglaubt und geehrt, daß er nur den Geiſt achte, in welchem alles getrieben würde. Frau Hildegard ſchüttelte mit dem Kopfe und warnte Berthold gegen die

Bücher, daß er es nicht auch einmal ſo treibe wie Fauſt, wenn er ganz geſund würde.

Wirklich hatte ſchon Berthold am Dreikönigstage ein Luſten zum Dreikönigsſchmaus beim Herrn Brix, als die beiden Töchter, die noch immer keinen Mann bekommen hatten, ihn beſuchten und dazu einluden. Sie kamen ihm diesmal ganz anders vor, die friſche Luft hatte ihre Geſichter angeregt und es war ihm, als ob der Glanz von Apolloniens Augen noch auf ihnen weilte. Hätten die beiden Jungfrauen durch ſeine Stirn ſehen können, ſie hätten dieſe Stimmung gewiß benutzt, denn ſie waren nicht freiwillig ſo einſam in der Welt geblieben. Aber in ihrem ruſchligen ſchwatzhaften Weſen überſahen ſie alle Neuigkeiten an dem reichen Berthold, wie er heimlich der einen an den Arm faßte und die andre zu ſeinem Schranke hinzerrte, wo Zeichnungen von Orden, zum Dreikönigsfeſte brauchbar, durchſucht wurden. Ja er ſchalt nicht, als ihm Babeli einigen Feſtkuchen auf die ſaubern Pergamentbilder krümelte. Schon nahm er ſein Baret, als die Mutter eintrat und nach ſeinem Beginnen fragte. Es wurde ihr erzählt, ſie ſollte auch Theil nehmen. — „Auf einen Schmaus," rief die Alte, „bei allen Heiligen nein, der Schneeſturm brächte Dir die Krankheit in die Glieder zurück und heute ſchon ſo zu ſchwärmen, hieße Hundshaare auf eine kaum geſchloſſene Wunde legen." — „Mutter," ſagte

Berthold, „ich bin ganz geſund und was iſt Geſundheit anders, als der freie Gebrauch des Lebens.“ — „Nein, nein,“ ſagte die Mutter, „Du wirſt ſchon unartig und biſt kaum ein wenig aus den Windeln, daran ſind die beiden Mädchen Schuld; es iſt gar nicht ſchicklich, daß ſie ſo den jungen Leuten auf die Stube laufen.“ — „Ich bin über vierzig Jahre alt, liebe Mutter,“ ſagte Berthold bedeutend. — „Ach lieber Gott,“ riefen die Mädchen, „wir ſind noch älter,“ und trippelten mit Gelächter davon; wenn ſie es recht bedacht, hätten ſie lieber weinen mögen, aber ſie waren drüber hinaus und längſt mehr auf Zerſtreuung und Putz, als auf Liebesabentheuer gerichtet.

Nun fragte Berthold nach Anton, ſeinem Geſundheitsgenoſſen; aber die Mutter ſchimpfte heftig auf den Knaben, er habe ſich nicht nur recht unbeſcheiden im Eſſen und Trinken aufgeführt, ſondern auch die Nacht mit Fauſt im Keller vertrunken, ſie habe deswegen ſchon dem alten Sixt den Kopf gewaſchen und dieſer habe ihn zur Strafe nach einem armen Dorfe zum Ausmalen der Kirche geſchickt. Berthold wagte nicht, ſeinen Vorſchlag laut werden zu laſſen, ihn ins Haus an Kindesſtatt zu nehmen.

Mit Fingerling hatte Berthold ein ganz anderes Verhältniß, jener glaubte ihm nie genug Dank für den Reichthum abſtatten zu können, der durch den Schatz, eigentlich durch ſeine Anwendung über ſie beide

gekommen, er ſuchte Berthold an den Augen abzu-ſehen, was ihm Freude mache. Seine Lebhaftigkeit gab ihm bei ſeinen weißen Haaren etwas Jugendli-ches, er war wie ein alter Bedienter immer in einer Art Verſchwörung mit Berthold gegen die Mutter. Nie hätte dieſe zugegeben, daß Berthold ſo viel Geld für ſeltne Handſchriften, alte Waffenſtücke und andre Alterthümer ausgäbe, wenn ſie die Preiſe ge-wußt hätte. Aber Fingerling brachte die Sachen ins Haus, als ob ſie ihm von Handelsfreunden ge-ſchenkt wären, und Frau Hildegard bedauerte nur immer den Raum, den ſie einnähmen, nachdem das Haus durch die Erbſchaft der Gräfin mit Geräth ſo dicht vollgeſtopft wäre. Berthold's Wonne war der Waffenſaal, den er mit Fingerling eingerichtet hatte und den dieſer nur mit ihm betreten durfte. Da las er ihm vor aus den Heldenbüchern, jeder Haupt-held hatte da ſeine Rüſtung, ſein eigen benanntes Schwert und der Roſengarten war eigen künſtlich mit gemachten Bäumen und Blumen, welche die natürli-chen übertrafen, und mit Bildern von Wachs ausge-führt, ſo daß er die Mitte des Saals einnahm, und daß die beiden alten Spielkameraden mit den Figuren zuſammenſetzten, was ſich an Hauptbegebenheiten im Buche zutrug. Als Berthold nun mit jedem Tage an Kraft und Geſundheit zunahm, da wurde er an einem Februarſonntage gar unerwartet für Finger-

ling traurig. Er konnte ſich der Thränen nicht erwehren und Fingerling mußte lange in ihn dringen, ehe er ihm die Urſache ſagte, endlich ſprach er: „Du mußt mich recht verlachen, gutes altes Herz, aber unſre Chriemhilde ſcheint mir nicht mehr ſo lebendig wie ſonſt, und Siegfried wird ſo ſteif und unbehülflich in ſeinem Weſen, daß ich lieber einmal ſelbſt ihn vorſtellen möchte. Beſonders verdrießlich erſcheinen mir aber unſre hölzernen Pferde, kein gutes Haar iſt mehr daran; — ich möchte gern einmal ſelbſt reiten, aber die Mutter darf es nicht wiſſen.“ — Fingerling wollte ihn zur Ruhe ermahnen, weil ſich das nicht ſo geheim treiben laſſe, ſonſt ſei er ſelbſt, obgleich kein ſchulgerechter, doch ein geübter Reiter auf ſeinen Reiſen geworden. Aber Berthold war nicht von der Sache abzubringen. „Ich kann mich nicht mehr beruhigen, ſeit ich Kraft in mir fühle,“ ſprach er, „ich möchte, daß mir etwas Ritterliches begegne, wie dem Siegfried, ich thue in Gedanken tauſend Streiche in die Luft. Deine Liebe zu mir iſt groß, aber Du liebteſt mich gewiß noch höher, wenn ich erſt etwas recht Ritterliches gethan hätte. Ich möchte in Verzweiflung aufſchreien, daß mich die Mutter von allem Reiten, Fahren, Ringen, Armbruſtſchießen, Schlittſchuhlaufen, wie es andre gute Geſellen der Stadt treiben, aus Furcht wegen meiner Geſundheit abgehalten hat und ich muß mich todt grämen, nun ich geſund bin, aber

des Lebens und ſeiner Gaben nicht zu brauchen weiß.“ — Da ſah Fingerling, daß die Sache ihm ernſtlich an’s Herz griff, er verſprach alles zu thun, um dieſe ſeine Sehnſucht zu befriedigen, ſchlug ihm auch vor, in einem großen Schaafſtalle vor der Stadt auf dem Hofe, den Berthold kürzlich gekauft hatte, eine Reitbahn für ſie beide einzurichten, auch ein Paar gutmüthige Pferde zu den erſten Verſuchen aus den Ackergeſpannen auszuſuchen. — Da fiel ihm Berthold um den Hals und konnte kaum ruhen, bis die Sache ausgeführt war, ja er ſchlug vor, gleich nach dem Rathhauſe zu gehen, wo von einem Komödienſpiele, worin die Weiblinger ſehr ausgezeichnet waren, ein trojaniſches hölzernes Pferd ſtehen geblieben, um Sitz und Haltung vorläufig zu üben. So thaten auch die beiden Freunde, ſchützten Geſchäfte vor und verſchloſſen ſich im Rathhausſaale, wo das hölzerne Pferd ſtand. Fingerling zeigte, ſo gut er es wußte, wie die Zügel und der Steigbügel zum Aufſteigen gefaßt ſein wolle, — mit einem Schwunge ſaß Berthold oben und freute ſich der Höhe. „Nun gebt die Sporen, dann geht’s fort,“ rief Fingerling, „aber haltet die Zügel, daß es nicht durchgeht, nicht zu feſt und nicht zu wenig.“ Auch das that Berthold, bemerkte aber plötzlich ſolche Bewegung in dem Roſſe, daß er die Zügel immer ſtärker anzuhalten für nöthig fand, was aber alles nicht half, denn

unaufhaltſam ſtürzte der ſtolze, von der Sonne aus-
getrocknete Holzbau zuſammen, Berthold an die
Erde und aus aus dem hohlen Bauche ſprang An-
ton ſchlaftrunken, ſich die Augen reibend, hervor.
Fingerling half erſchrocken ſeinem lieben Berthold
auf, fragte ihn ſorglich, ob er ſich Schaden gethan,
dieſer aber hörte nicht auf ihn, ſah Anton verwun-
dert an und ſprach: „Iſt mir's doch wie ein bedeut-
ſamer Traum, daß Du aus meiner verunglückten Rit-
terfahrt ſo froh hervorgehſt; begegneſt Du mir viel-
leicht noch oft? Wie kommſt Du hieher? Du biſt
in der kurzen Zeit recht gewachſen?" — Anton ant-
wortete mit der Bitte, ſeinem Vater nichts zu ſagen,
er habe ſich vom Lande heimlich in die Stadt geſchli-
chen, um ſich einmal bei der Rathskellerwirthin, die
ihm ſehr gnädig, ſatt zu eſſen, und da ſei er nach
Tiſche im trojaniſchen Roſſe zur Ruhe übergegangen,
zugleich dankte er, daß ſie ihn erweckt hätten, er müſſe
noch ſechs Meilen bis zum Dorfe zurückgehen. Ber-
thold ſchenkte ihm etwas auf den Weg und Anton
eilte fort. „Wir geben das Reiten auf, nicht wahr?"
fragte Fingerling. „Nein," antwortete Berthold,
„ich habe gefühlt, daß ich recht dazu geſchickt bin,
denn die Beſonnenheit hat mich keinen Augenblick
verlaſſen; aber dieſes Vorfalls werde ich oft noch
gedenken müſſen."

Schon am andern Morgen hatte Fingerling

alles zum Reiten auf dem Vorwerke eingerichtet. Der ehrliche alte Meier war ſehr verwundert und erfreut über die Seltſamkeit des Herrn, wußte aber in allem gut zu rathen, da er in ſeiner Jugend ein wackerer Reitersknecht geweſen war, und auch die künſtlichen Aufzäumungen und Zügelbewegungen, ſammt der richtigen Anwendung des Sporns, wie es die Rennpferde verlangen, wohl verſtand und ſich darüber mittheilen konnte. Als nun der Bürgermeiſter zuerſt an der Leine im Kreiſe ritt, da meinte er ſich unwiderſtehlich nach einer Seite niedergezogen, aber er blieb dennoch muthig ſitzen. Als er abgeſtiegen, fand er ſich in allen Gliedern ſeltſam zerſchlagen, aber er ließ ſich nichts merken, weder vor dem Freunde, noch vor der Mutter. Beſonders unbequem war es ihm in den nächſten Tagen, wo er heimlich anfing zu zweifeln, ob er zu ſolchen Beſchwerden ſich gewöhnen werde. Aber der Meier machte ihm mit ſeinem Lobe immer friſche Luſt, er rühmte ſeinen guten Anſtand, er werde ſicher ein guter Reiter werden. Bald war er ſeinem Gefährten Fingerling überlegen, auch waren ihm bald die geduldigen Ackerpferde zu gering, die Rennbahn zu enge. Es wurden ein Paar ſchöne Rennpferde von einem verarmten Ritter gegen einige Stücke Tuch eingetauſcht und nun beſchloſſen, durch ein feierliches Vorbeireiten das Schelten der Mutter zu beſänftigen.

Demnach that ihr Fingerling kund, daß an einem Sonntage ein fremder Ritter, der ſehr viel kaufe, bei ihnen eintreſſe, ſie möchte ihm ein Mahl bereiten laſſen. Das war alles geordnet und Frau Hildegard nur allein darum ärgerlich, daß ihr Sohn ſo lange ausbleibe, da ſah ſie einen ſtattlichen Rittersmann, in voller Rüſtung auf hohem Roß, über den Markt traben und ging ihm feierlich an die Thüre entgegen. Der Ritter ließ ſein Pferd kunſtreich traverſiren, daß ſie heimlich den Übermuth des Menſchengeſchlechts bejammerte, auf glattem Pflaſter ſo brodloſe Künſte zu machen, dann ſtieg er ab, — ſie blickt ihm in den offnen Helm, ſie ſtockt in ihrem Gruß, — es iſt ihr lieber Sohn, der Bürgermeiſter, der ihr um den Hals fällt.

Nun erſt erſchrak ſie über ſeine Kühnheit, fürchtete, er würde ihr in allen Dingen ausſchrammen, nachdem er ſolche gefährliche Kunſt heimlich erlernt habe und ſuchte ihn mit Scheltworten und Thränen von dieſer brodloſen Kunſt abzubringen. Aber Berthold hatte das alles vorausgeſehen und ſprach zu ihr, als er ſich an den hochgeſchmückten Tiſch geſetzt hatte: „Seht Mutter, ſo ein Mahl habt Ihr mir nie bereiten laſſen, wenn ich auch den ganzen Tag zum Beſten der Stadt gearbeitet hatte, ſo ehret Ihr ſelbſt die brodloſen Künſte des Ritters und wollet mich gegen etwas warnen, wozu mein Blut mich

beſtimmte, und woran mich nur Leibesſchwäche ſo lange hinderte. Ich habe bisher vor Euch wie ein umgekehrtes Panzerhemde erſcheinen müſſen, thatenlos und gedankenvoll, den Stahl innerlich, die Polſter äußerlich, meine Welt war die Vorzeit, denn was die Gegenwart brachte, konnte mich nur erſchrecken, da ich ſie in keiner Art zu beſtreiten wußte." — „Ach," ſeufzte Frau Hildegard, „gewiß iſt der verwünſchte Ehrenhalt bei Dir geweſen, den ich ſo oft mit Geld und Gaben von Dir fortgekauft habe." — „Der Ehrenhalt?" fragte Berthold, „weiß ich doch nichts von dem Manne, was bringt er, was will er mit mir, iſt er abgeſandt von den Kronenwächtern? Seid ruhig Mutter, ich diene ihnen nicht, die Thränen der Mutter, der Tod des Vaters, auch Martin's Tod, haben mich von ihnen geſchieden. Meine Wünſche ſind beſchränkter, ich will nur als ein guter Bürger gerüſtet und wehrhaft gegen Gefahren ſein, ich will mich ſelbſt um mein Handelsgeſchäft kümmern, denn unſer guter Fingerling iſt zwar munter, wie ein junger Geſelle, aber gar alt, er ſoll mich in Augsburg mit unſern Handelsfreunden bekannt machen, und darum hindert mich nicht, daß ich mit ihm gen Augsburg reite, wo der ehrwürdige, ritterliche, in allen Künſten verſuchte Kaiſer Maximilian einen Reichstag ausgeſchrieben hat, der alle Handelsleute aus Schwaben zuſammenführen wird." — Frau Hil=

degard ſchlug in Verzweiflung die Hände über den Kopf zuſammen und rief zu Gott um Rath, wie ſie ſich benehmen ſolle, ob ſie den jungen Menſchen in ſolche gefährliche verführeriſche Stadt hinziehen laſſen dürfe? „Die Verführung iſt ſo groß,“ ſagte ſie, „ſo ein junger Menſch iſt zuthulich und neugierig und wenn die Leute hören, daß er nicht ohne Mittel, da drängen ſich alle an ihn, er wird ausgezogen und noch wohl gar verlacht.“ — Da trat Fingerling mit kluger Rede zwiſchen, verſprach die Fahrt mitzumachen, den Herrn Bürgermeiſter wie ſeinen Augapfel zu bewachen, verſicherte, die Reiſe ſei nothwendig, weil ſonſt alle Webſtühle ſtill ſtänden und trank auf die glückliche Heimkehr. So war die Erlaubniß zur Reiſe der ſorglichen Mutter über den Kopf weggenommen.

Als die Zeit nahete, verwunderte ſie ſich, daß ſie es erlaubt habe, dennoch ſorgte ſie fleißig für das Reiſegeräth und packte außer der Wäſche eine ganze Apotheke und eine halbe Küche in die Mantelſäcke, und konnte immer noch nicht mit ihren Anſtalten fertig werden, nachdem ſchon Maximilian mit ſeinem prachtvollen Einzuge fertig geworden war. Endlich war der Ritt angeordnet, der Bürgermeiſter hatte einem Rathmanne die Geſchäfte übertragen, der Buchhalter ſorgte für das Haus, die Pferde ſtanden bepackt vor dem Hauſe, dennoch ließ ſich Frau Hildegard nicht abhalten, dem Sohne noch einmal alle

Warnungen einzuprägen, die ſie in der ganzen Zeit geſammelt hatte und zum Schluß ſuchte ſie ihn noch mit der Ahnung zu rühren, als ob ſie ihn nicht wieder ſähe. Obgleich er dieſe Ahnung ſchon ſo oft gehört hatte, ſo beſchwerte ſie doch ſein Herz und er ritt die erſte Strecke gar nachdenkend in ſeinem Reiſemantel. Endlich wurde es ihm leichter ums Herz, er genoß der erſten Freiheit ſeines Lebens, und der keuſche Frühling blickte mit tauſend Blüthen, wie mit neugierigen Augen in die geheime Sehnſucht, die ihm ſeit der Geneſung jedes artige Jüngferchen zu einer Apollonia erhob, daß er jede ehrfurchtsvoll, aber oft anblicken mußte. Die Geſundheit hatte das Samenkorn, das bis dahin in ihm, wie im Sarge geruhet, ſchnell zum Keimen gebracht, es ſprengte das Steingewölbe, das ihn bisher umgab; er war, er fühlte ſich frei und zu etwas beſtimmt. Und wie herrlich glänzte ihm das Schwabenland, überall Züge von Reiſenden; hier Kaufleute, die neben ihren Frachtwagen einhergingen, dort Landsknechte, die einen Hauptmann ſuchten; Pilger, die zu dem wunderthätigen Bilde der ſchönen Maria in Regensburg zogen und Frauen und Männer, wie ſie gingen und ſtanden, mit ihrem Geſange fortriſſen, denn es war das erſte Bild unter den Deutſchen, in welchem die geheime Gewalt des Heiligen mit der offenkundigen der Schönheit verbunden war. Hätte Fingerling nicht Einſpruch gethan,

der gute Berthold wäre mit zu dem Bilde gezogen, aber der lebendige Trieb nach lebendiger Schönheit wuchs in dieſer Annäherung.

In reger Geiſtesthätigkeit, von allem angeſprochen, doch ohne ſonderbare Reiſevorfälle, kamen die beiden Reiſenden in die Nähe Augsburgs, hatten ſchon mit einiger Beklemmung die weite Stadt mit ihren vielen Thürmen von einer Anhöhe überſchaut, als Kaiſer Maximilian bei der Wertachbrücke, der Kurfürſt Joachim von Brandenburg auf der einen Seite, auf der andern Markgraf Caſimir, der ſchöne Verlobte, deſſen hoher Braut entgegen ritten und dem Bürgermeiſter den Weg verrannten. Aus dem Gerede der voreilenden Menſchen, mehr noch aus der Ähnlichkeit mit vielen Holzſchnitten erkannte Berthold den Kaiſer ſchon in der Ferne und wurde gezwungen, ihn recht in der Nähe zu betrachten, weil er von der Menge, die nicht weichen wollte, an das Geländer der Wertachbrücke angedrängt wurde. Er freute ſich, wie viel milder der Kaiſer aus des höchſten Weltkünſtlers Hand gekommen, als aus der Hand der Maler; der Kaiſer hatte wohl Recht, einmal zu ſagen, jeder, der eine lange Naſe zu pinſeln weiß, meint er habe mein Bild gemacht. Der Kaiſer trug über ſeinem mit Gold eingelegten Panzer einen rothen, mit großen Perlen und grünen Edelſteinen geſtickten Waffenrock, auf ſeinem Helme den zweiköpfigen Adler, der in der

Krone wie in einem Neſte ſeine Jungen ausbrütete, — ein Zeichen, daß er diesmal die Nachfolge im Reiche für ſeinen Sohn Karl vermitteln wollte. Er ritt ein ganz weißes Roß mit leibfarbenen Nüſtern und Augenwinkeln in goldnem Zaumzeuge, ein Panterfell ſeine Satteldecke, das mit ſchweren, goldnen, betroddelten Gitterbändern um den Leib des Pferdes angezogen war. Der Kurfürſt Joachim war dagegen einfach in einem Marderpelz gekleidet, ſein Roß war ſchön, aber etwas ſcheu, ſo daß er ſich manchmal von der Seite des Kaiſers abwandte. Der Bräutigam, Herr Caſimir, ließ ſich in einem leibfarbenen, ſeidenen, mit Hermelin ausgeſchlagenen, mit Silber geſtickten kurzen Mantel ſehen, einen grünen Kranz auf dem Haupte, aber ſeine Schönheit, ſeine Freudigkeit war ſein beſter Kranz, ſo daß ihm jeder die ſchöne Braut gönnte, der das unzählige Volk, wogegen alle Hartſchierer zu ſchwach, mit Freudengeſchrei entgegen jauchzte, ſie recht in der Nähe zu ſehen.

Sie war in ihrem Wagen ſo nahe an Berthold gedrängt, daß er wie einer der Fürſten zu ihrer Begrüßung entgegen geritten ſchien. Er ſah die ſteigende Röthe ihrer Wangen unter dem Kranze von Edelſteinen; das Klopfen ihres Herzens bebte in dem Blumenſtrauße, der auf der reichen Silberwoge ihres Buſens unterzuſinken ſchien. Berthold hörte deutlich, daß ſie nach Herrn Caſimir fragte, den ſie bis dahin

nur im Bilde geſehen, das auf ihrem Herzen an gold=ner Kette hing, und Berthold meinte, ſie frage ihn, und zeigte nach der andern Seite des Wagens, der nach beiden Seiten offen, nur oben mit goldnem Tep=pich gedeckt war. „Auf der andern Seite wartet ſeine Hoheit,“ ſprach er; er wußte es genau, denn ein Nachbar hatte es ihm kurz vorher erzählt.

„Dank, Dank, Ihre kurfürſtliche Liebden,“ ſagte die Braut, Fräulein Suſanna von Baiern, die ihn für den Kurfürſten Joachim hielt und ſich jetzt an der Schönheit Caſimir's weidete, indem ſie beſcheiden die Augen mit einem Wadel von Pfauenfedern deckte. Der Bräutigam beugte vor ihr ein Knie, nachdem er vom Pferde geſtiegen, die Braut reichte ihm den Mund, dann lockte ſie der Kaiſer auseinander, indem er in den Wagen ſtieg und ihnen ſagte, ſie würden einander noch lange genug ſehen, auch ſprach er: „Nicht wahr, liebe Tochter, wir haben gut gewählt, wir gedenken heut bei Euch beiden, daß wir auch ein=mal jung waren und freiten, und in der Welt wie in einem Baum voll reifer Kirſchen gegen die Sonne ge=deckt zu ſitzen glaubten, aber die Kirſchenzeit iſt kurz, am Ende beißt man mit ſtumpfen Zähnen die Kerne auf, die man erſt weggeworfen, und die Jahre ver=gehen wie die Tage, ſonſt war mir die Sonne zu warm und jetzt zu kalt.“ Er winkte zum Fortfahren und die ſchöne Braut reichte Berthold die Hand,

als einem Verwandten, dem ſie ſich freute verbunden zu ſein. Der Kaiſer blickte ſie befremdet an und fragte: „Wäre dies wohl einer meiner lieben Vettern aus Baiern, den ich noch nicht kenne?“ — „Ich meine, es ſei Herr Joachim, kurfürſtliche Gnaden von Brandenburg, unſer künftiger lieber Herr Vetter!“ — „Wir irren, liebe Tochter,“ antwortete der Kaiſer, „dort reiten ſeine Liebden von Brandenburg. Wer ſeid Ihr, guter Herr?“ fragte er Berthold. Und Berthold antwortete noch freundlicher, von dem Händedruck erwärmt: „Der glücklichſte Bürgermeiſter aus Weiblingen.“ — „Nun Du ehrlicher Schwabe,“ ſprach Maximilian, „Gott ſegne Dir den Händedruck meiner ſchönen Schweſtertochter bei Deiner Frau.“

In dem Augenblicke bewegte ſich der Wagen fort und Berthold verſank in ein ſtummes Nachſehen, nicht allein, weil er gewünſcht hätte, der Augenblick möchte immer und ewig währen, ſondern auch, weil es ihn recht kränkte, daß er noch keine Frau beſitze. Aber kaum waren die ſechs Prachtwagen, die dreihundert Bairiſchen Ritter mit ihren Reiſigen und Trabanten vorüber, ſo riß der unglaubliche Volksſtrom den Bürgermeiſter aus den Gedanken und mit ſich fort nach dem Felde an der Stadt. Jedermann wollte der Trauung in der Ulrichskirche beiwohnen, nur Berthold wußte nichts von der Urſache dieſer Eile

und

und widerſetzte ſich dem Drange, um Fingerling zu erwarten, der unbemerkt ſchon früher von ihm fortgetrieben war. Den Fußgängern widerſtand er auf ſeinem ſtarken Rennpferde, aber die Reiter, die nachfolgten, zogen ihn unwiderſtehlich dem Thore zu, umſonſt lavirte er von einer Seite zur andern, wie ein Schiff, das mit halbem Winde fährt, die Volksmenge trieb ihn fort, wie ein höheres Geſchick. Am Thore ſtieg der Drang auf's Höchſte, denn die kaiſerlichen Trabanten hinderten den Eintritt, damit Julia Peutinger, das geehrte vierzehnjährige Kind des Stadtſchreibers, ihre lateiniſche Rede an der Spitze vieler hundert weiß gekleideter Jungfrauen Augsburgs ungeſtört vor der Braut halten konnte. Kaum war die Rede geendet, das Kind im Wagen der Braut aufgenommen, die vornehmſten Jungfrauen in die nächſten Häuſer zur Sicherheit gebracht, während der Brautzug hereinfuhr, ſo ſchloß ſich das Thor mit vieler Gewalt und die neugierige Menge war wie ein Feind ausgeſchloſſen. Gleich verbreitete ſich der gute Rath unter dieſer Menge, ans nächſte Thor zu eilen, um dort noch zur Kirche zu gelangen. Da war aber große Eile wegen des Umweges nöthig und um ſo ärger wuchs das Gedränge, Reiter ſtürzten, Wagen warfen um, Niemand kümmerte ſich darum, am ſchlimmſten ward einer Schaar der weiß bekleideten

Jungfrauen mitgeſpielt, die nicht Zeit gehabt hatten, ſich in die Stadt zu flüchten; auf ihren weißen Kleidern war der Schmutz der beſpritzten Wagen und ſtampfenden Roſſe deutlicher zu erkennen, als auf den dunkelfarbigen oder bunten Mänteln. Während der Donner des Geſchützes von den Wällen die übrige Menge immer wilder nach der Mitte des Feſtes hintrieb, fand Berthold ſich immer lebhafter von Mitleid gegen die Verunglückten hingezogen, die um ihre Hoffnungen betrogen, Schmerz ſtatt Luſt eingetauſcht hatten; dort hob er einen Geſtürzten auf's Pferd, hier half er einen Wagen aus dem Graben heraus, und ſah ſich dabei nach Fingerling, aber vergebens, um. Bei dieſer Geſchäftigkeit hatten ſich die Leute verlaufen, es wurde ihm tauſend Segen gewünſcht, aber die Trauung war inzwiſchen vorübergegangen, das bezeichnete der neue Donner des Geſchützes von den Wällen, wie ihm einer mit Bedauern ſagte.

Verdrießlich, ſeinen Freund nicht finden zu können, der in ſeinem Mantelſack alle Empfehlungsbriefe an Handelsfreunde trug, noch verdrießlicher, daß an ein Unterkommen in Wirthshäuſern, wie ihm jeder verſicherte, jetzt gar nicht zu denken, ließ er ſein Pferd langſam den Fußſtapfen der Menſchen nach dem andern Thore hin folgen. Schluchzend, weil ſie ſich ein-

ſam glaubte, ging da eine hohe Jungfrau von kräftigem Wuchſe, und beſah mit Trauern ihr Kleid, an welchem die eine Seite ganz zerriſſen und beſchmutzt wie eine Trauerfahne erſchien. Berthold fühlte ſich vom Mitleide hingezogen, er ließ ſein Pferd etwas ſchneller gehen, daß er faſt an ihr vorbeigeritten wäre, wenn ihn nicht die ſchönen blauen Augen feſtgehalten hätten, die gleich Vergißmeinnicht am Bache ihre äußerſten Blätter eintauchten und mit Tropfen füllten, ehe ſie ihm, beſchämt geſehen zu ſein, die langen vierfachen Flechten des dichten, gelbbraunen, ſanft gekrauſten Haares zugewendet hatte. Jetzt konnte er ſo recht mit müßiger Luſt beſchauen die Wölbung des Nackens, die breiten Schultern, die ſchlanken Hüften, die weißen runden Arme, vielleicht zum erſtenmal der Sonne entblößt, während die Hände von ihren Strahlen gebräunt waren, die zierlichen Füße mit hohem Spann, den edlen Gang in der Bewegung aller Falten, die gleichſam von einem edlen Tanze wiederhallten. Noch ſaß der Kranz von mancherlei Feldblumen freudenſtolz auf dem Haupte der Betrübten, deren Angeſicht ſich in dem Roſenbuſch verſteckte, welcher die Mitte des keuſch getheilten Buſens bezeichnete. Da war kein Mangel, kein Überfluß, ſondern in dem Ebenmaaß ein rechtes Bild menſchlicher Zufriedenheit, alles ſchien an der hohen Jungfrau feſt und beweg-

lich zugleich, nirgends Zwang, alles eine ſchöne Gewohnheit der verhältnißreichen Geſtalt. Er hätte ſo gern ihr Antlitz geſehen und beſann ſich auf eine Frage, aber er fand keine, ſo ritt er ſtumm an ihrer Seite, wendete ſich zu ihr und wieder von ihr ab, wie eine Wetterfahne bei ſtreitendem Winde, denn Apollonia fiel ihm ein, aber ſo blaß wie der Mond am Tage gegen dieſe neue Sonne ſeines Lebens. Er hätte weinen mögen mit ihr und mußte ſich freuen, denn alles lebte in ihm mit Freude an der Welt; in ſolchen Augenblicken der Beſtimmung zeigt ſich Gott in der Herrlichkeit ſeiner Welt, wie auf dem Throne, Jedem nach ſeinem Maaße. So kam wie eine höhere Gabe ein Zutrauen in Berthold's Seele, daß er mit ernſter Stimme zu der Jungfrau ſprach: „Ich kann Euch gewiß helfen!“ Sie ſah ihn an, ſchüttelte mit dem Kopfe und ſprach mit Schluchzen, das gegen ihren Willen wieder ausbrach: „Kein Menſch kann mir helfen, die Leute haben mir im Gedränge das Kleid zerriſſen, was fange ich an, wir haben es zum heutigen Tage geliehen!“ — Bei dieſen Worten ſah ſie von neuem den großen Riß und mußte wieder weinen und jammerte über die Schläge, die ſie von der Mutter erhalten würde, obgleich ſie keine Schuld bei dem Unfall hätte, es müſſe einer im Gedränge mit der Degenſchnalle eingehakt ſein. — Berthold verſprach

die Mutter zu beſänftigen, er werde ihr den Drang und die Noth am Thore berichten. „Ihr kennt ſie nicht,“ ſagte das Mädchen, „auch hatte ſie mir alles voraus geſagt, aber meine Luſt, die fürſtliche Braut zu ſehen, war allzu groß, und daß ich ſie geſehen habe, iſt mein einziger Troſt bei dem Unglück!“ — Und nun erzählte ſie von dem Einzuge und ſchien ihr Unglück etwas zu vergeſſen, bis ſie an Häuſer kamen und ſie dem Bürgermeiſter das niedrige Dach ihres Hauſes zeigte, da wollte ſie in Angſt keinen Schritt weiter thun, ſondern ſich hinter dem ſteinernen Brunnenbecken verſtecken.

Berthold faßte ſeinen Entſchluß, ritt voran nach dem Hauſe und bat die Jungfrau langſam nachzukommen, indem er ſich den Namen der Mutter, welche Frau Zähringer hieß, von ihr ſagen ließ. Er klopfte an das Haus und hörte ſie im Hauſe ſchelten, wer ſie ſchon wieder ſtören wolle; gleich trat auch eine rüſtige Frau heraus, etwas ſtark, doch ohne davon beſchwert zu ſein und vom Anſehen jugendlicher, als ſich bei einer erwachſenen Tochter vermuthen ließ. Sie hatte wahrſcheinlich am Webſtuhle geſeſſen, denn ſie hielt noch ein Schiff in Händen und fragte mit Ungeduld, was Berthold wolle. Das Anſehen, die Stimme noch mehr erinnerten Berthold an etwas Bekanntes, inzwiſchen achtete er nicht darauf, ſondern

brachte ſeine Entſchuldigung der langſam ſich annähernden Tochter in der Art vor, er ſei beim Einzuge auf die Tochter gedrängt worden, und habe ihr ohne böſen Willen mit ſeinem Sporn das Kleid zerriſſen, er biete ihr einen Gulden zur Sühne und dieſen Gulden reichte er ihr zugleich dar. Der Anblick des Geldſtücks löſchte alle Zorngluth der Mutter, ſie ſchalt die Tochter, daß ſie ſich nicht mehr in Acht genommen, ſie ſagte Berthold, daß er nicht hätte reiten ſollen, wenn er ſein Pferd nicht zu führen verſtehe, endlich verſicherte ſie aber doch, weil er ſie ſo höflich angeſprochen, wolle ſie diesmal nicht ſchmälen, doch ſei es zu viel, was er ihr biete, ſie wolle das Stück verwechſeln laſſen und ihm das Zuviel herausgeben. — „Vielleicht brauchet Ihr mir nichts wieder zu geben," ſprach Berthold darauf, „wenn Ihr eine Bitte von mir erfüllen könntet, mich für heute in Eurem Hauſe zu beherbergen, die Wirthshäuſer ſind gefüllt und alle Empfehlungen an Handelsfreunde hat ein Freund von mir bei ſich, den ich im Gedränge aus den Augen verloren habe." Die Mutter ſah ihn bedenklich an und maß ihn vom Kopf bis zum Fuße. „Ich glaube Euch wohl," ſprach ſie, „daß Ihr in der Stadt kein Unterkommen finden würdet, waren doch ſchon geſtern alle Herbergen beſetzt, aber ich kann Euch nicht in's Herz ſehen, was Ihr für einer

ſeid, und in dieſer Zeit iſt jeder auf ſeiner Hut; es ſchwärmt viel loſes Geſindel umher und wir wohnen hier einſam.“ — „Liebe Mutter,“ ſagte die Jungfrau, „er meint es gewiß ehrlich, was hätte ihn ſonſt bewogen, meinen Schaden auf ſich zu nehmen.“ — „Ich habe kein Haus, das ſich zum Herbergen für Mann und Roß eignet,“ ſagte die Mutter. — „Im Stall iſt wohl noch Platz,“ ſagte die Tochter, „ſo auch in der Giebelſtube.“ — „Aber wer ſeid Ihr?“ fragte die Mutter. — „Ich bin Berthold, der Bürgermeiſter aus Weiblingen.“ — Bei dieſen Worten ſah die Mutter ihn genauer an, indem ſie die Hand gegen die Sonnenblendung richtete, ſchwieg einige Augenblicke und ſprach: „Tretet ein, es ſollte nun einmal ſo ſein, ſeid willkommen, Anna ſoll für Euer Roß ſorgen, ich kann mich ſchon ſchützen gegen Euch, wenn Ihr etwas Übles wollt.“ — Berthold dankte, aber er gab nicht zu, daß die Tochter ſein Pferd führte, er ſelbſt führte es, ſattelte es ab, hatte noch etwas Futter bei ſich und füllte ihm die Krippe. Dann ging er mit dem Felleiſen in's Haus, wurde in das reinliche Wohnzimmer geführt, wo zwei Leinenwebſtühle ſtanden. Er beſchaute in der Verlegenheit die kleinen Bilder an der Wand und fand ein Bild von Weiblingen in deren Mitte befeſtigt. Die Mutter antwortete nicht auf ſeine Frage, wie ſie zu

dem Bilde gekommen, ſie ſchien beſchäftigt. Bald rief ſie ihn zum gedeckten Tiſche, wo ihm die Tochter mit ihren runden Armen, die gleichſam mit weißen Haaren beſtäubt waren, einen guten Hirſenbrei aufſetzte und eine hölzerne Kanne mit Bier dabei hinſtellte und ihn zum Eſſen nöthigte, nachdem die Mutter den Segen darüber geſprochen hatte.

Dritte Geſchichte.

Der Becher.

Das kleine Mahl war längſt verzehrt und noch immer wurde von den Merkwürdigkeiten des Reichstags und von den Feſtlichkeiten, welche die Vermählung feiern ſollten, geſprochen. Die Jungfrau Anna konnte ihre Vorliebe für die ritterlichen Spiele, für das Geſellenſtechen, das am andern Tage gegeben werden ſollte, nicht verbergen, obgleich ſie nie etwas der Art geſehen und eben ſo wenig von dem Weſen dieſer Spiele gehört hatte. Da fühlte ſich Berthold recht im Mittelpunkte ſeiner Kenntniſſe, Tage lang hatte er an einzelnen kunſtreichen Stücken, die von den Stechen erzählt wurden, ſpekulirt, ſie zu zeichnen ſich bemüht, auch alle Geſetze und Gewohnheiten der Turniere mit ſeinem Freunde Rüxner gemeinſchaftlich geſammelt, ſein Gedächtniß bewahrte ihm jedes berühmte Turnier und die Namen derer, welche Preiſe gewonnen hatten. Er unterrichtete die Frauen von dem hohen Alterthume der Kampfſpiele unter den Deutſchen, die nicht wie bei andern Völkern der alten Welt als ein müſſiges Schauſpiel für die größere

Menſchenzahl, ſondern als eine allgemeine Beluſtigung aller ritterlichen Männer geachtet wurden, bei welcher nur Frauen als Zuſchauer zu beachten waren. „Vor allem war das Rennen mit Spießen immerdar hochgeehrt,“ ſagte er, „und der große Kaiſer Heinrich der Vogler hat zuerſt einen großen Reichsverein darin geſtiftet, den Adel gegen Verwilderung zu ſchützen und ihn dem übrigen Volke als Vorbild aufzuſtellen. Wer gegen den chriſtlichen Glauben Untreue erwieſen, gegen des Reiches Beſte gefrevelt; Frauen entehrt, die Ehe gebrochen hatte, wer meineidig und ſiegelbrüchig erkannt, wer feldflüchtig erfunden aus Feigheit oder Verrath, wer gemordet, wer Kirchen, Wittwen oder Waiſen beraubt hatte, wer Wein oder Getreide gegen die Kriegsordnung zerſtört, wer ohne Grund und Kriegsordnung befehdet und Straßenräuberei getrieben hatte, ſollte ſein Pferd verlieren und auf die Schranken des Turnierplatzes geſetzt werden. Dieſen Geſetzen fügte Meiſter Philipſen, des Kaiſers Schreiber noch zwei hinzu, nämlich, daß auch die ausgeſchloſſen wären, die ſich mit der Kaufmannſchaft abgegeben und die ihren Adel nicht mit vier Ahnen beweiſen könnten.“ — „Bei uns hätten die Reichen dem Meiſter Philip die beiden letzten Geſetze nicht zugegeben,“ meinte Frau Zähringer, „jetzt werden die reichen Fuggers höher geachtet, als tauſend adlige Heckenreiter, die hier außen in den Vorſtädten den Juden ihre

Beute verkaufen.“ — „Meine gute Frau,“ ſagte Berthold, „als jene Geſetze angenommen wurden, hatten ſie gewiß ihren Grund, der Adel durfte ſich nicht in fremdartigen Geſchäften zerſtreuen, der nahen Reichsfeinde gab's zu viele, auch mußte er ſich für ein geſchloſſenes Ganze im gewiſſen Sinne halten, ſollte er anders der Ehre ſich als Opfer bringen. Demnach konnte der Kaiſer wohl den Adel verleihen, aber erſt die in mehreren Geſchlechtern geprüften Abkömmlinge erhielten das volle Recht des Adels. Darauf haben die Zünfte der reichen Städte ähnliche Turniere bei ſich eingerichtet und ſeit Jahren ſchon ſind die großen Turniere der vier deutſchen Lande ins Aufſchieben gekommen. So wechſelt alles gar ſeltſam, was nicht nach der Zeit ſich richten, oder die Zeit überwältigen kann. Statt die andern deutſchen Lande, wie ſie aufblühten, in gleiche Rechte mit den früher Geordneten einzuſetzen, ſtatt eines freundlichen Verkehrs und Zuſammenhaltens mit den Städten, trennte ſich alles in herkömmlichem Stolze. Wir werden noch mehr erleben, bald meinen die Bauern Fürſten zu ſein, geben keinem mehr eine freundliche Antwort, man braucht ſie nur anzuſehen, ſo gehen einem die groben Knollfinken zu Leibe. Der Bundſchuh in der Fahne der Speierſchen Bauern im Aufruhr bezeichnete, daß ſie ihn ſo hoch ehrten, wie eines Ritters Stiefel mit dem güldnen Sporn, dieſer Aufruhr iſt gewiß nicht

der letzte geweſen, beſonders in den geiſtlichen Landen, wo die Laſt doppelt drückt und weltlicher Prunk mit geiſtlichem zuſammen beſtritten werden ſoll.“ — „Ja,“ ſagte Frau Zähringer, „wenn ich ſo einen Bettelmönch aus dem Bisthum ſehe, wie er mir mein ſauer verdientes Brod abtrotzt, um es nachher für Wein in der Schenke zu verhandeln, da möchte ich ihm mit meinem Bundſchuh gern auf die Platte ſchlagen und mit den Bauern rufen: Was iſt das für ein Weſen? Vor Mönchen mag keiner geneſen.“ — „Sonſt war alles anders,“ fuhr Berthold fort, „das ſtrenge, arbeitſame Leben dieſer Mönche befriedigte zu Hauſe alle ihre Bedürfniſſe und nur, wenn ſie mit geiſtlichem Troſte zu den Leidenden umher gingen, bedurften ſie eines geringen Unterhalts, der kaum bemerkt wurde gegen die Fülle höherer Unterhaltung, die ihr Wort verbreitete.“

Während dieſes Geſprächs war die Tochter, die in der vorigen Nacht arbeitsvoll und erwartungswach nicht zum Schlafe gekommen war, auf ihrer Hand eingeſchlummert, dem guten Berthold gegenüber, der mit ſcheuem Vergnügen auf die von Schlaf und Traum lebhaft bewegte, heftig athmende Jungfrau hinblickte, denn alles war gut an ihr, wie in der Welt nach den Schöpfungstagen. „Daß dem lieben Kinde nur nicht die Hände einſchlafen,“ ſagte er endlich in Verlegenheit, „ſie liegt damit an der ſcharfen

Kante des Tiſches und klemmt ihr Herz ein, es ſcheint ihr ſehr heiß." Die Mutter nahm ein Näpfchen mit Weihwaſſer, ſprengte damit über die Bruſt des Mädchens, daß dieſe aufſchreckte, und rief dann, daß ihr der Segen wohl bekommen möge nach dem Schlafe. — „Ich habe nicht geſchlafen," ſagte Anna, „ich hörte noch von dem Stechen und wie der fremde Herr Bürgermeiſter den Preis und Dank gewonnen hat, wie er ihn mir darreichte und wie ich darüber ſo glücklich war." — Die Mutter verlachte ihre Einbildung, aber dem Bürgermeiſter war das Blut glühend heiß in die Stirn getreten; Anna hatte mit dem Traume die vieljährige Sehnſucht ſeines Herzens zu Worte kommen laſſen, der er ſo lange nur heimlich nachgehängt, weil ſie während ſeiner Schwäche als Wahnſinn erſchienen wäre. Er konnte dem innern Drange, dem äußern Rufe zugleich nicht widerſtehen, er mußte es wieder beſtätigen, daß jeder Menſch, früher oder ſpäter, einmal ausraſen muß, er rief, daß er beim heiligen Georg für die edle Jungfrau eine Lanze brechen müſſe, der Himmel werde es fügen, daß er den Traum wahr mache, ihr ſei der Preis verehrt. Nun bedauerte er, keine ſeiner Rüſtungen mitgebracht zu haben, aber Anna erzählte ihm von einem Waffenſchmid in der Nähe, der immer dergleichen in Vorrath zum Verleihen habe, nur die Mutter warnte ihn, ſich in Acht zu nehmen, es ſeien geſchickte Stecher

in Augsburg. Die Warnung befeuerte ſeinen Muth, jetzt erſt freute er ſich, Fingerling aus den Augen verloren zu haben, der hätte ihm Hinderniſſe in den Weg gelegt, was die Mutter einſt dazu ſagen würde, brachte er aus dem Kopfe und freute ſich nur, wie er für Anna ſein Leben an das Ungewohnte ſetze.

Schnell beurlaubte er ſich von Mutter und Tochter und dachte zum Waffenſchmid gehend: Für einen Reiter, der mehr auf dem Pferde, als auf der Erde; mehr in der Rüſtung, als im Schlafrock gelebt hat, iſt es ein kleiner Dienſt, ſeiner Jungfrau zu Ehren ein Rennen einzugehen, etwa nicht mehr, als wenn ich mich anheiſchig machte, ihr ein Liederbüchlein ſchön abzuſchreiben; wer aber wie ich, mehr auf der vierbeinigten Bank oder im Krankenbett, als auf dem Roß und auf der Burg gelagert war, wer wie ich, kein junger Wagehals mehr iſt, wer wie ich, vieles kennt, was ihm lieb und wichtig iſt und eine warnende Mutter ſtets vor ſich ſieht, der mag ſich dieſes Dienſtes wegen ehren, er opfert ihm alles, was ihn ſo lange bethätigte und beengte.

So kam er an zwei Läden, deren einer mit weiblichen reichen Tanzkleidern in Gold und Silber, der andre mit ſchwarzen eiſernen Harniſchen angefüllt war, alles zur Wahl für dieſe Tage, wo Tanz und Stechen mit einander wechſelten, in heller Beleuchtung zum Kauf und Leihen ausgeſtellt. Da ſah er ſich erſt

zweifelnd nach beiden um und beide Verkäufer nöthigten ihn mit guten Worten einzutreten, indem er bei ſich bedachte, welches von beiden, der Frauenſchmuck oder die Männerwaffen, mehr Heil und Ehre, mehr Unheil und Schande bereiteten. Er fühlte ſich ſtark genug, beides Heil und Unheil zu erfragen, ging erſt in den Laden mit koſtbaren Tanzkleidern und wählte eins, das nach ſeinen Gedanken der ſchönen Anna beſonders gut ſtehen müſſe, ließ es in eine ſaubre Schachtel einpacken, zahlte und trat dann zu dem Waffenſchmid. Der Meiſter ſah ihn ſeltſam an, daß er zum Stechen eine Rüſtung begehre, denn Berthold war wohl von hohem Wuchſe, aber in dem Stubenſitzen und Kränkeln etwas dünnlich angewachſen, obgleich er jetzt in ſeiner Art wohl ausſah. „Es giebt hier ſtarke Renner, glaube kaum eine Rüſtung Euch leihen zu können, die gut ſchließt,“ ſagte der Schmid.

Somit raſſelte er unter allem alten Vorrath herum, der an der Seite auf einem Haufen lag und ſchrie endlich: „Gefunden, ein rechtes Prachtſtück, in alter Art mit ſilbernem Blumenwerk ausgelegt, etwas eingeroſtet zwar, aber dafür ſeht ihr eine Merkwürdigkeit an ihr, die ſoll einem Hohenſtaufen gehört haben, ich tauſchte ſie von einem Hohenemſer Grafen ein, der dafür eine nach neuem Zuſchnitt annahm, die feſt gegen Büchſenkugeln.“ — Da griff Berthold mit Eifer zu, lieh ſie nicht, ſondern gab gleich

den geforderten Preis, zog ſie an, ſie paßte und er gelobte heilig, ſeinen Ahnen keine Schande zu machen.

Raſſelnd in der Rüſtung, die Schachtel in der Hand, während ein Knabe des Schmids ihm die Pferderüſtung ſammt dem Speer nachtrug, trat er an die kleine Thür des lieben Häuschens, wo er nicht zu klopfen brauchte, da Anna aufmerkſam am geöff- neten Fenſter ſeiner geharrt hatte. Er nahm dem Knaben alles ab und trat mit freundlichem Gruße zur Frau Zähringer, die bei hellem Lampenſchein an ihrem Webſtuhl arbeitete. — „Sollte ich mich doch faſt vor Euch fürchten,“ ſagte Frau Zähringer, „erſt kamet Ihr friedlich, nun in Waffen, aber ich habe die Furcht überſtanden, habe oft während des Kriegs mein kleines Haus mit den Waffen ſchirmen müſſen und der ſelige Mann gab mir manchmal ſeine Wehr, wenn er zu müde war, hinaus zu treten und nach den Fremden zu fragen.“ — „Ich komme wie ein Kriegsmann, der den Frieden erkaufen möchte,“ ſagte Berthold, „ſeht dieſes ſeltſame Kleid habe ich gekauft, verſucht doch Anna, ob es Euch paßt, die welcher ich es verehren werde, hat gleichen Wuchs mit Euch.“ — „Gewiß Eure Frau?“ fragte Frau Zähringer, nahm ihrer Tochter den gefalteten, hoch ſtehenden Kragen ab, zog ihr das Jäckchen aus, daß Berthold den ſchönen vollen Hals und Nacken und

die ſanften Umriſſe des Rückens mit ſelig ſtaunendem Blicke, wie ein neu entdecktes Paradies in bekannter Gegend umſpannte und die Antwort vergaß. „Eure Frau kann mit dem Kleide zufrieden ſein,“ ſagte Frau Zähringer, „nie ſah ich ſchöneren Silberbrokat, die Roſen ſind recht natürlich darin gewirkt und gar köſtliche Spitzen im Beſatz.“ — „Meine Frau,“ antwortete Berthold aus dem Traum aufſchreckend, „ich habe keine Frau, ich habe nur eine Mutter, der ich es verehren wollte.“ — „Dieſe Roſen ſchicken ſich nicht für eine alte Frau,“ ſagte Frau Zähringer, während ſie ſich über Anna innerlich freute, die einer Kaiſerin gleich mit ernſt frohem Angeſicht in der ungewohnten Pracht auf und nieder ſtolzirte, als folge ihr ein ganzer Hofſtaat zur Vermählung. — „Es paßt mir gut,“ ſagte Anna, „mag es Eurer Mutter eben ſo gut ſitzen.“ Mit dieſen Worten legte ſie es wieder ab, wie es ihm ſchien ohne Neid, denn auch das ſchönſte Kleid war nicht werth, ſo viele kräftige Schönheit zu verſtecken, die ſie ſo wenig erkannte als verſteckte, ſondern unbekümmert wie bei ihrer täglichen Arbeit im knappen Leibchen ſich neben dem Geharniſchten an den Webſtuhl ſetzte, wo dieſer in ſpielender Freundlichkeit ſich anſtellte, als ob er auch die Weberei lernen wollte. Dabei erzählt er, wie viele Webſtühle er beſchäftige, ohne ſelbſt etwas davon zu verſtehen, und erkundigte ſich nach der Gelegenheit, ſeinem

verlornen Freunde Fingerling am andern Morgen nachzuſpüren, dem er die Leitung dieſes Geſchäfts hauptſächlich danke. Frau Zähringer verſprach, ſich ſelbſt in den Gaſthäuſern und Herbergen am andern Tage nach ihm umzuſehen, denn Anna mochte ſie in dem Drange nicht dahin ſchicken und Berthold möchte ſich nicht überall zurecht finden. Während dieſes Berichts nickte Anna mehrmals auf Berthold's Schulter ein, und fiel gleichſam in einen Kuß gegen ſeine Wange, ohne daß ſie es wollte, deswegen trieb Frau Zähringer den Ritter in die Giebelſtube, daß alle ihre Ruhe fänden. Welche ſelige Träume ſenkten ihren vielfarbig blühenden Mohn über den müden Ritter, auch Anna träumte und die Mutter auch, die lange nicht geträumt hatte.

Früh war er auf, ſein Roß tüchtig auszufüttern, das an den vielen Liebkoſungen zu merken ſchien, es ſolle nach langer Abweſenheit wieder einmal die Rennbahn betreten, den Kopf ſtolz hob und mit den Vorderfüßen arbeitete, als gehe es ſchon in den Schranken. Dann ging er in die nahe Kirche zur Frühmeſſe, mehr in Erinnerung ritterlicher Gewohnheit, als aus Andacht, denn ſeine Gedanken waren ganz allein auf Anna hingerichtet und obgleich wohlgemeint, doch nicht heilig zu nennen. Ob er ſie heirathen ſolle, ob ſie ihn wolle, ob ſie nicht zu jung ſei, ob er ihr gleich ſeine Hand anbiete, ob er prüfend warte, das ſchwirrte

ihm ſo im Kopfe herum, daß er nicht auf eignen Rath ſich verlaſſen wollte, ſondern die Vorſehung an-zuſprechen beſchloß, indem er eine Münze für den Opferſtock aus ſeinem Beutel nahm. Er hatte ſich dies als Kind ſchon in zweifelhaften Fällen angewöhnt, er warf die mit einem Kreuz auf der einen Seite be-zeichnete Münze in die Höhe, fing ſie in der flachen Hand auf, und war dieſe heilig bezeichnete Seite oben, ſo billigte der Himmel ſeinen Vorſatz. Auch diesmal erhielt er dreimal das Kreuz hinter einander, ſomit blieb ihm kein Zweifel, daß er um Anna bald an-halten müſſe. Er ging muthig heim, waffnete ſich und ließ ſich von Anna einen Kranz auf die Lanze ſtecken, dann ritt er von einem gemietheten Knecht begleitet nach dem Weinmarkte, wo die Schranken eingerichtet waren. Die Grieswärtel machten ihm in dem Gedränge Platz und er ritt hinter die Seile, wo ſeine Waffen von den Turniervögten unterſucht und untadelig gefunden wurden. Dann wurde ſein Name aufgezeichnet und er in die innern Schranken gelaſſen. Die Pracht des Anblicks blendete ihn einen Augenblick, nie hatte er einen ſolchen Haufen geharniſchter Rei-ter, ſo viele hochgeſchmückte Frauen beiſammen geſe-hen. Wie kann ich da ſiegen, dachte er beſcheiden in ſich; aber ich kann doch zeigen, daß ich für Anna alles wage, ſo dachte er weiter. Bald ward unter den Frauen ein ſtürmiſches Bewegen, jede ſuchte ſich

höher zu ſtellen, das Stechen verkündete ſich durch ein betäubendes Geſchmetter aller Trompeten. Der Kaiſer ritt jetzt mit geſchloſſenem Helme durch die Schranken, machte aber nur eine zierliche Wendung gegen Markgraf Caſimir, der ihm folgte, als ob er ſagen wollte, er möchte wohl, aber könne nicht ſtechen, und reihte ſich dann mit allen Fürſten und Herren, die ſeinem Beiſpiele folgten, hinter den Schranken der einen Seite. Als nun die Herren das Stechen abgelehnt hatten, ſo begann das Geſellenſtechen, auf ein Zeichen des Ehrenhalts, nach welchem die Seile, welche die Kämpfer zurückgehalten, von den Bahndienern mit ſcharfem Beil zerhauen wurden. Je ſechs und ſechs wurden nun immer aufgerufen und ritten gegen einander. Das waren nun meiſt tüchtige Männer, wie ſie das Handwerk bildet, aber nur wenig geſchickt und ermäßigt, die meiſten gaben mehr auf die Derbheit des Anlaufs, als auf die Richtung und auf die Benutzung der Blöße des Gegners, ſo daß der Kaiſer, der in allem Meiſter war, oft herzlich über das Ungeſchick lachen mußte, wenn gewöhnlich alle zuſammenſtürzten. Die dritte Reihe berief auch Herrn Berthold in die Schranken, er empfahl ſich dem Himmel und ſeiner Anna und weil er wirklich ſein Pferd ſehr gut führte, ſein Pferd auch ſehr gut eingeritten war, er ſich außerdem die Art des Kaiſers wohl gemerkt hatte, ſo zeichnete er ſich gleich vor allen aus,

die bis dahin erſchienen. Es geſchah bald ſeinetwegen Nachfrage unter den Frauen, ſein Glück aber erreichte den Gipfel, als ein Fleiſcher, mit Namen Kugler, in ſolchem Ungeſtüm gegen ihn anrannte, daß deſſen Spieß abgleitete und der Schwankende ohne große Gewalt von ihm abgeworfen wurde, während er ſich unerſchüttert hielt und gegen einen zweiten rannte, der ſchon von einem abgeworfenen Gegner bügellos gemacht war. Auch dieſer fiel, und da inzwiſchen die andern einander herunter geſtoßen hatten, ſo war er der erſte, der als Sieger aus einer Reihe blieb und aufgezeichnet wurde. Von ſeinem Glücke erfüllt, ſah und hörte er nicht, was weiter auf der Bahn geſchah, ſein Geſchick war entſchieden und er konnte ruhig warten, wenn auch einer noch mehrere niederrannte, einer der Preiſe mußte ihm werden. Am Schluſſe des Rennens wurde ihm von der neu vermählten Markgräfin ein ſilberner Becher, mit ſilbernen Denkmünzen ausgelegt, als Preis überreicht, ſie erkannte ihn wieder, gab ihm die Hand zum Kuß und ſprach: „Ei, ei, hätte ich Euch doch nicht angeſehen, daß Ihr ein ſo ſtarker Renner ſeid!" Kaum hatte er ſeinen Dank geſprochen, ſo trat ihn ein Bote des Kaiſers an und nöthigte ihn zum Mittageſſen. An den Schranken war ihm eine neue Freude bereitet, hier umhalſte ihn Fingerling, der in Kraft der Empfehlungsſchreiben bei Fugger die Nacht geherbergt hatte, ihn ausrufen hörte und

nun auf ihn wartete. Kaum konnte der gute Alte ſeinen Jubel mäßigen, daß ſolche Ehre über Berthold gekommen, zugleich berichtete er ihm, daß ein Bette für ihn im Hauſe Fugger's bereitet ſei und was er für Angſt ausgeſtanden, ſeit er ihn im Gedränge aus den Augen verloren hatte. Berthold ging mit ihm auf dieſes Zimmer, zog dort ſeine Rüſtung aus, erfriſchte ſich mit Wein, erzählte wie gut er aufgenommen ſei, vertraute Fingerling ſeine Liebe, und bat ihn, mit dem Becher zur ſchönen Anna zu gehen, ihr zu ſagen, daß er nur für ſie gewonnen ſei, daß er zu alt wäre, um ſeine Entſchlüſſe lange aufzuſchieben, ſie möchte entſcheiden; wolle ſie ihm geneigt ſein, ſie möchte den Becher ans Fenſter ſtellen, damit er vorübergehend ſein Glück erkenne und in ihr Haus eingehe, oder im Falle ſie ihn meide, für immer vorübergehe, ſich den Schmerz und ihr die Verlegenheit zu erſparen. Zwar wollte Fingerling mit allerlei Rath auftreten, daß Rom nicht in einem Tage erbaut, die Welt nicht in einem Tage erſchaffen ſei, weil Eile mit Weile auch bei Gott und den Weltgeſchicken gelte, aber der junge Hohenſtaufen ſprach aus Berthold mit heftigem, faſt befehlenden Drange, und Fingerling unterwarf ſich als ein ergebener Schneider. So war dieſe Herzensangelegenheit zu einer Entſcheidung gereift, Berthold fühlte ſich leichter, als wäre etwas abgethan, und ging mit einer

frohen Zuverſicht nach dem Fuggeriſchen Saale, wo der Kaiſer diesmal die großen Tafeln hatte einrichten laſſen.

Gleich beim Eintritt, als der Ehrenhalt ſeinen Namen nannte, begrüßte ihn Marx von Treitsſauerwein, des Kaiſers Schreiber in griechiſcher Sprache, er hatte mit ihm ſchon längere Zeit über einige Komödien des Menander gebrieft, die damals noch in einem ſchwäbiſchen Kloſter vorhanden waren, aber bald darauf von einem hypochondriſchen Abte verbrannt wurden. Es war ein freundlicher, behaglicher Herr, wohl beleibt und den Freuden der Tafel ergeben, wenn er ſeine Geſchäfte wohl erfüllt zu haben glaubte. Berthold mußte ſich zu ihm an den Tiſch ſetzen und ſie kamen im Geſpräch bald auf den Kaiſer, beide liebten und ehrten ihn, aber beide hatten genug deutſche Wahrheit in ſich, durch keine Freude an Menſchen ſich blenden zu laſſen, ſondern das Menſchliche in allem Gegenwärtigen zu erkennen und nur aus der Vergangenheit ſich Strahlenbilder fleckenloſer Vollendung zum Vorbild dieſer Gegenwart aufzuſtellen. Der kaiſerliche Schreiber bedauerte, daß das Schauen von unnützen Prachtzügen, von Jagden und Fiſchereien dem Kaiſer ſo viel Zeit genommen habe, es würde ſonſt mehr für's Weſentliche geſchehen. Berthold gab es zu, doch rühmte er es aus ſeinem Gefühle, wie innig ihn die Nähe des Kaiſers bei dem

heutigen Spiele mit ihm verbunden habe; wenn die Kaiſer ſo leicht die Ergebenheit der Menſchen ſich gewinnen könnten, ſo ſei es nicht verlorne Zeit zu ſchelten, die ſie darauf verwendeten. „Vielleicht,“ ſagte er, „würde der deutſche Adel ſich auch viel eher in die gute Ordnung fügen, wenn der Kaiſer ſeine großen Turniere mehr begünſtigte, ſie in ſeiner Gegenwart halten ließe.“ — „Falſch,“ ſagte Treitsſauerwein, „da es unſre geheime Abſicht iſt, den Bürgerſtand empor zu bringen, ſo müſſen ſolche Verſammlungen des Adels gemieden werden. Ihr kennt wenig unſern Adel, der ſteht ein Paar Jahrhunderte zurück, ich meine den auf dem Lande, der denkt noch an die Kreuzzüge und an die Hohenſtaufen, meint Niemand über ſich als Gott und die Wahrheit, was iſt damit bei der jetzigen Liſt und Verruchtheit in allem Verkehr anzufangen. Die Neuerungen, der Landfriede, die ihnen jetzt über den Kopf weggenommen werden, weil ſie vereinzelt ſind, alles das ginge zum Teufel, wenn die Kerls mit einander zur Sprache kämen. Der Kaiſer ſteht hoch über der Zeit, er hat die Welt kennen gelernt, hat ſich wie eine Erdbeerpflanze an zehn Stellen eingewurzelt, in Spanien, Portugal, Ungarn, Böhmen, und das alles, um ſich gegen dies unſer verwirrtes, übermächtiges deutſches Adelsvolk und die Menge kleiner Fürſten zu ſichern; es geht jetzt ins Große, der Adel denkt nur ans Kleine, ver-

achtet den Handel, ſtatt ihn zu nutzen, verachtet das neue Kriegswesen und kann doch mit ſeiner Art nur bei kleinen Zügen etwas wirken; es möchte noch jeder als Menſch beſtehen, während die Geſchichte alles zu Nationen zuſammenſegt. Was unſer Maximilian und wir nicht erleben, das kommt ſeinem Sohne Karl zu Gute, ihm gehört die Welt, die Kirche macht er frei vom Papſte, darum möchte der Kaiſer ihm ſchon auf dieſem Reichstage das Reich ſichern. Die widerſprechenden Kräfte müſſen ſich in Neid aufzehren, die Fortſchritte der höchſten Gewalt im Auslande werden auch auf Deutſchland einwirken und die ſtolzen Fürſten, Kirchen- und Stadthäupter, die wir jetzt dem Adel entgegenſetzen, werden wie ausgepreßte Zitronen in ihre Winkel geworfen, wenn ſie unſre Rache gefühlt haben gegen dieſe übermüthige Mittelgewalt, die den Kaiſer kaum wie ſeines Gleichen achtet.“ — Berthold ſah verlegen nach dem Boden und Marx fragte nach der Urſache. „Soll ich's Euch ſagen,“ ſprach Berthold, „der Kaiſer hat immer ſeine Plane zu weit gemacht, ſo daß ſie nirgends recht paſſen wollten, mit aller ſeiner Tapferkeit und Weisheit iſt er in allen Kriegen ſchlecht beſtanden, wie iſt er von den Schweizern vernichtet worden. Er kennt zu viel fremde Sprachen und fremde Lande, und hat darüber ſein eignes vergeſſen; ein Volk mag doch nur von dem glücklich regiert werden, der ſeine Tugenden und

ſeine Fehler in ſich gefühlt hat. Der Kaiſer ſieht aber nur deſſen Fehler, durch ſeinen Landfrieden hat er alle ritterlichen, bisher geehrten Verhältniſſe für Straßenraub erklärt, Volksſitte läßt ſich nicht wie ein Wamms umſchneidern. Der Kaiſer meint, wenn der Adel unter ſich friedlich lebte, ſo könnte er ihn um ſo eher gegen gefürchtete Fürſten aufhetzen, aber die ſich erſt an ein Zuhauſeſitzen, wie die Bauern gewöhnt, laſſen ſich eher von dem brauchen, der ihrem Hauſe am nächſten, als von dem überall weit entfernten, fremden Kaiſer. Der Kaiſer will ſich ein unabhängiges Heer in den Landsknechten erziehen, daß er der Lehnsfolge entbehren kann, er mag aber wohl bedenken, daß er einen Haufen ohne andres Vaterland, als das, wo es Geld gilt, ſich bildet, und daß dieſes Heer Jedem dienen wird, auch dem Wälſchen, wenn er ſie bezahlt." — „Wird der Kaiſer noch Papſt," antwortete Treitsſauerwein, „ſo macht er aus den Landsknechten einen geiſtlichen Ritterorden, giebt ihm liegende Gründe in Deutſchland und Italien, wer möchte ihm dann widerſtehen; das Papſtthum macht er erblich, indem er allen Geiſtlichen das Heirathen erlaubt, römiſches Kaiſerthum und römiſches Papſtthum iſt dann unauflöslich verbunden, der alte Spuk mit den Hohenſtaufen und ihren vermeintlichen Abkömmlingen, die überall und nirgends ſtecken, ſinkt wie die Stunde ſchlägt."

In dieſem Augenblicke wurden ſie durch ein Lärmen vor dem Fenſter geſtört, das Volk ſchrie und lachte, alle traten an die Fenſter. Sie ſahen Kunz von Roſen, den Hofnarrn des Kaiſers, der wie ein Huhn, das Enten ausgebrütet hat, neben dem Brunnen umherlief, in welchem drei Bettelmönche umherſchwammen und ſich wie gebadete Mäuſe heraus arbeiteten. Kunz kam dann heran und erzählte, mit welcher Begierde die Mönche dem Eſſen zugeſehen und auf den Zehen am Rande des Brunnens geſtanden hätten. Er habe ſich zu ihnen geſtellt und gethan, als ob er das Gleichgewicht verliere, einer habe ſich am andern feſtgehalten, einer den andern hineingeworfen, ſo geht's den deutſchen Fürſten bald auch, damit ſchloß er. — „Aber wirſt Du auch Ablaß bekommen?“ fragte Marx. — „Den habe ich ſchon, ſeht da in der Taſche, auf eine Sünde, die ich mir vorgenommen, den hatte ich eben von ihnen gekauft,“ antwortete Kunz. „Der eine graue Eſel predigte heute, ſo wie der Pfennig in des Papſtes Kiſte falle, ſo müßten bei dem Silberklange die Teufel eine erlöſte Seele loslaſſen. Ich antwortete ihm darauf aus der Menge: Der Papſt ſei grauſam, daß er bei ſeinem Reichthum nicht alle Tage eine Million in den Kirchenkaſten würfe, daß es recht klappere, er könne ſie alle Abend wieder heraus nehmen, ſo hätte er keinen Schaden und die armen Seelen hätten den

Nutzen.“ — Jetzt rief der Kaiſer den Kunz ab und dieſer that ſo eilfertig, als ob etwas Wichtiges bevorſtehe, warf aber im Vorbeigehen ein prachtvolles Venetianiſches Trinkglas vom Credenztiſche, das der Augsburger Rath dem Kaiſer verehrt hatte. — Die Rathsherren ſprangen erſchrocken und zornig auf, viele nannten den hohen Preis des Glaſes, andre ſuchten die Stücke auf, als ob ſie das Glas wieder zuſammenleimen wollten, andre baten beim Kaiſer, den Narren zu ſtrafen, der ſich ſo ungeſchickt durch kluge Leute dränge. Kunz warf ſich vor dem Kaiſer nieder und fragte ihn, ob wohl einer von dieſen, die ſich für klug hielten und ihn für einen Narren, ſo wie er zu ihm durch den Graben geſchwommen wäre, ihn zu ſehen, ihn zu retten, als er in den Niederlanden gefangen ſaß. — Maximilian klopfte ihm freundlich die Backen und ſagte: „Mit den Narren iſt immer am meiſten auszurichten in der Welt, darum nimm den Titel für keinen Tadel; Ihr Herren beruhigt Euch, ich habe das Glas verloren, aber ich will nicht vergeſſen, daß Ihr es mir geſchenkt habt. Wäre es von Silber geweſen, da könnten wir die Stücke noch brauchen und doch koſtet es ſo viel, wie das feinſte Silber und das Geld kommt unſern Feinden, den Venetianern zugute.“ — Bei dieſen Worten merkten die Rathsherren, daß Kunz nur ausgeführt hatte, was ſeinem Herrn durch den Kopf gegangen,

ſie konnten nichts darauf entgegnen und der Kaiſer hob mit einem Trunk auf das Wohl aller Jungfrauen der Stadt Augsburg die Tafel auf. Dieſe Geſundheit trank Berthold mit Innigkeit herunter.

Vierte Geſchichte.

Die Ringe.

Ehe Berthold ſich auf den Weg machte, ſein Geſchick zu erfahren, trat ihn Treitsſauerwein an und flüſterte ihm ins Ohr, er möchte ſich bereit halten, am nächſten Morgen mit dem Kaiſer zu ſprechen, der ihn zu einigen Nachforſchungen auserſehen habe. Berthold fragte beſtürzt, ob er ſich vielleicht vorbereiten könne auf dieſe Unterredung, wenn er ihm den Gegenſtand der kaiſerlichen Wißbegierde anzeigte. Der Geheimſchreiber meinte, es würde wohl von den verſteckten Hohenſtaufen die Rede ſein, für die unter den Bauern ein Anhang geſammelt werde. Mit dieſem Worte entließ er ihn und Berthold ging doppelt angeregt durch die Stadt zu den ſtillen Vorſtadtgaſſen. Als er ſich dem kleinen Hauſe näherte, das mit Weinreben bezogen, durch kleine Blumengärten vor den Fenſtern gegen Neugierde geſichert war, da ſah er am Fenſter eine ſeltſame zweifelhafte Erſcheinung. Er ſah ſeinen Becher abwechſelnd erſcheinen und verſchwinden! — Lag dieſes Glanzſpiel in ſeinen Augen, wallte die Luft von der Sonne erhitzt? Jetzt

war er verſchwunden und ſchon wollte er ſich traurig zum Stadtthore zurückwenden, da blickte er noch einmal nach dem Hauſe, wie zum Abſchiede und ſah den Becher vor dem Fenſter. Er nahte ſich jetzt ſchnell und ſah, daß Anna mit der Mutter und Fingerling am Fenſter ſtand, daß die Mutter den Becher neckend zurückzog, wenn jene beiden ihn hinausgeſtellt hatten und ſeine Sorge löſte ſich in lebhafte Freude. Er ſprang eilig ins Haus, daß ihn keiner bemerkte, und lauſchte nun durch die offene Stubenthüre. Die Mutter ſagte, Anna ſei jung und unbeſonnen, ſie dürfe nicht gleich dem fremden Manne trauen, keiner wiſſe, ob er nicht zehn Bräute habe ſitzen laſſen, dann ſei er auch älter wie ſie, könne wohl eiferſüchtig, böſe und herriſch im Hauſe ſein und ihr die Armuth vorrücken, weil ſie ihm wenig mitbringe, vielleicht wolle er ſie nur als eine dienende Krankenwärterin ſeiner ſpäteren Jahre ſich annehmen. — Aber Anna ſchwur, keiner könne das glauben, der Berthold einmal recht angeſehen habe, ſein Antlitz ſei von Ehre, Ehrlichkeit, Milde und Frömmigkeit erhöht und geläutert, daß er ihr jugendlicher ſcheine, als Kugler und andre, die ſo lange ſich um ihre Hand beworben hätten. Sie ſchwöre bei der heiligen Radiana von Wellenburg in ein Kloſter zu gehen, wenn die Mutter dieſe Vermählung, dies vom Himmel ihr ſeltſam beſcheerte Glück, verhindern wolle. Die Mutter antwortete darauf:

„Anna, Du haſt kein geiſtliches Blut, Du biſt ein friſches Mädchen, aus Deinen Augen blicken freudige Kinder, darum magſt Du ihn heirathen, wenn Du nicht anders willſt; aber ich hätte Dir einen jungen Mann gegönnt, daß Euer überflüſſiges Leben mit einander aufgegangen wäre und daß nicht eines dem andern nachtrauern muß.“ — „Du weißt Mutter,“ antwortete Anna, „die jungen Leute haben mich immer mit ihrem Schönthun traurig gemacht, als kämen ihre Worte nur aus böſer Luſt, als würden ſie mich gern verderben, wenn ich es zuließe. Berthold ſagt wenig, aber ſeine Liebe ſieht ihm aus den Augen, er hat mich lieber, als ſich ſelbſt; ihm könnte ich mein lebelang gern und treulich als Magd dienen, wenn es mir verſagt wäre, ſeine Frau zu ſein.“

Berthold trat jetzt gerührt zu Anna, die etwas zuſammenfuhr, weil ſie ſich belauſcht ſah, nahm ihre Hand, drückte ſie an ſein Herz und ſprach: „Anna, Du hegſt ſo fromme, ſanfte Wünſche, Du denkſt ſo gut von mir, es iſt wahr, was Du von meiner Liebe zu Dir denkſt, wir werden glücklich ſein, wenn nur nicht die Verſchiedenheit unſeres Alters uns ſo bald zu ſcheiden drohte. Ach, liebes Kind, daran bin ich jetzt zum erſtenmal erinnert, das hat mir noch keiner geſagt, und ſeit ich geſund worden, fühle ich mich ſo friſch und lebensluſtig, wie damals, als mir das Geſchick das erſte Liebesglück entriſſen.“ — Fingerling, der

der bisher ſtill geſchwiegen, wollte Berthold etwas mittheilen, aber Anna ließ ihn mit den Betheurungen, daß ſie Berthold's Alter nicht wahrnehme, daß ein Traum ihr geſagt habe, ſie werde eher ſterben als er, nicht zu Worten kommen. Endlich ſagte die Mutter: „Es iſt eine ſeltſame Geſchichte und es muß wohl der Wille des Himmels ſein, daß ſich alles ſo fügen mußte; die Leute werden meinen, ich hätte Euch künſtlich in mein Haus gelockt, wie in ein Garn, um mir einen reichen Schwiegerſohn zu erwerben. Aber ich will es beweiſen, daß ich mich nähren kann und nähren werde künftig, wie jetzt, von meiner Hände Arbeit.“ — Als Berthold dieſe troſtreichen Worte vernahm, da zog er von ſeinem Finger den Ring, den er einſt Apollonia zu geben durch die Schrecken und Wonnen des ſtürmiſchen Geſchicks verhindert worden. „Es iſt ein bedeutungsvoller Ring, den ich Euch biete,“ ſagte er, „nur der ſollte ich ihn verehren, der ich mich auf ewig verbinden wollte und Ihr erbt ihn von der, die ihn nie empfing, die mir früher entriſſen wurde, ehe ſie meine Liebe kannte, der ich jahrelang vergeblich nachgeſeufzt und die ich in Euch wieder liebe und die mir nach dreißigjähriger treuer Hoffnung ſie zu finden, bei Eurem Anblicke in einem Augenblicke verſchwunden iſt.“ — „Bin ich es werth,“ fragte Anna mit niedergeſchlagenen Augen, „ſo lange gehegte Neigung zu verdrängen?“ — „Wer kann Unſchätzbares meſſen,“

ſagte Berthold, „giebt's in dieſer ſeligen Fülle meines Herzens eine Kränkung, ſo iſt es nur ein inniges Bedauern, daß ich ſo lange einer andern denken konnte; nimm den Ring Anna." — Sie nahm den Ring und ſteckte ihn an ihre Hand, während ſie ſchmeichelnd einen Ring der Mutter vom Finger zog und ihn Berthold überreichte. — Berthold wollte den Ring küſſen, als ſeine Augen darauf verweilten, er mit einer Hand ſeine Stirne deckte, als ob er ſich an etwas erinnert fühle, während er ihn mit der andern dem Fenſter näherte. Endlich ſprach er, als ob es ihm dämmerte: „Ihn trug die Mutter, ſie gab ihn Apollonien, o ſprecht, wie kam dies werthe Andenken an Euch?" — Jetzt konnte ſich Fingerling nicht länger halten, er drängte ſich vor und ſprach in ſeiner lebhaften Beweglichkeit: „Warum wolltet Ihr mich nicht hören, ich wollte es Euch zuflüſtern, als Ihr eintratet, es iſt gewiß ſeltſam, daß Ihr ſie nicht erkannt habt, ich brachte es doch gleich heraus, wie ſich Menſchen in dreißig Jahren verändern; groß war Apollonia, aber wie iſt ſie ſo ſtark geworden, das kommt von der Arbeit, ſo nahe war ſie uns und wir ſchrieben an alle Handelsfreunde vergebens." — Berthold ſah jetzt Frau Zähringer tief in die Augen und ſprach: „Verzeihet mir, ich kann dem guten Manne diesmal nicht glauben, daß Ihr meine Apollonia geweſen." — Frau Zähringer wiſchte eine

leichte Thräne aus den Augen und ſprach: „Der alte Name, ſo lange nicht gehört, wieder einmal von geliebten Lippen ausgeſprochen, führt mir die ganze Reihe verlorner Hoffnungen und Wünſche zurück. Seid glücklich mit meiner Anna und habt Ihr mich je geliebt, nun iſt nichts verloren. Was macht die grimme Zeit aus dem Menſchen, kaum kann ich mich in die alten Tage zurückdenken. Ich habe Euch wohl nicht ſo geliebt, wie Ihr mich, und wie Ihr es verdient hättet, — Anna iſt mehr zärtlich und nachdenklich als ich, ich verliere mich bei jeder Thätigkeit; ich dachte nicht in der Unglücksnacht, daß ich Euch entriſſen werden könnte, und doch habe ich mich hier vermählt, als der Vater ſtarb; — ich hatte Euch keine Treue geſchworen und ich war hier einſam und verlaſſen.“

Berthold unterdrückte mit einem Kuſſe jede Entſchuldigung, er glaubte ſie jetzt in jedem Zuge, in ihrer Stimme wieder zu gewinnen, er fand ſich mit dem Geſchick des ganzen Hauſes jetzt ſo mannigfaltig verflochten, daß die Freude der Verlobung von der Neugierde, wie es der Mutter ergangen, unterbrochen wurde, im Hintergrunde regte ſich das Gefühl, ob er ihr nicht Treue ſchuldig ſei, ob ſie ſeinem Alter nicht angemeſſener ſei, als die Tochter, er fühlte ſich zu beiden gezogen, aber den Widerſpruch, der darin lag, fühlte er eigentlich noch nicht. Frau Zähringer

machte ihn nun zum Vertrauten ihrer unglücklichen Geſchichte.

Ihr Vater hatte das kleine Haus, das ſie noch bewohnte, unter anderm Namen zum Zufluchtsort gekauft, Kleider und Namen wurden geändert, ſo entkamen ſie aller Nachforſchung, aber nicht der ſteten Angſt, verrathen zu werden. Alle Anſchläge des Vaters, im Handel ſein Glück zu begründen, wurden durch die Nichtswürdigkeit eines Vertrauten umgeſtoßen, der ihm das bei ihm niedergelegte Geld nicht unter ſeinem jetzigen Namen ausliefern wollte. Sein Stolz mußte ſich herablaſſen, er nährte ſich mit Schreibereien, während Apollonia alles zu nutzen wußte, was ſie bei den Nonnen in Weberei und andrer wirthſchaftlichen Arbeit gelernt hatte. Der Vater ſank immer tiefer, denn er übergab ſein quälendes Bewußtſein der Zerſtreuung im Trunk und vernachläſſigte ſeine Arbeit. Der trunkne Müſſiggang führte ihn in das Haus einer bösartigen Wittwe, die ihn an ſich zog, um Apollonien in ihre Gewalt zu bekommen und ſie einem ſcheinheiligen Sünder zu verkaufen. Die Angſt in dieſem Verhältniſſe, Apollonia von Arbeit erſchöpft, vom Vater mißhandelt, von der Nachbarin mit Lug und Liſt gedrängt, hatten alle höhere Wünſche ihres Herzens unterdrückt, ſie betete nur, ehrlich durch die Welt zu kommen. Und der Himmel gewährte ihr dieſen Wunſch durch einen Landsknecht, der vor dem

Hauſe bettelte, als eben der trunkene Vater mit Schelten heimkehrte. Sie klagte vor ſich, wie ſie mit dem Vater fertig werden wolle, der Landsknecht bot ihr ſeine Hand, er wolle ihr ſchon Ruhe ſchaffen, er wiſſe etwas gegen die Trunkenheit, ſie möchte ihn nur ins Haus aufnehmen. Sie nahm ihn auf wie einen himmliſchen Boten, er ſetzte ſich zum Vater und ſchüttete ihm etwas in den Wein, den jener noch mit ſich brachte, um ja nicht ein Fünklein Bewußtſein übrig zu behalten. Als er das heruntertrank, machte er ein grimmig Geſicht und mochte keinen Tropfen mehr trinken. So wußte auch der Landsknecht jener Frau, die den Vater in ihrer Gewalt hielt, etwas anzuheften, daß der Vater großen Überdruß gegen ſie empfand. Nachdem er durch ſeine Künſte das Haus gereinigt hatte, vermählte ſich ihm Apollonia, aber nie gab ſie ihm den Ring, den ſie einſt Berthold beſtimmt hatte. Der Landsknecht, Zähringer war ſein Name, nährte ſich und die Frau von vielen kunſtreichen Heilmitteln für's Vieh, auch vom Ratten- und Mäuſegift, das er für Geld legte, andre Übel wußte er zu beſprechen. Der Vater half ihm dabei, ſtarb aber, noch ehe Anna geboren, nicht ohne Verdacht, die Ratten um Gift betrogen zu haben; ihn quälte ein ſteter Lebensüberdruß, ſeit ihm der Wein verleidet worden, ein Durſt und eine Begierde, die er nicht befriedigen konnte. Apollonia machte dem Manne Vor-

würſe, daß er ihren Vater umgebracht habe mit ſeinen teufliſchen Mitteln, ſie drohte ihn anzugeben, wenn er nicht von der ſchwarzen Kunſt ablaſſe. Er ſchwieg und ging aus dem Hauſe und ließ ſich ſeitdem nicht wieder ſehen. Sie hatte Anna bald darauf geboren, ſie durch ihrer Hände Arbeit auferzogen, bis ſie geſchickt genug wurde, ihr helfen zu können. Sie ſchloß mit der Verſicherung, indem ſie Berthold weinend umarmte, daß es ihr vielleicht unmöglich geworden wäre, ihrer Neigung zu ihm zu entſagen, nun der Zufall ihn ihr ſo unerwartet zurückgeführt habe, ja unmöglich wäre es ihr geworden, ihre Neigung dem Wunſche ihrer Tochter und ſeiner Liebe zu ihr aufzuopfern, wenn nicht die Ungewißheit, ob ihr Mann noch lebe, ihr jede Verbindung unterſage, und darum müſſe ſie die Wege des Himmels preiſen, die ihr bis dahin ſo unverſtändlich geweſen. — Mit inniger Beklemmung hörte Berthold dieſes offene Bekenntniß ihrer Neigung, er fühlte auch für ſie ein zärtliches Nachgefühl ſeiner Jugendſehnſucht, aber er liebte mehr jenes Bild, das er ſo lange in ſeinen Gedanken getragen, das ihm viel lebendiger in der Tochter, als in der Mutter ſelbſt wieder begegnete. Die Tochter hingegen zeigte eine ſeltſame Eiferſucht gegen die Mutter, ſie ſtellte ſich zwiſchen beide und ſprach kleinlaut, daß ſie zurücktreten müſſe, weil die Mutter ein älteres Recht zum voraus habe. Die Mutter achtete dieſe

Ziererei ihrer Tochter nicht, ſondern gab ihr einen Backenſtreich, daß ſie ſich in die Angelegenheiten ihrer Mutter miſche, und legte die Hände Berthold's und Annen's zuſammen, nahm den beſcheidnen Fingerling zum Zeugen und öffnete das Fenſter, daß der Himmel ihren Segen über beide höre, wenn ſie einander lieb und getreu blieben und ihren Fluch über den, der den andern böslich verlaſſe; wenn ſie noch lebe, wolle ſie dem ihr Gürtelmeſſer ins Herz ſtoßen. — Die Frauen trugen nämlich zu jener Zeit ein Küchenmeſſer neben der Geldtaſche am Gürtel und ſie ſprachen gern davon, wie die Männer von ihren Degen. Die beiden Glücklichen hörten nur den Segen, ſie glaubten nie des Fluchs zu bedürfen, der Himmel war noch abendklar und ſie vergaßen in ſeliger Beſchaulichkeit, daß ihnen noch ein großes Feſt bevorſtand.

Bald aber erinnerte ſie daran der Gruß eines ſtarken Mannes, der ſich mit einer Kiſte dem Hauſe nahte und Anna einen guten Abend bot. „Das iſt Meiſter Kugler, der reiche Schlächter,“ ſagte ſie ärgerlich zu Berthold, „der freit um mich ſchon ſeit einem Jahre und ich kann ihn nicht los werden, nun will er uns noch den ſchönen Abend verderben.“ — „Bei Verlobungen und Hochzeiten kommen immer überläſtige Gäſte,“ ſagte die Mutter, „aber das befehle ich Dir, ſei nicht hart gegen ihn, Niemand meint

es beſſer, wie der; wäre Berthold nicht zwiſchen gekommen, Du hätteſt ihn doch heirathen müſſen.“ Nun trat der Meiſter hinkend ein und erzählte, daß er ein ſchönes Kleid bringe und ſich Annen's Geſellſchaft zum Ball erbitte. — Die Mutter aber dankte ihm freundlich, drückte ihm die Hand, indem ſie ihm verſicherte, ihre Tochter habe ſchon einen Begleiter, dieſer Begleiter ſei Berthold, ein alter Freund von ihr und jetzt der Tochter Verlobter. Kugler ſtarrte Berthold an, der ſtarke Mann mußte ſich halten, ſo überraſchte ihn die Nachricht, endlich faßte er ſich und ſprach: „Herr Berthold, Ihr ſeid zu meinem Ärger auf die Welt gekommen, erſt ſtecht Ihr mich heute aus dem Sattel und jetzt bei dem Mädchen aus. Beim heiligen Kriſtophel, wenn ich Euch ſo anſehe, ich kann's nicht glauben, daß ich Euch unterliegen mußte, wovon ich noch am linken Fuße hinke, der Fuß thut mir ſehr weh. Nun ſagen auch die Leute, Ihr wäret des Kaiſers Liebling und aller heidniſchen Sprachen Meiſter. Da ſagt mir beim heiligen Kriſtophel, was wollt Ihr mit der großen Dirne noch dazu, die laßt mir. Ihr kriegt überall eine vornehmere und reichere, die in Gelehrſamkeit erzogen iſt, ich aber kann keine andre brauchen, als ſo eine, die ein halbes Rind aufheben und an den Haken hängen kann, wenn ich gerade nicht im Scharrn bin, auch muß ſie den Lehrburſchen eins verreichen können, wenn

ſie die Wurſt nicht fein hacken.“ — „Lieber Meiſter,“ antwortete Berthold, „unſer Ännchen kann mehr als das, wollt Ihr nur ein ſtarkes großes Mädchen, ich ſchaffe Euch in Weiblingen ein Dutzend zur Auswahl.“ — „Darauf gebt mir die Hand,“ antwortete Kugler, „und ſo will ich mir Annen aus dem Kopf ſchlagen, aber das Kleid kann ſie wohl von mir noch annehmen.“ — „Das ziehe ich an,“ ſagte die Mutter, um ihn zu verſöhnen, „denn für die Tochter hat Berthold ſchon geſorgt, Ihr führt mich und bildet Euch ein, ich ſei Eure Braut.“ — „Ei Mutter,“ ſprach er, „mache einen rechten Ernſt daraus, ich bin Dir auch recht gut und in der Wirthſchaft biſt Du noch brauchbarer als Anna, ich werde gar zu ſehr betrogen, wenn ich länger allein wirthſchafte.“ — „Nun das hat Zeit,“ ſagte die Mutter Apollonia, „wollen uns darüber noch ein zehn Jahre bedenken, aber zum Tanz gehen wir mit einander, laßt uns nur das Zimmer frei, damit wir uns dazu ankleiden können.

Berthold führte den heirathsluſtigen Meiſter in die Laube vor der Hausthüre, überſah ſo die Straße und ſprach, um von dem unbequemen Verhältniſſe des Mannes zu Annen abzukommen: „Es iſt doch eine herrliche Sache um den Eifer für's gemeine Wohl, der in Reichsbürgern liegt, auch in den Vergnügungen zeigt es ſich, ſie lieben das Öffentliche und Ge-

meinſame und ſetzen darin ihre Ehre, während die Bürger andrer Städte ihre Feſte lieber im engen Hauſe unter wenigen Verwandten feiern und keinen Kreuzer für öffentliche Luſtbarkeiten zuſammenſteuern mögen. Und wie ſie zur Luſt nicht gemeinſam geſellt ſind, ſo trifft auch jedes Unglück den Einzelnen vernichtend, denn jeder fängt mit ſeiner Dummheit zu leben an und muß auch damit auskommen. Ja ich ſage Euch, bis in Kleinigkeiten macht ſich eine freie Stadt kenntlich, ſchon in den herrlichen Glocken tönt's entgegen aus der Ferne, da darf keine geſprungene ſcharren, dann kommen viele zierliche Gärten und auch im ärmſten iſt noch etwas für den Anblick gethan, die Zäune verziert und angeſtrichen, die Stadtmauern und Thore ſind aber vor allem gut erhalten und aus den reinlichen Häuſern ſtrecken ſich überall die Gewerbszeichen wie Siegesfahnen heraus und die Wirthe ſtehen ruhig und feſt in den Thüren, ſie wiſſen, daß ſie mit zu regieren haben. Sehe ich nun die vielfachen Waaren in den Läden, ſo erkennt ſich gleich die allgemeine Verbindung unter den Städten, der keine Entfernung zu weit iſt, das Nützliche und Künſtliche gegen gemeine Landeserzeugniſſe einzutauſchen. Im Einheimiſchen iſt alles kunſtreicher, das Brod weißer, die Semmel in allerlei lockenden Geſtalten, die Braten kunſtreich in der Haut gekerbt, daß Hirſche und Haſen drüber zu laufen ſcheinen." — „Es giebt nur ein

Augsburg," rief Kugler, „wir Augsburger haben den Schelm im Nacken, ich ſage Euch, zwölftauſend Ochſen ſchlachten wir jährlich und darunter ſind rechte Kerls. Auf unſerm Kornhauſe bewahren wir hundert und einjährigen Roggen, habe ſelbſt davon kürzlich ein Probebrod gegeſſen, es iſt etwas ſchwärzer, aber ſehr nahrhaft; wir haben einen Tanzſaal erbaut, da können dreihundert Paare ſchleifen, wir haben einen Knopf auf die Hauptkirche geſetzt, der wiegt dreihundert und neun Pfund. Das Sprichwort ſagt: Nürnberger Hand geht durch alle Land, aber nichts geht über Augsburger Geld, das gilt in der neuen Welt. Übrigens wird es mit dem Gelde bald aus ſein," fuhr er bedenklich fort, „die reichen Geſchlechter kaufen ſich außerhalb Güter, wie kleine Königreiche, die Alten bleiben nun wohl unter uns, aber die Jungen ſind ſchon mehr in Cadix, Liſſabon und Antwerpen, als bei uns zu Hauſe, und hätten unſre Zünfte nicht ſeit dem Aufruhr im Jahre 1368 die Hälfte der Rathsſtellen zu beſetzen, ſo würden wir vielleicht künftig von den Landgütern der reichen Geſchlechter, wie Ihr von Stuttgart aus befehligt. Mit dem heimlichen Gerichte hätten ſie uns gern untergezwungen, aber wir haben die heimlichen Boten mehrmals ſo wacker durchgebläut, daß ſie nicht mehr wagen, ſich unſerm Weichbilde zu nahen. Hört, lieber Berthold, Ihr müßt Euer Wappen in mein Geſellenbuch malen, Ihr ſprecht ſo

vernünftig, daß ich Euch recht achte und ehre.“ — „Recht gern,“ antwortete Berthold, „aber ich habe kein Wort geſagt, nur wollte ich Euch bemerklich machen, daß die heimlichen Gerichte eine Freiheit und keine Laſt, Hohe und Niedere durch gleiches unabwendbares Geſetz richten ſollten. Dazu bedurfte es des Geheimniſſes, damit ſich keiner dem entziehen konnte, es wurde gefürchtet und hat doch nicht halb ſo viel Blut vergoſſen, als die Halsgerichte jeder Stadt und jedes Fürſten.“ — „Ich kann es doch nicht leiden,“ ſagte Kugler, „was ich für ehrlich halten ſoll, das muß öffentlich getrieben werden, ſchon in den Zünften ſind mir zu viele Geheimniſſe, ich will alles klar und deutlich.“

Inzwiſchen waren Mutter und Tochter mit ihrem Anzuge fertig geworden und traten mit einer Laterne heraus, um den Weg nach dem Tanzſaale einzuſchlagen. Die Mutter erregte diesmal die meiſte Verwunderung, beſonders bei Kugler, der ſie nie recht anzuſehen verſtanden hatte, oder weil der ſchöne Anzug überhaupt dem Nachſommer, wegen des kalten Windes, der noch immer drein weht, nützlicher iſt, genug ſie ſchien in der Pracht ganz verjüngt, ihre Farbe in der ungewohnten Bewegung lebhaft, ihre Augen glänzten, ſie hätte eher für eine ältere Schweſter, als für die Mutter gelten können; ihr Anſtand war vortrefflich und mit dem Kleide ſchien ſie auch die angewöhnte

Härte und Rohheit des Ausdrucks abgelegt zu haben. Dem guten Fingerling wurde das beſcheidne Loos zugeworfen, ein Wächter des Hauſes in dieſer Nacht zu ſein. Er fühlte ſich dabei ſehr zufrieden, da er ſich heimlich auf einen ſchnellen Ritt nach Weiblingen vorbereitete und ausruhte, der alten Mutter dieſe Verlobung ſo gut wie möglich beizubringen, denn er machte es gern allen recht, denen er ſich verpflichtet hielt.

Unter großem Drang, den nur Kugler's mächtige Geſtalt durchbrechen konnte, kamen ſie in den herrlich beleuchteten Tanzſaal, der ſchon von dem Glanze der Reichen wie ein wogendes Meer blickte, während die Pfeifer und Trommelſchläger durch Bäſſe und Poſaunen verſtärkt, mit den Geigen und Trompeten auf den verſchiedenen Bühnen wetteiferten, ſich trennten und wieder verbanden. Als aber der Kaiſer (an ſeiner Seite Matheus Lang, der Biſchof von Gurk) eintrat, da verbreitete eine Stille allgemeine Ordnung. Die Geſellſchaft ging paarweis geordnet an dem Kaiſer vorüber und er reichte jeder Frau oder Jungfrau eine duftende Blume aus den Körben, welche ſeine Edelknaben hertrugen. Anna erhielt von ihm eine Roſenknospe und die Mutter eine ſtark aufgeblühete Roſe. Beide wunderten ſich über die frühzeitige Menge aller Blumen, es waren aber künſtliche Blumen aus Drath und Seide, denen durch wohlrie-

chende Öle der natürliche Geruch verliehen war. Kunz von Roſen eröffnete dann den großen Reihentanz, indem er mit einem Degen viele künſtliche Fechterſprünge machte, um einen freien Raum im Saale zu gewinnen, dabei ſang er:

Platz, Platz uns jungen Geſellen,
Wir wollen zum Tanze uns ſtellen,
Wer reicht mir den Kranz,
Ich führe den Tanz.
Ich bin ein Geſchlechter,
Ein ſtattlicher Fechter,
Ich kann Euch beſchützen
Mit Meſſern und Witzen,
Will einer Euch kränken,
Ich will's ihm nicht ſchenken.
Kann ſchweben und ſchwanken
Mit Herz und Gedanken,
Kann treten und ſpringen,
Wie Pfeifen erklingen,
Kann drehen und wenden
Mit drückenden Händen,
Mit klopfendem Herzen,
Mit jauchzenden Scherzen;
Es folgen mir alle
Mit freudigem Schalle,
Schnell ſpielen die Geigen
Den freudigen Reigen,
Es ſchwanken die Dielen
Je höher ſie ſpielen,
Es ſtäubet das Haus,
Da geht es zum Schmaus,
Da geht es zum Wein:
Nun Liebchen ſchenk ein!

„Das nenn ich ein Kränzelſingen,“ rief der begeiſterte Kugler und trabte ſcharf wie ein Gaul, wegen ſeines hinkenden Beines. Berthold erſchrak über ſein teufliſches Trampen, aber viele andere machten es nicht beſſer, der gute Kaiſer mochte wohl darüber ſo lachen, er konnte ſich gar nicht beruhigen ſetzte ſogar des Biſchofs große Brillengläſer auf, um dieſe halsbrechende Arbeit recht genau zu betrachten. Als endlich die Männer von Schweiß gebadet, als ob ſie Holz geſägt hätten, ihre Schritte hemmten, ließ der Kaiſer den reichen Rathsherrn Stutzer zu ſich kommen, von dem nachher alle windige Burſche den Namen behalten haben, und machte den Wunſch ihm bekannt, von den jungen Frauen und Mädchen unter ſich einen Reihentanz aufführen zu ſehen. Die Frauen traten zuſammen, Stutzer berichtete, der Vortrag wurde überlegt, wer war nun alt? Bald hätten ſich die Frauen darüber verfeindet, aber Kunz ſprang hinein, holte die Schönſten paarweis heraus und ſagte: „Wer ſchön iſt jung?“ Es mochte wohl für Frau Zähringer zeugen, daß ſie mit der Tochter zuſammen in den Tanzkreis geführt wurde. Nun erfuhr man erſt, was es heiße, zierlich zu tanzen, nie hatte ein Augsburger ſolche Kunſt in den Frauen geahnt, was der Kaiſer beim erſten Blick aufgefaßt hatte. Die trabenden, tropfenden Männer ſtanden rings, wie verzuckt, denn die lebendigſte, mannigfal-

tigſte aller Künſte, der Mittelpunkt aller, die lebendige Malerei, Bildnerei, in der nach dem Sinne der Freude und Leidenſchaft wechſelnde Muſikbewegung ſich geſtaltet, die hochherrliche Tanzkunſt war ihnen in dieſer freudigen Nacht aufgegangen, keinem aber ſo ſchön, wie unſerm Berthold, denn ſeine Anna übertraf alle in der Sicherheit ſchöner Bewegung! So ſchön und kräftig war keine gewachſen, das zeigte ſich erſt hier durch die Anmuth ihrer Bewegung, wie die Schönheit eines Bildes durch richtige Beleuchtung. Kaum wagte er mehr aufzublicken, ſo viel Lob erhielt ſie überall, er betete in ſich, daß ſie keinen dieſer Verehrer liebenswürdiger, als ihn, finden möchte, zugleich beſeufzte er die vielen Jahre, die er unter den Büchern, ohne Anſchauung aller lebenden Herrlichkeit hatte zubringen müſſen. Dem Blute Anton's dankte er dieſe Verwandlung, er wollte es gerne nicht vergeſſen und doch mochte er nicht gerne daran denken, es war ihm, als ob jener dadurch auch ein Recht an ſeine Braut gewinne, das er Niemand gönnte. Sonſt war er nicht eiferſüchtig, vielmehr freute er ſich über den Rathmann Stutzer, der gegen die ſchöne Anna ſo viele artige Dienerlein machte, daß es wie ein Kinderſpiel ausſah. Dieſer Stutzer war ein ſeltſamer Geſell, er ſtellte ſich viel ſchlimmer an, als er war und hätte gern aller Welt Liebeshändel einzubilden gewünſcht, die er weder haben mochte, noch hätte beſtreiten

kön-

können. Er ſprach bald Frau Zähringer in's Ohr, bald Anna und dann ſprach er wieder halb laut vor ſich, wenn er von ihnen fern, und verwünſchte das Mädchen, es habe ihm ein Liebes angethan, und es könne doch nichts daraus werden, da er ſchon zu viel Liebſchaften habe. Darum machte er Annen aus der Ferne ein ganz ſaures Geſicht, als ob er in ein Eſſigfaß gerochen und ſchwänzelte dann wieder freundlich zu ihr, weil eben ein Andrer mit ihr ſprechen wollte.

Dem allen ſah Berthold mit einem Gefühle der vollkommenſten Sicherheit zu und ging unbekümmert in einem Geſpräche mit Kunz, der ſich durch Treitsſauerwein mit ihm hatte bekannt machen laſſen, durch die Nebenzimmer umher. Er war verwundert über den ſeltſamen Mann, der neben ſeinen Poſſen den tiefſten Ernſt in ſich zu beherbergen vermochte. Unter den gelehrten Geſprächen über die griechiſche Literatur hatte ihn Kunz unbemerkt durch alle Zimmer des Hauſes bis unter den Haufen geführt, der vor dem Hauſe unter manchem rohen Geſpäß dem Feſte zuzuſehen ſtrebte, aber immer wieder von kaiſerlichen Hartſchierern und Trabanten zurückgeworfen wurde. Verwundert fragte endlich Berthold, wohin er ihn führe und ob er ihn auch anführen wolle? — „Nein," ſagte Kunz, „aber ich habe mit Euch etwas vor, es iſt mit Treitsſauerwein verabredet, ich

konnte es beſſer ausführen, weil Niemand hinter meinen ſeltſamen Gängen und Sprüngen etwas Ernſthaftes ſucht. Die Stimme unſres Volks, die Stimme Gottes, Luther iſt hier, der Kardinal kann ihn nicht mit Wortſtreit, nicht mit Drohungen dahin bringen, ſeine Sätze zurück zu nehmen, er will ihn jetzt mit heimlicher Gewalt vernichten; ihn lebend oder todt nach Rom zu bringen, hat er Befehl, und bei dem vielen armen und fremden Geſindel könnte ihm dies wohl gelingen. Luther muß fort, aber ſo unbemerkt, daß es morgen noch Niemand weiß, daß keiner den Kaiſer als Mitgehülfen ſeiner Flucht denken kann. Niemand wird Euch dieſe Kühnheit zutrauen, Euch habe ich auserſehen, dieſe ſchnelle Flucht möglich zu machen, da Ihr vor dem Thore wohnt und ein Pferd beſitzt. Entſcheidet Euch ſchnell, ob Ihr wollt, denn dort an dem erleuchteten Fenſter wohnt Luther, wartet auf Euch; ſei Euch der heutige Dank im Turniere ein Vorzeichen, daß der Himmel Euch zu etwas Großem ermuthigen wollte." — Berthold ſchlug in die dargebotne Hand des Kunz und antwortete: „Es ſei, habe mich gleich an dem kühnen Mönch erfreut, obgleich nicht viel bei der Sache herauskommen wird, es wäre doch ſchade, wenn er in wälſche Schlingen, wie der Savonarola einginge und ſie ihm ein Feuer unter den Füßen anzündeten." — „Warum nicht viel herauskommen?" fragte Kunz verwundert. — „Ein-

mal," antwortete Berthold, „weil er nicht durchdringen kann gegen die Menge, welche ihren Vortheil in der Gelderpreſſung ſucht und dann, weil es kein größeres Übel iſt, Geld zur Abſtrafung von Gewiſſenspflichten zu geben, unter dem Namen Ablaß, wie für Verletzung bürgerlicher Pflichten. Was hilft's, den Ablaß abzuſchaffen, wenn die Fürſten und Städte zum Beſten der Reichen alle Strafen mit Geld abkaufen laſſen? Da das Bekenntniß und die Zahlung des Gelds freiwillig iſt, ſo ſind ſie als Zeichen der Reue recht gut, denn das Landvolk beſonders möchte lieber zehn Jahr im Sack und in der Aſche büßen, als einen Kreuzer Bußgeld dafür ausgeben, und Thränen, die geben ſie gar leichtſinnig aus." — „Aber das Geld geht nach Rom und kehrt nicht wieder nach Deutſchland," ſagte Kunz, „und die ſchrecklichen Lehren der Ablaßkrämer verderben die Menſchen." — „Die Lehren ſind ſchon längſt bei uns verlacht," ſagte Berthold, „unſre Leute ſind darüber hinaus, was aber die Geldverſchleppung nach Rom betrifft, freilich, es wäre beſſer Kaiſer und Reich duldeten ſie nicht, ſtatt daß jetzt ein armer Mönch dies für ſie durchfechten muß. Das Ablaßgeld könnten wir gut brauchen zur Führung der ſchweren Reichskriege, die wir mit unſern Sünden wohl verſchuldet haben." — „Freilich," ſagte Kunz, „es iſt verkehrte Zeit, das Volk weiß mehr von Gottes Wort, als die Geiſtlichen, und ein Mönch

muß für einen mächtigen Kaiſer und ſeine Fürſten das Wort führen!"

Unter dieſen Geſprächen waren ſie in Luther's Zimmer getreten, der von einer ernſten Unterredung mit zweien Männern, die mit ihm das Zimmer durchſchritten, abbrach und ſich zu den Eintretenden wandte. „Dies iſt Staupitz, der Generalvicar des Ordens, unter welchem Luther ſteht, jenes der edle Langemantel, Luther's Beſchützer," ſagte Kunz, „und daß der in der Mitte Luther iſt, ſteht ihm wohl an die Stirn geſchrieben." — Staupitz bat noch einmal Luthern, er möchte nachgeben, die Zeit ſei nicht reif zur beſſern Einſicht, aber Luther antwortete ihm, er kenne ſich und ſeine Schüler und ſein Werk ſtehe nicht mehr in ſeiner Macht und ſeinem Willen. Dann ging er wieder zu einem Schreibpult und ließ die andern inzwiſchen mit Kunz und Berthold das Nöthige zur Flucht verabreden; er ließ ſich gern in den Vorſichten ſeines äußeren Lebens von Freunden rathen.

Kunz wurde weggeſandt, um Frau Zähringer und ihre Tochter zu benachrichtigen, daß Berthold zu einem Geſchäfte abgerufen, er könne ſie nicht heimführen. Kunz ließ noch Mantel und Kappe für Luther zurück. Berthold hörte in einem nahen Zimmer Lautenſpiel, und Staupitz ſagte, es ſei Kurfürſt Friedrich bei dem Bilde ſeiner geliebten Fürſtin

Amalia von Schwarzburg, einer gebornen Mansfelder Gräfin, zu deren Garten ihn der Hirſch mit goldnem Geweihe geführt hätte. Staupitz öffnete leiſe die Thür, ſie ſahen das hellerleuchtete Bild einer weinenden Frau in einem Luſtgarten, die einen Hirſch mit goldnem Geweihe ſtreichelt, der Kurfürſt war von ihnen abgewandt. Staupitz ſchloß leiſe die Thür und ſagte: „So fand er ſie vor dreißig Jahren. Ihr würdet ſie jetzt ſchwerlich wieder erkennen, aber er liebt ſie noch immer in gleicher Verzweiflung, denn mit ſtrengem Ernſt hat ſie ihn während dieſer Jahre zu kühnen Zügen bis Jeruſalem geſendet, aber ſeine Wünſche nie erfüllt, wenn er ihre Aufträge vollbracht hatte; ſie glaubt mit ihrer Tugend die Herrſchaft über ihn zu verlieren, ſo ſtirbt er keuſch und kinderlos. Unſern Luther ſchützt ſie, Luther kann ſicher ſein, ſo lange ihr Wille dauert. Sie hatte den ſeltſamen Traum in der Nacht vor dem Tage, als Luther die Theſes gegen den Ablaß an das Thor der Schloßkirche zu Wittenberg ſchlug, ein Menſch ſtoße mit ſeiner Feder dem Papſt die dreifache Krone vom Haupte und zwar mit einer Feder, die von Wittenberg bis Rom reichte, ſie fuhr nach Wittenberg und als ſie Luther ſah, von dem Jedermann in den Tagen ſprach, da verſicherte ſie, er ſei es geweſen. Es ließe ſich viel von der ſeltenen Frau ſagen, die immer in andrer Welt zu leben ſcheint, als andre Men-

ſchen, und doch auf dieſe ſo unerbittlich wirkt. Sie hat geſtern geſchrieben, der Kaiſer werde ſchwach, der Kaiſer werde ſterben, wir ſollten für Luther's Sicherheit ſorgen." — „Amen," ſagte jetzt Luther und legte die Feder nieder, „hier iſt mein letztes Wort an den Kardinal und nun ſtehe ich in Gottes Hand, bin fertig und bereit, wohin ihr mich ſenden wollt." Langemantel reichte ihm Kunzens Mantel und Kappe und Luther lächelte des ſeltſamen Staats, wußte ihn kaum anzulegen, dann aber erſchien er darin allen bunten Lappen zum Trotz, gleich einem Herrſcher mit kühnem Blick. Wie ein Gebirge Ströme nach Oſten und Weſten ſendet, ſo vereinigte der Mann ein Entgegengeſetztes, was ſonſt nirgend gefunden wird: Demuth und Stolz, Bewußtſein ſeiner Bahn und Hingebung an andrer Rath, helle Verſtändigkeit und blinden Glauben, noch war das Volk nicht reif, ſich ſolch einem Manne nachzubilden, aber ſeine Gegner lernten bald ſo viel von ihm, wie ſeine Anhänger.

Staupitz und Langemantel nahmen mit Ernſt und Rührung von ihm Abſchied. Berthold führte Luther herunter. Als Berthold die laute Freude des Feſtes hörte, ſtieg ihm wohl ein ſchwerer Seufzer auf, ob er nicht das nahe Glück ſeines Lebens an eine Angelegenheit ſetze, die dem ganzen Deutſchland nur ihm nicht wichtig ſcheine, aber er ſtärkte ſich gleich mit ſeinem ritterlich gegebenen Wort. Die Gaſſen

wurden ſtiller, die Brunnen geſchwätziger und der ſcharfe Morgenwind trieb ſeinen Muthwillen mit den Schlafkammerfenſtern, ſie waren jetzt am Thor, das in dieſer Nacht wegen des Feſtes geöffnet blieb, ſie ſchritten ohne Aufenthalt hindurch über die Brücke, da hörten ſie mit Theilnahme des Wächters Lied:

So mancher liegt in Nöthen
Und liegt in Liebchens Arm,
Er liegt ſo ſtill und warm,
Der Bruder will ihn tödten,
Er träumt vom goldnen Ringe,
Sieht nicht die blanke Klinge,
Die um das Haupt ihm ſchwirrt.

So mancher flieht in Sorgen
Und ſteht in Gottes Hand,
Der ihm den hellen Morgen
Zu ſeinem Troſt geſandt,
Er denkt nur ſeiner Feinde,
Und kennt nicht ſeine Freunde,
Die Klugheit ihn verwirrt.

„Bei Gott, das iſt Kunzens Stimme,“ ſagte Berthold. — „So fand mein Herz in dem Narren Troſt!“ antwortete Luther. Als ſie in die angelehnte Thüre des kleinen Hauſes der Frau Zähringer traten, fand ſich Luther, der vorangegangen, von zwei freundlichen Armen umfangen. Luther ſprach: „Kein lieberes Ding auf Erden, als Frauenliebe, wenn ſie zu Theil mag werden!“ — Da fuhr Anna vor der fremden Stimme erſchrocken zurück

und Berthold trat zu ihr, freute ſich, daß ſie ſchon heimgekommen, erklärte ihr den Irrthum, ſagte aber, daß er dieſem tapfern geiſtlichen Herrn den Gruß auf die Reiſe wohl gönne, zugleich ſtellte er Anna als Braut vor, und bat um Luther's Segen zur Verlobung — Luther ſprach: „So thut, wie Euer Herz begehrt, was Ihr in Eurem Herzen geleſen habt. Frühes Aufſtehen und Freien ſoll Niemand gereuen. Das Weib wird ſelig durch Kinder gebären, wenn ſie bleiben im Glauben und in der Liebe und in der Zucht. Der Mann arbeitet ſich froh durch die Welt, wenn ein frommes Weib den Schweiß von ſeiner Stirne trocknet, er wirft ſeine Sorge auf Gott, thut recht, ſcheuet Niemand, und freut ſich an der Welt, wie auf den Himmel. Amen, es geſchehe!" — Anna dankte unter Thränen, ſie blieb mit Luther allein, während Berthold ſein Pferd ſattelte. „Und Ihr dürft nicht heirathen?" ſagte ſie mitleidig, „und wißt doch den Eheſtand zu rühmen." „Freilich," ſagte er, „iſt es gegen des Papſtes Gebot, was die heilige Schrift gebietet: Es ſoll ein Biſchof unſträflich ſein, eines Weibes Mann!" — Nun kam Berthold mit dem Roſſe vor die Thüre, Luther grüßte freundlich und trat hinaus. — „Euch fehlen ein Paar Stiefel," ſagte Berthold, „gern gäbe ich Euch die meinen, aber ich ſehe, ſie ſind Euch zu enge." — „Mein Vater und Großvater," antwortete Luther,

„waren arme Bauern, haben oft ohne Strümpfe und Schuhe ihre Roſſe zur Schwemme geritten und ſo mußte ich auch thun, als ein kleiner Knabe. Und naß ſoll das Roß werden, als ging es in die Schwemme, acht Meilen muß ich zurücklegen, ehe ich ſicheres Geleit finde. Habt Dank und lebt wohl, ich ſende Euch das Roß mit meinem Dank beladen durch ſichere Hand zurück."

Es wurde helle, als er forttrabte, und Berthold ging nicht ungeküßt auf ſein Zimmer an's Giebelfenſter, um ihm in die Ferne nachzuſehen. Anna blieb noch vor der Thüre, ſie wollte den neuen Tag in ihre Freude hineinziehen. Ein luſtiger Wind ſpielte in den Blumenkelchen der beiden kleinen Gärten vor dem Hauſe und Anna ſang, indem ſie ein wenig da aufräumte, was in den beiden Tagen vergeſſen war:

Goldne Wiegen ſchwingen
Und die Mücken ſingen,
Blumen ſind die Wiegen,
Kindlein drinnen liegen,
Auf und nieder geht der Wind,
Geht ſich warm und geht gelind.

Wie viel Kinder wiegen?
Wie viel ſoll ich kriegen?
Eins und zwei und dreie
Und ich zähl' auf's neue,
Auf und nieder geht der Wind,
Und ich weine, wie ein Kind!

Fünfte Geſchichte.

Die Roſe.

Berthold mochte noch keine Stunde vom ſüßen Schlaf umfangen geweſen ſein, als ihn ein Lärmen erweckte, es kamen kleine Steine an ſein Fenſter geflogen und er fürchtete für die Scheiben. Er ſprang eilig auf und hoffte Annen vor dem Fenſter zu erblicken. Diesmal irrte er, es war Fingerling, der zu Pferde und reiſefertig ihm berichtete, er eile nach Weiblingen, mit der Mutter alles zu beſprechen und auszugleichen, am Abend habe er ſich deswegen gleich ſchlafen gelegt, als Anna zurückgekehrt, zugleich ſagte er ihm, wo er die Briefe wegen der Handelsgeſchäfte aufbewahrt habe. Berthold dankte ihm ſchlaftrunken für alle ſeine Liebe, hieß die Mutter ſchön grüßen und wollte ſich wieder in's Bett legen, als ihm der Befehl des Kaiſers einfiel, nach Göggingen zu gehen, wo er ihn ſprechen wollte. Gleich bereitete er ſich unter ſtetem Dehnen und Gähnen, denn der vorige Tag hatte ihn übermüdet, öffnete leiſe die Thür, ſtieg herab, ging zur unverſchloſſenen Hausthüre hinaus und ſah beim zufälligen Umblicken die liebe Anna

durch das Fenſter in ihrem Bette liegen. Er ſchlich ſich in das Zimmer. Hätte ſie die Augen geöffnet, kein Kaiſer hätte ihn von ihr fortgezogen, denn ſchon jetzt war er ſchier entſchloſſen, die kaiſerlichen Aufträge zu vergeſſen. Aber ſie ſchlief ruhig und feſt und er hing ihr, ohne daß ſie es bemerkte, ein kleines ſilbernes Kettchen über, das er lange getragen, um einen Strauß zu bezahlen, den er vom Bette nahm und der ihm eigentlich wohl gegönnt und beſtimmt war.

So erfriſcht durch Anblick und Duft trat er ſeinen Weg freudiger an, erkundigte ſich und fand die Straße, fand auch bald Herrn Treitsſauerwein, der ihm bedeutſam vertraute, er ſchreibe an einem Werke, die Thaten und Geſchicke ſeines Herrn Maximilian zuſammenzuſtellen. Nun verſicherte er, daß Maximilian während ſeiner ganzen Regierung auf ſo wunderbare Art in den bedeutendſten Augenblicken der Unternehmung gehemmt worden ſei, daß er dieſe unendliche Reihe von Zufälligkeiten endlich nur aus einer ſehr durchdachten Gegenkraft erklären könne, welche vielleicht jetzt kalt ihr Daſein öffentlich gegen ihn, oder gegen ſeinen Stamm kund thun würde, da ſie in ihren Verbindungen ſo allgemein und dringend geworden ſei. Es gehe ſchon lange die Sage von Sprößlingen der Hohenſtaufen, die in einem unzugänglichen Schloſſe der Zeit warteten, den Kaiſerthron zu erſtreiten. Dem Kaiſer ſei ſelbſt einmal, als er ſich auf

der Gemſenjagd verirrt und verſtiegen hatte, ein Schloß erſchienen und in den Wolken verſchwunden, das gleichſam aus durchſichtigem Glaſe erbaut zu ſein geſchienen und eine Krone in die Wolken geſtreckt habe. Begierig ſtaunte er das Wunderbild an, ſuchte ſich ihm zu nähern, aber bald umzog ihn die Wolke immer dichter. Dennoch verfolgte er nach ſeiner Meinung die rechte Richtung, als aber der Wind die Wolken zerſtreute, fand er ſich in einer noch öderen Gegend wieder, wo er nichts von dem Schloſſe wahrnehmen konnte, aber auch keinen Weg, um herab zu kommen, denn da, wo er hinauf geſtiegen war in der Trübheit der Wolken, da war in der Klarheit kein Herabſteigen möglich. Er hatte ſonſt die Welt in ſeinem Reichsapfel ſpielend in Händen getragen, jetzt trug ihn die Welt ſpielend in ihrer luftigen Hand und ſchien zu zweifeln, ob ſie ihn dem eignen Schwindel, oder dem Sturmwinde, oder den wilden Vögeln überlaſſen ſollte, deren Neſtern er zu nahe getreten war. Er ließ ſich auf die Kniee nieder, um ſich im Gebet zu verſtecken, wie der Strauß, vom Jäger übereilt, den Kopf unterm Flügel birgt. Da rührte eine Hand an ſeine Schulter, Gottes Allgegenwart ſchien ihn ſichtlich zu ergreifen, er blickte mit Scheu um und ſah einen heiter lächelnden, blonden Lockenkopf, den er für einen Engel hielt. Aber körperlich feſt ergriff der Knabe ſeine Hand und führte ihn mit Anſtrengung

zu einem ſchwierigen, doch gefahrloſen, ſehr verborgenen Seitenwege, wo weiter keine Gefahr voraus zu ſehen war. Hier blieb der Knabe und gebot ihm auf demſelben, ohne ſich aufzuhalten, bis zum Sonnenuntergang fortzugehen, nie wieder zu kehren in dieſe Gegend und Niemand von ſeiner Rettung etwas zu ſagen; ſo lieb ihm ſein Leben, „denn," ſagte er, „ich war geſchickt, Dich herabzuſtoßen, aber Dein mildes Antlitz machte mich ungehorſam und ich rettete Dein Leben und wage jetzt das meine, wenn ich nicht Dein Schwert mitbringe, das mir als Wahrzeichen zu bringen geboten." — Milde reichte der Kaiſer dem Knaben das Schwert, und ſagte ihm, es ſei das Schwert Karl's des Großen, zugleich bat er ihn um Aufſchluß über die Geſchichte des Schloſſes und der Menſchen, die es bewohnten. Aber leichtfüßig, ohne Antwort, war ſchon der Knabe mit dem Schwerte entſchwunden, der Kaiſer traf nach mehreren Tagen auf Bergbewohner, die ihn zu den Seinen führten. Er ſchwieg wirklich, ſagte, daß er ſein Schwert beim Klettern verloren habe und ließ heimlich ein gleiches machen. Erſt nach mehreren Jahren hat er mich jetzt, wo er ſich am Rande ſeines Lebens fühlt, ins Vertrauen gezogen, nachdem ihm auf andern Wegen die Sage von Abkömmlingen der Hohenſtaufen beſtätiget worden iſt; er fürchtet für ſeinen Sohn und für die großen Entwürfe ſeines Lebens. Er wünſcht von Euch

Nachforſchung über die geheimen Führer des Bauernaufruhrs, der im Jahre 1514 um Weiblingen bei Beutelspach ſcheinbar wegen Maaß und Gewicht ausbrach, eigentlich aber wohl von der Brüderſchaft des armen Konrad, worunter Konradin von Schwaben gemeint, angeſtiftet worden ſei. — Berthold lächelte und meinte: „Ich bin zwar hinfällig in dieſer Zeit geweſen, daß ich nur das Nothwendigſte zur Sicherheit unſerer Stadt anordnen konnte, aber ſo viel ich damals gehört, ſo hat dieſer Konrad nichts mit Konradin zu thun, es war ein Bauernſcherz, ſie wußten ſich keinen Rath, wer ſie führen ſollte, da keiner gern ſeinen Hals daran ſetzen mochte, darum nannten ſie ihren unſichtbaren Führer Keinrath, daraus wurde in ihrer Ausſprache Konrad. Die Sage bildet gern etwas Zweideutiges in der Geſchichte, ſo wurde auch dieſer Name, wie die Orakel der Alten, zweifach ausgelegt.“ — Treitsſauerwein antwortete: „Das Nächſte täuſcht am leichteſten, denn aus Gewohnheit kommen wir darauf, nichts Ungewohntes darin zu vermuthen; glaubt mir, am armen Konrad war der Ernſt früher, als der Scherz, der ihm zum Deckmantel dienen ſollte.“ — Sie hatten ſich unterdeſſen dem Kaiſer genähert, der, mit der Armbruſt hinter einem Dornbuſche verſteckt, ihnen Stille zuwinkte, weil ſeine Hunde ihm einen Haſen eben ſchußrecht herantrieben. Inzwiſchen hatten ſie beide doch ſchon dem

Haſen zur Warnung gedient, er ſprang ſeitwärts, der Kaiſer nahm ohne Zorn den Bolzen von der Armbruſt, rief die Hunde und ſchickte ſie mit den Jägern zurück. Der Kaiſer ſprach: „Nicht wahr, mein lieber Bürgermeiſter, es ſteht eigen mit der Welt, wenn ſie einen Jäger zum Kaiſer hat!“ — „Gnädiger Kaiſer,“ antwortete Berthold, „ich habe eben vernommen, wie die Gemſenjagd Euch einſt auf ſo ſeltſame Entdeckung gebracht, demnach möchte auch dieſe Neigung wohl zu Eurem Beſten Euch eingepflanzt ſein.“ — „Zu meiner Geſundheit wenigſtens,“ ſagte Maximilian, „wohl that unſer Freund Gelegenheit etwas für uns, aber unſer Feind Ungelegenheit machte alle Nachforſchungen darüber bisher vergeblich. Wir nahmen's damals nicht ernſt genug, wir merken erſt jetzt an manchem Widerſtande der Kurfürſten, daß ſie mehr von der Sache wiſſen, als wir bei aller offenen Macht und heimlichen Kundſchaft. Wir haben Euch erwählt, lieber Bürgermeiſter, weil Ihr uns durch Marx und Kunz empfohlen ſeid, und keiner auf Euch räth, uns Aufſchluß in der Sache zu verſchaffen.“ — Berthold erklärte ſich bereit, aus allen Kräften mitzuwirken und es ging ihm ängſtlich im Kopfe herum, ob er nicht dem Kaiſer ſagen ſolle, was er durch Martin von dem Schloſſe gehört und wie er ſelbſt zu dieſem Geheimniſſe gehören möchte; aber Martin's Tod ſchwebte ihm vor, er

ſchwieg. — Der Kaiſer fuhr nun fort: „Aber Berthold, wenn nun der Papſt in dem Bunde mitwirkte, ſeit Ihr in der Gewalt eines Beichtvaters, oder ſeid Ihr darüber hinaus?“ — „Die Geiſtlichkeit,“ antwortete Berthold, „hat überall zuviel Ärgerniß gegeben, als daß die Leute ſich ihnen auf Gnade oder Ungnade ergeben; was gut thut zu ſagen, das wird bei uns gebeichtet, vieles aber verſtehen die geiſtlichen Herren nicht und es iſt ihnen auch mehr um das Beichtgeld, als um die Geheimniſſe zu thun.“ — „Das Geld,“ ſagte der Kaiſer, „iſt das Blut des Staats und wie der edle Held Perzifal ſo tiefſinnig wurde beim Anblicke dreier Blutstropfen im Schnee, ſo wird mir oft beim Anblick eines Kreuzers recht nachdenklich, wie viel Kunſt, Thaten, Glück und Weisheit durch ſolch ein Stücklein gefördert und gelähmt werden können! Wohin hätten wir unſre Fähnlein geführt, wenn es nicht an Gelde gefehlt hätte. Darum laſſe ich auch nicht den Luther verderben, der das deutſche Geld von Rom abſchneiden will und danke Euch, daß Ihr ihm förderlich geweſen ſeid, von hier fortzukommen. Doch ſeht, wir ſind unbemerkt von einem Umgange umgeben, alſo kürzlich geſagt, mein lieber Bürgermeiſter, es iſt mir ſowohl um meine Feinde die Hohenſtaufen zu thun, als auch um meinen Freund, den Knaben, der jetzt ſchon ein wackrer Jüngling ſein mag, ich meine jenen, der mir das Leben ret-

rettete, ich möchte ihm lohnen; ſucht mir von einem oder dem andern Kunde zu ſchaffen, ich werde Euch danken. Der Umgang zog ſingend an ihnen vorbei und endete das Geſpräch, der Kaiſer, Berthold und Treitsſauerwein ſchloſſen ſich an und zogen zur großen Freude der Bauern mit ihnen nach St. Leonhard in die Kirche; die Bauern meinten, ein ſo herrlicher Umgang ſei nicht gehalten worden, ſeit Gögingen ſtehe.

Während der Meßandacht wurde Berthold geſtört, indem ein neben ihm Knieender, auf den er noch nicht geblickt, ihm in den Finger biß. Ärgerlich ſah er hin und ſtaunte, es war eine Jungfrau, es war Anna, gleich war ſein Zorn verſchwunden und er fragte heimlich, was ſie hergeführt. Sie ſagte ihm, daß ſie ihm Nothwendiges zu erzählen habe. Zum Glück beteten und ſeufzten die Bauern umher ſo laut, daß ſie ihm leiſe flüſternd alles erzählen konnte, wie es ergangen. Die Mutter hatte am Morgen das Pferd, den Herrn und auch Fingerling in großer Verwunderung vermißt, da weder Fingerling noch Berthold ihr Vorhaben deutlich gemacht hatten. Da Berthold ſie ſo unerwartet auf dem Ballhauſe verlaſſen hatte, ſo ſchwankte ſie zwiſchen der Vermuthung, Berthold reue ſeine Verlobung, oder er ſei davon durch einen hohen Herrn abgehalten, vielleicht durch den Kaiſer ſelbſt, dem noch ein Ruf von

Zärtlichkeit, trotz ſeinem Alter, nachzog. Ihr war geſtern durch Kunz beſtellt worden, ein höherer Auftrag habe ihn entfernt und er könne ſie nicht heimführen. In dieſem Zweifel wendete ſich erſt ihre Härte gegen Anna, die gar nicht begreifen konnte, was ihr fehlte. Sie erfuhr erſt dieſe Sorgen der Mutter durch Kugler, der mit einem Braten als Geſchenk ſich eingeſtellt hatte, dem ſie ſich heimlich vertraute, und der Annen ſagte, er reite fort, um in Weiblingen Nachfrage zu halten, ob Berthold etwa auch, wie Fingerling dahin zurückgekehrt ſei, doch müſſe die Mutter und ſie ſich gleich entſchließen, inzwiſchen ſeiner Wirthſchaft und ſeinem Fleiſchſcharrn vorzuſtehen. Dort hatte Anna durch einen Kunden zufällig gehört, er ſei mit dem Kaiſer auf der Straße nach Göggingen im Geſpräche geſehen worden, ſie hatte ſich unter einem Vorwande fortgeſchlichen, mit ihm zu ſprechen, und von ihm Wahrheit zu hören, denn ſie konnte nicht läugnen, daß ſeine Kette, die ſie am Morgen gefunden, ihr wie ein ſchweigendes Abſchiedszeichen erſchienen wäre. Berthold beruhigte ſie, aber ihre Thränen floſſen nun um ſo häufiger, da ſie ihrer Sorge befreit war, und die ehrlichen Bauern meinten, es ſei Andacht und Buße. Kaum war die Meſſe geendet, ſo ſchlich ſich Berthold mit Annen fort, ſo ſchnell, daß weder Kaiſer, noch Geheimſchreiber ſeinen Weg bemerkten. Aber noch einen

Aufenthalt mußten ſie überſtehen, der Weg führte ſie an Stutzer's Gartenhauſe vorbei, der eben beſchäftigt war, Pfefferſäcke in ein Vorrathshaus packen zu laſſen und dabei ſehr emſig die einzelnen ausfallenden Körner auflas, aber die Vorübergehenden nicht weniger feſt hielt, ihnen die Pracht ſeines Landhauſes zu zeigen. Dem kleinſtädtiſchen Bürgermeiſter glaubte er die Augen damit auszuleuchten und Annen für immer unglücklich zu machen, wenn ſie nicht ein Gleiches bei Berthold fände. Ein Italiener hatte ihm dies Landhaus nach ganz neuer Art erbaut, die Faſſungen der Fenſter waren gemalt wie Marmor, alte Götterbilder bedeckten die Flächen im bunten Gemiſch mit Heiligen. Berthold erklärte ſich ohne Umſchweife gegen den maleriſchen Schein, um fehlende Bauwerke zu erſetzen: „Die Schönheit eines Baues," ſagte er, „liegt wie die Schönheit des menſchlichen Antlitzes nicht allein in der Berechnung gewiſſer Verhältniſſe, ſondern in dem Ausdruck innerer Vortrefflichkeit; die Dauerhaftigkeit und Bequemlichkeit der innern Einrichtung mag ſich auch gern äußerlich kennbar machen; die innere Wölbung, die Balkenlage will ſich auch äußerlich zeigen. Hier iſt alles das gemalt, von einer Seite erſcheint es herrlich, von der andern wird die Nichtigkeit um ſo deutlicher und eine glatte Wand ohne Architektur gäbe wenigſtens keinen Ärger." Der gute Stutzer hörte nicht auf die Rede, er ſah nur

verdrießlich höhniſch ihn an und ſagte: „Lieber Herr, entſchlagt Euch ſolchen Gedanken, das hat Pilati aus Florenz gebaut und gemalt.“ — „Das macht ihm wenig Ehre,“ ſagte Berthold, „da kann ich Euch von unſerm Meiſter Fiſcher manches Beſſere zeigen in meinen Zimmern.“ — Stutzer wurde innerlich ſo böſe über den ſtolzen Kleinſtädter, führte ihn aber doch in's Haus, deſſen weiter Flur von Marmorſäulen mit corinthiſchem Hauptſchmuck glänzte, Faunen und Silenen trugen die Treppe, welche mit einer Weinlaube überzogen war, an der durch die Wärme hinter den geſchloſſenen Fenſtern der Wein ſchon blühte. — „Prächtig,“ ſagte Berthold, „aber ich wundre mich, wie Ihr hier beſtehen könnt.“ — „Warum?“ fragte Stutzer. — „Einmal,“ meinte Berthold, „könnt Ihr keine ehrliche, deutſche Frau hier einführen, es iſt ja eben ſo gut, als ob Ihr ſie in das öffentliche Männerbad gebracht hättet, und dann, wie gefallt Ihr Euch als Herr im Hauſe, da Ihr doch nur winzig und dürr ſeid, wenn ſo wohlgenährtes Göttervolk, wie Hunde auf der Treppe vor Eurer Thüre harren muß. Ich ginge in Eurer Stelle unter die türkiſchen Enten und wälſchen Hähne, die in Eurem Garten ſo gemächlich wandeln und picken, ſtatt Euch ſo übermäßig vornehm bedienen zu laſſen.“ — Der eitle, kleine Kerl wußte nichts zu antworten, denn ſo war ihm noch keiner gekommen, aber die

Rede hatte die gute Folge, daß er die beiden nicht länger zwang, ſeine Pracht zu beſchauen, mit ſeiner Zudringlichkeit gegen Anna hatte er die kleine Züchtigung verdient.

Als ſie zum kleinen Hauſe der Frau Zähringer kamen, waren beide etwas ermüdet, beſonders Berthold und Anna fürchtete, weil es ſchon ſpät, den Zorn der Mutter wegen ihres Ausbleibens. In ſolchen Betrachtungen ſetzten ſie ſich ein wenig in's Gras des Gartens hinter dem Hauſe, die Sonne ſchien betäubend warm, die Blumen dufteten mit ihren betäubenden Kräften und beide nickten neben einander ein; der Geiſt möchte immer Wunder thun, immer thätig ſein, aber der Körper haßt die Wunder und gleicht den einzelnen Menſchen mit dem ganzen Geſchlechte aus, indem er ihn mit Schlaf oder Krankheit beſchwichtigt.

Was Frau Zähringer an dieſem Tage ausſtand, nun auch die Tochter ausblieb und Kugler's Wirthſchaft ganz auf ihr laſtete, iſt ſchwer zu ſagen, insbeſondere als Boten des Kaiſers, Treitsſauerwein's, des Kurfürſten Friedrich kamen und nach Berthold fragten, als ob ſie ihrer recht ſpotten wollten. Endlich kam der Abend, der ſie den Geſchäften entließ, aber um ſo tiefer in den einſamen Gram ihres Hauſes verſenkte, bis auch dieſen der Schlaf ablöſte.

Die Sterne glänzten ſchon ſcharf auf dem blauen Grunde, als Anna erwachte und durch ihre Bewegung den glücklichen Träumer Berthold mit erweckte. Kaum konnten ſie es begreifen, daß es natürlich im Wandel der Zeit jetzt Nacht geworden ſei; ſie machten ſich bittre Vorwürfe wegen der Mutter und dachten nach, wie ſie dem ausweichen könnten, auch ſcheute ſich Anna vor böſem Ruf, wenn eines der Nachbarn ſie mit Berthold im Graſe liegen geſehen. Nach vergeblichem Berathen entſchloſſen ſich beide, jedes in ſein Zimmer zu gehen und zu thun, als ob nicht geſchlafen und nichts verſäumt ſei; der Morgen werde ihnen der Unruhe ohnehin genug bringen. Anna öffnete die Hausthür mit einem Kunſtſtücke. „Das lernte ich, wenn ich für unſre Kuh auf Graſung ſpät ausblieb,“ ſagte ſie; dann drückte ſie Berthold ſanft an ſich und drückte ihn von ſich, als ſeine Zärtlichkeit ſie zu verrathen ſchien, und ging in das Zimmer der Mutter, wo ſie angekleidet in das große Bett ſchlüpfte, das ſie ſeit dem Davonlaufen des Vaters mit ihr theilte. Die Mutter erwachte nicht, dies erlauſchte Berthold, dann ging er leiſe die Treppe hinauf in ſeine Giebelſtube. Ihm war ſo heiß, er riß das Fenſter auf, öffnete den Wamms und fand eine Roſe, die ihm Anna unbemerkt hinein geſchoben hatte; er konnte das ſtille Lager im grünen Grasgarten erkennen, das Gras war

eingeknickt und erhob ſich jetzt, die Worte hüpften ihm im Munde und er ſang mit geſchloſſenen Augen in wehmuthsvoller Freude zu den ſeligen Sternen, die ihm im Herzen aufgegangen waren:

Ein Stern der Lieb' im Himmelslauf
Die offne Bruſt ſanft athmend kühlt,
Der Frühling heiß im Herzen ſpielt,
Da blüht die erſte Roſe auf;
Du biſt der Stern, Dir unbewußt,
Dein Athem kühlet meine Bruſt,
Du biſt der Frühling, der mich wärmt,
Der in des Herzens Blumen ſchwärmt,
So kühlſt Du außen, wärmſt da innen,
Die Glut verſchließt Dein keuſch Beſinnen.

Gern that ſich Luſt in Bitten kund,
So lebenswarm wie Herzensblut,
Da ſchloß die Roſe mir den Mund
Und thut mir duftend hier ſo gut,
Ich ſchwimme in dem Liebesduft
Unendlich ſcheint das Blau der Luft;
Die Augen füllt ein ſüßer Drang,
O Liebesthau, in Thränen Dank,
Daß keuſche Sterne dürfen ſcheinen,
Und nur zerdrücktes Gras beweinen.

Sechſte Geſchichte.

Der Mahlſchatz.

Frau Zähringer erwachte, als die liebe Anna eben eingeſchlafen war; ſie ſah die Tochter neben ſich, als ſie eben über ihre Abweſenheit nachdenken wollte und die Begebenheiten des vorigen Tages gewannen das Anſehen eines Traums. Sie ſtand auf und ſchlich nach dem Zimmer Berthold's herauf, blickte durch das Schlüſſelloch und ſah, daß er auch ruhig in ſeinem Bette liege. Da ſchien es ihr Gewißheit, daß ſie ſich nur mit einem böſen Traume geplagt habe. Sie ging herunter und ſchämte ſich, weckte die Tochter, die auch keine Luſt hatte, von der Geſchichte anzufangen, ſo wenig wie Berthold, der auch zum Frühſtück gerufen wurde. Die Leute Kugler's weckten ſie aus dieſer guten Meinung, ſie verlangten von ihr Rath und nun entwickelte ſich das Geheimniß. — Berthold erfuhr jetzt erſt, daß Kugler ihn in Weiblingen ſuche, er fürchtete, daß ſeine Mutter erſchrecken möchte und behauptete, daß er nur durch ein eiliges Nachreiſen das Ungewitter zerſtreuen könne. Frau Zähringer gab ihm Recht, und Anna wußte nichts

dagegen zu erinnern, doch äußerte ſie die Meinung, daß ſie ihn gern begleiten möchte. Berthold faßte das auf und ſuchte der Mutter und Tochter zu beweiſen, daß ſie nichts in Augsburg hielte, Kugler's Wirthſchaft würde deſſen Schweſter gern führen, die eigne Wirthſchaft ſei ſchnell geordnet, die Mutter kenne Weiblingen und ſelbſt wenn ſie in ſeinem Hauſe nicht zu wohnen Luſt hätte, ſo ſei doch eben ſo leicht ein eignes Haus für ſie zu finden. In Apollonien ſprach eine alte Liebe zu dem Orte für den Vorſchlag, aber ſie ließ ſich noch erſt recht lange bitten, bis Berthold ihre Einwilligung erzwang. Es wurde ein Fuhrmann aus der Nachbarſchaft gemiethet, mit großer Haſt alle Kleider, Betten und Leinenzeug eingepackt, ſo daß alles Übrige im Hauſe durch fremde Leute konnte beſorgt werden, wenn ſie etwa gar nicht wieder an den Ort ihrer Plage und Arbeit zurückkehren wollten. Die Geſchäftigkeit unterdrückte Gefühl und Betrachtung; nach einer Stunde, als alles eingepackt, alles beſorgt war, als die Pferde ſchon vor dem Wagen ungeduldig die Erde ſtampften, da fühlte erſt Frau Zähringer, daß die Zeit im Unglück, wie im Glück den Menſchen an den Boden feſſelt, ſie konnte nur unter heftigen Thränen die armſelige Hütte verlaſſen. Berthold hatte manches Geſchäft abgemacht in aller Eile, Herrn Marx und Kunz ſich empfohlen, er freute ſich recht der Ruhe auf dem

Wagen an Annen's Seite, ein Tag der Reiſe macht vertraulicher, als ein Monat andrer Umgang, er freute ſich, für Mutter und Tochter allerlei Beſorgungen übernehmen zu können. Das Stoßen des Wagens ſetzte manche Erzählung in Umlauf. Berthold ſuchte Apollonia mit allem bekannt zu machen, was ſich inzwiſchen in Wirtemberg verändert habe, wie der Graf Eberhard, der Bärtige, vom Kaiſer zum Herzog gemacht ſei und wie jetzt Herzog Ulrich gar ſeltſam regiere. Frau Apollonia erzählte, daß ſie ihn in früheren Jahren einmal zu Augsburg geſehen, er ſei ein bauchiger, dickköpfiger Herr geweſen, der ſich zuweilen aus Hochmuth alles Blut in's Geſicht geblaſen und gedrängt habe, wie ein wälſcher Hahn. — „Er war ſchon in die Acht erklärt," fuhr Berthold fort, „aber der Kardinal Lang machte ſeine Verſöhnung mit dem Kaiſer und jetzt wirthſchaftet er noch raſender mit ſeinen Räthen, welche nach der Bedingung dieſer Verſöhnung während ſechs Jahren die Landesverwaltung führen ſollten; ein Paar hat er ſchon unter nichtigem Vorwande foltern laſſen und einen im Kohlenfeuer faſt gebraten."

„Gott ſtehe uns bei," ſagte Apollonia. — „Wir können ruhig leben," antwortete Berthold, „aller Zorn des Herrn iſt perſönlich, es leiden nur die von ihm, die er kennt, die Räthe und Herren vom Hofe, ſeine Frau und Kinder." — „Iſt nicht ſeine Frau,

die edle Sabina von Baiern, mit der er ſo prunkvoll Hochzeit gehalten, ihm entflohen?“ fragte Frau Apollonia. — „Freilich,“ antwortete Berthold, „wie konnte ſie länger das qualvolle Leben ertragen, allen Weibern ihres Gefolges ſtellte er nach. Die ſchrecklichſte Geſchichte war wohl, als er der Frau des Hans von Hutten nachtrachtete, die ihm aber als eine ehrliche Frau widerſtand. Das kränkte ihn, er ſtellte ſich eiferſüchtig wegen eines Ringes, den Hutten von ſeiner Herzogin erhalten hatte, um ihn ſeiner Frau für ihre Standhaftigkeit einzuhändigen, er beſchied Hutten in den Beblinger Wald, gebot ihm um Leib und Leben ſich zu wehren und durchſtach ihn, ehe er noch ſein Schwert gezogen hatte. Dann hing er ihn an eine Eiche mit dem Gürtel und machte als Freigraf das Zeichen des heimlichen Gerichts zum Schutz ſeines ſinnloſen Frevels über den Todten.“ — Die Geſchichte veranlaßte ein langes Geſpräch über die Eiferſucht, in welchem es ſich äußerte, daß die Mutter wohl einige Eiferſucht gegen die Tochter, die Tochter aber noch viel mehr gegen die Mutter hege und jeden Händedruck, jeden Kuß Berthold’s mißgönne. Berthold aber nahm dieſe Äußerungen wie einen Scherz auf, er war zu beſcheiden, ſich ſo heftige Einwirkung auf die Gemüther zuzuſchreiben, zu unbekannt mit ſich ſelbſt, um zu fühlen, daß dieſe Eiferſucht Annen’s wohl einen Grund in ihm haben

könnte, denn je mehr er Apollonien ſprach, je mehr Erinnerungen der frühen Jahre erwachten in ihnen beiden.

Übrigens war es eine ſchwere Sache, dem Meiſter Kugler nachzureiſen, um die Sorge, die ſeine Anfrage in Weiblingen verbreiten konnte, durch die Gegenwart des Vermißten zu zerſtreuen. Kugler war des Reitens beim Einkauf des Viehs ſehr gewöhnt, in ſeinem Treiben lag immer etwas Raſtloſes und danach hatte er auch ſeinen Schecken ausgeſucht, der nicht eher vom ſcharfen Trabe abſetzte, bis der Herr ihn hielt. Fingerling war bequemer, ſein Pferd geringer und ſo kam's, daß ihm Kugler vorbeigeritten, ohne daß einer vom andern etwas gemerkt hätte, da Fingerling ſein Pferd in einen Wirthsſtall gezogen und ſelbſt einem Mittagsſchlummer auf der Ofenbank ſich ergeben hatte. Er gewann einen ſolchen Vorſprung, daß Fingerling ihn ſelbſt dann nicht erreichte, als Kugler einen Handel über ein Paar Lämmer mit einem Bauer abſchloß, die Lämmer über den Sattel band und nun doch etwas langſamer ſeinen Weg fortſetzte. Als er in Weiblingen angekommen, kümmerte er ſich wenig um ein Wirthshaus, ſondern ließ ſich nach dem Hauſe des Bürgermeiſters weiſen, wo er wie ein Würgengel mit den Lämmern trabend eintrit. Die alte Frau Hildegard trat auf den Lärmen an die Stiege, fragte ihn, was

er wolle und horchte auf ſeine Antwort ſehr aufmerkſam, konnte aber nicht klug daraus werden, ſo wenig war der Mann zur klaren Erzählung geeignet. Bald fragte er nach Berthold, ob ihm ein Unglück geſchehen, bald ſchimpfte er auf ihn, daß er entwichen ſei, bald machte er ihr als Mutter Vorwürfe, daß ſie ihn nicht beſſer gezogen habe, dabei bä'ten die Lämmer und Kugler's Hund zeigte den neugierigen Haushunden knurrend die Zähne. Nachdem dieſe Unverſtändlichkeit etwas gewährt hatte, ſo glaubte Frau Hildegard ihrem Hausrecht nicht wenig zu vergeben, wenn ſie ſich von einem Fremden ſo etwas bieten laſſen, ſie fing alſo an, auf Meiſter Kugler's Pferd zu ſchimpfen, das ihr den eben gekehrten Thorweg verunreinige, auch auf den Hund, der einen ihrer Lieblinge zu zauſen Anſtalt machte, zuletzt auf den Meiſter, der kein vernünftig Wort rede. Meiſter Kugler ſchonte auch nicht, weil er ſich im Recht glaubte, ſchon liefen die Leute aus der Schreibſtube mit Knütteln herbei, als ein gellendes Jagdhorn durch die Unterhaltung ſchmetterte. Es war Fingerling, der ſich dieſen Spaß ausgeſonnen hatte, um jeden Widerſpruch der Alten mit ſeinem Jubel über das Geſchehene zurückzuweiſen und gleichſam die Sache mit Gloria zu verkündigen. Der Lärmen ſchwieg und Fingerling ſtieg mit ſeligem Antlitze von ſeinem Roſſe, als ob er eine Taſche voll Roſinen trüge, verkündete mit

ſehr abgemeſſener Sprache, vielleicht wohl gar in Reimen, den Turnierruhm, des Kaiſers Gnade, die Verlobung Berthold's. Frau Hildegard ſchlug beide Hände zuſammen, ſie meinte den Alten wahnwitzig. Aber noch toller war's, als jene beiden in Streit geriethen, als Kugler von dem Berthold als von einem verlornen Manne ſprach, der auch wohl ein Ausreißer ſein dürfte. Fingerling behandelte ihn als einen eiferſüchtigen Thoren, der dem ein Bein ſtellen wolle, der ihm aus beiden Satteln gehoben, und das kränkte Kugler. Die Schreiberherren halfen dem ſchwächer geſtimmten Fingerling durch ihr begleitendes Chor, die Dienſtmägde, die Arbeiter, drohten in ihrer Art, ſchon biſſen die Hunde auf Kugler's Hund los und alles ſchien über Kugler herfallen zu wollen, als Berthold, deſſen Wagenrollen Niemand bei dem Schreien beachtet hatte, mit ſeinen beiden Reiſegenoſſen mitten unter ihnen ſtand. Kugler wollte ihm gleich zu Leibe gehen, da ſah er die beiden Begleiterinnen und erſtarrte in Verlegenheit. Die Mutter wollte Berthold umarmen, da trat ſie ſcheu zurück vor den beiden Frauen, die er ihr zuführte, alles war verlegen oder verwundert, nur nicht Fingerling, der aus ſeinem Jagdhorne die ſüßeſten Töne herausdrückte, welche auch das Beißen der Hunde in der Art trennten, daß dieſe mit allen heulenden Tönen ihre muſikaliſche Beiſtimmung gaben.

Alles zog ſich während dieſer Kunſtgewalt in's Feierliche, Berthold küßte Frau Hildegard die Hand, auch Anna folgte ſeinem Beiſpiele, die Mutter begrüßte ſie förmlich, worauf Frau Hildegard alle Zuſammengehörigen in ihr Zimmer nöthigte. Da geſchah in Ordnung die Auseinanderſetzung, bei welcher Frau Hildegard ſich nicht enthalten konnte, ſo einige Worte von Verführung junger Leute zu ſprechen, und wie ſie zwar die Verheirathung des jungen Menſchen immer gewünſcht, aber ſich doch jetzt nicht der Thränen erwehren könne, nun ſie ſo unerwartet, ohne ihre Vermittelung erfolge, daß ſie nun nicht mehr über ſeine Geſundheit im Schlafe wachen könne, nicht mehr ihr Bette neben das ſeine ſtellen dürfe. Ihr Argwohn gegen die fremden Frauen, die ſie für Abenteurerinnen hielt, welche den Sohn künſtlich beſchwatzt hätten, verwandelte ſich bald in Theilnahme und Rührung, als ihr Apollonia im Verlauf der Erzählung näher bekannt ward, von der ſie ſonſt wie von einem Mädchen geſprochen hatte, zu der ihr Sohn nie aufblicken dürfe, und die nun nach ſo vielen ausgeſtandenen Leiden ihren ehemaligen Freund der Tochter abtreten müſſe. Ihrem Gefühle nach ſollten es ſich alle noch überlegen, ſie meine, der Sohn müſſe Apollonien heirathen, das ſei er ihr ſchuldig, mit ihr komme auch ſein Alter überein. Der Vorſchlag kränkte Annen und Frau Hildegard hatte

Mühe, ſie zu tröſten, als ſie ihr verſicherte, daß ſie auf den Vorſchlag gar nicht beſtehe. Der ehrliche Kugler fühlte ſich bei der ganzen Sache am überflüſſigſten, dachte deswegen auf eine Artigkeit, ſich beliebt zu machen und brachte die beiden Lämmer zum Geſchenk, die ſchön weißgewaſchen, wie ſie waren, der Frau Hildegard ſo wohl gefielen, daß ſie dieſelben aufzuziehen beſchloß. — „Wo mag damals in der Schreckensnacht mein Lamm geblieben ſein?" fragte Appollonia. — „Von dieſem Lamm ſtammt eine Heerde," ſagte Berthold, „die ſich jährlich auf dem Hofe vor der Stadt vermehrt und die feinſte Wolle im ganzen Lande trägt. Lernt mich in meiner Treue gegen Thiere kennen, auf jenen Bäumen brüten jährlich und werden von mir gefüttert die Abkömmlinge der Elſter, welche mir dieſe Bauſtelle zeigte. Das gab Veranlaſſung, die Fremden umher zu führen, ihnen die Zimmer zu zeigen, die ihnen beſtimmt wären. — So endete der Tag und Frau Hildegard freute ſich, dem Sohne im Bette wieder wie ſonſt die Hand reichen zu können und in dieſem Gefühle gelobte ſie zur glücklichen Vermählung deſſelben, die Mutter Maria mit dem heiligen Kinde, die am Hauſe nur ſchlecht gemalt, vom Regen ausgelöſcht war, wieder auffriſchen zu laſſen. Der gute Sohn ſann aber inzwiſchen darauf, wie er ſeiner Mutter eine ſtete Geſellſchaft laſſen könnte und berechnete ſich,

wie

wie viel Dank er dem alten Fingerling ſchuldig ſei und wie dieſer auch ſo einſam lebe. Da trug er ihr vor, ob ſie ſich nicht mit dem guten Manne vermählen wolle, im Grunde wären ſie doch in Hinſicht aller Wirthſchaftsangelegenheiten längſt mit einander verbunden; habe ſie wegen ihres Schwindels ſich ſonſt ſchon gegen ihren Willen vermählt, warum wolle ſie jetzt nicht ihrem Alter und ihrer Bequemlichkeit dieſelbe Gefälligkeit erweiſen. Die Mutter wies das zwar von ſich, ſie ſei ſchon neunzig Jahre, aber der Sohn meinte dennoch durchzudringen, weil ſie von ihrer Seite den Plan machte, Apollonien mit Meiſter Kugler zu verheirathen, wenn ihr entlaufener Mann für verſchollen erklärt wäre, ſo daß ein Tag ſie alle in gehörige Verbindungen verſetzen könne. Der Menſch denkt und Gott lenkt.

Am Morgen wurde Anna ſehr erſchreckt, ſie konnte ſich nicht gleich erinnern, wo ſie erwache, das Zimmer erſchien in der Moegenhelle anders, als Abends in der Lampenerleuchtung. Sie rief die Mutter, aber dieſe hatte ſchon Zimmer und Bett verlaſſen, und erſt allmählig beſann ſie ſich auf alles. Sie ſtrählte ihre Haare am Fenſter und flocht ſie auf, des herrlichen Anblicks über den blumenreichen Garten erfreut und darum weniger eilfertig; das alles ſollte nun bald ihr Eigenthum ſein, in dem Gedanken fühlte ſie ein ſtolzes Glück. Ein ſanfter Wind wogte mit

Äſten und Geſträuchen und wie er dieſe einmal ſtärker niederbeugte, ſah ſie die Mutter auf einer Gartenbank neben Berthold ſitzen, wie er ſie herzlich küßte. Sie zitterte, ſie wollte nicht glauben, aber der Wind trat immer ſtärker auf und es war nicht zu zweifeln; nun ſuchte ſie alles auf, Berthold und die Mutter zu entſchuldigen, aber nichts wollte die Heftigkeit ihres Zorns erleichtern, als ein Strom von Thränen. Als ſie noch weinte und ehe ſie ſich bezwingen konnte, trat die alte Frau Hildegard an ihrem Stabe ein und ließ durch ein Paar Mädchen ein elfenbeinernes Schränkchen auf den Tiſch in die Mitte der Stube ſetzen. Die Mägde gingen fort, die Alte hatte zu ſchwache Augen, um gleich die Thränen der künftigen Schwiegertochter wahrzunehmen, auch war ſie ſehr beſchäftigt, die Seltſamkeiten des Schränkchens ſorgſam auszupacken, ſo gewann Anna Zeit, ſich etwas zu faſſen. — „Das Schränkchen," ſagte Hildegard, „enthält den Mahlſchatz der guten Mutter unſres Berthold's, wie wird ſie ſich freuen, wenn ein Blick aus jener Welt ihr gegönnt iſt, dieſe Zeichen ihrer Liebe in Zeichen der Liebe ihres Sohnes verwandelt zu ſehen. Ich, die ich viel älter war als ſie, ſollte das alles noch vor meinem letzten Stündlein erleben." — Anna kannte nichts von dem Geräthe, freute ſich aber an aller zierlichen Arbeit, während ſie ungeduldig nach dem Fenſter

hinblickte, ob ihre ſchmerzliche Wahrnehmung ſich ihr zu größerm Kummer wiederhole. — Frau Hildegard erklärte ihr nun die Bedeutung jeder einzelnen Gabe des Mahlſchatzes. „Der Kranz mit drei Eicheln auf einem Stiele bezeichnet,“ ſagte ſie, „die Unſchuld, welche bisher unter dem höchſten Schutze der Dreieinigkeit geſtanden, ihn überreichſt Du meinem Berthold am Hochzeittage, wogegen er Dir die goldne Kette mit den Rubinen als ein Anerkenntniß Deiner Unſchuld verehrt. Dies iſt das ſilberne Armgeſchmeide, das Ihr einander anlegt, als Zeichen, daß Eure Hände nicht mehr frei ſind. Dies iſt der Schaugroſchen, den Du als Miethsgeld von dem Manne empfängſt, ein Zeichen der treuen Dienſte, die Du ihm und ſeiner Wirthſchaft leiſten mußt. Dafür übergiebſt Du ihm in der Hochzeitnacht dies feine Hemd, das Du noch mit ſeinem Namen ſauber zeichneſt, und für das Hemde giebt er Dir am Morgen dieſen aus Silberdrath geflochtenen Gürtel, an welchem eine Geldtaſche und ein Küchenmeſſer hängt, als Zeichen, daß Du gegen Jedermann das Dir anvertraute Gut ſchützen ſollſt.“ — Anna dankte ihr unter Thränen für alle die guten Lehren, ſie wolle fleißig und treu wirthſchaften, wenn nur Berthold gleiche Treue gegen ſie erweiſe. Das Geheimniß ließ ſich der Anfrage Hildegard's nicht bergen, und Anna vertraute ihr, was ſie eben geſehen und was vielleicht noch geſchehe.

Hildegard war betroffen, ſie ſagte, wenn auch jetzt zu dieſen Zärtlichkeiten nur die Erinnerung der Stelle, wo er ſich zuerſt mit Apollonien begrüßt, den Stoff hergegeben habe, ſo ſei freilich eine Rückkehr zu dem Jugendgefühle eine ſorgliche Sache, weswegen ſie immer noch wünſche, daß jene beiden einander ehelichen möchten und daß Anna einen Jüngling ihres Alters erwähle. Der Rath brachte die Jungfrau auf, ſie ſchwur, daß ſie ohne Berthold nicht leben könne, daß ſie auch von Luther feierlich eingeſegnet ſei. Da gab ihr Hildegard den Troſt, ſie möchte nur ſchweigen und thun, als ob nichts ſie kränke, damit nicht Unfrieden in die Ehe geſäet würde, ſie wolle dafür ſorgen, daß Apollonia nicht im Hauſe bleibe, ſo ſei doch der Umgang weniger häufig. Zum Glück ſei das artige Haus des Nachbars feil, das ſolle der Sohn für Apollonien kaufen und einrichten laſſen.

Sehr unbefangen, wie es der Unſchuld ihres Herzens ziemte, traten jetzt Apollonia und Berthold ein, grüßten, erzählten, wie ſie im Garten des wunderbaren Zuſammentreffens, der noch wunderbareren Trennung gedacht hätten, die Annen das Leben geſchenkt habe. Berthold erzählte noch, es ſei ihm einen Augenblick vollkommen wie damals zu Muthe geweſen und ſie hätten ſich wie ein Paar Verliebte geküßt; dann habe er noch eine Inſchrift an die

Stelle geſetzt, wo ihm ſo viel Glück geworden. Alle gingen hinunter, dieſe Inſchrift an Ort und Stelle zu hören, und Berthold las ſie mit inniger Rührung, es war eine Art Gebet:

Gieb Liebe mir und einen frohen Mund,
Daß ich Dich Herr der Erde thue kund,
Geſundheit gieb bei ſorgenfreiem Gut,
Ein frommes Herz und einen feſten Muth;
Gieb Kinder mir, die aller Mühe werth,
Verſcheuch die Feinde von dem trauten Heerd;
Gieb Flügel dann und einen Hügel Sand,
Den Hügel Sand im lieben Vaterland,
Die Flügel ſchenk dem abſchiedſchweren Geiſt,
Daß er ſich leicht der ſchönen Welt entreißt.

Anna wurde von dem Gebete ſehr ergriffen, ſie verſprach ihm mehr, als der Himmel ihm geben könne. Es wurde von der Einrichtung des Hauſes geſprochen und ehe noch Hildegard davon anfing, erklärte Apollonia, ſie wolle weder auf Koſten, noch im Hauſe ihres lieben künftigen Schwiegerſohns leben, aber die Stadt gefalle ihr wieder von neuem, ſie höre, daß ihr ein mütterliches Erbe zugefallen ſei, worauf die Stadt keinen Anſpruch machen könne, ſie wolle ſich ankaufen, bis ſie in den letzten Jahren zu dem Kloſter zurückkehre, welchem ſie damals entriſſen worden. Frau Hildegard machte trotz aller Gegenrede Berthold, der Apollonien nicht aus dem Hauſe laſſen wollte, ihren Vorſchlag wegen des Nachbarhauſes, er gefiel Apollonien, doch gab Ber-

thold nur ungern ſeinen Willen darein, weil beide Häuſer durch ein ſchmales Fußgängergäßchen getrennt waren, ſo daß keine andre Verbindung als durch das Zubauen der allgemeinen Straße zwiſchen den beiden geſtiftet werden könnte.

Das Nachbarhaus wurde jetzt in Augenſchein genommen. Es fand ſich neu und dauerhaft, denn es wurde erſt vor wenig Jahren auf der wüſten Stelle gebaut, nur konnte ſich Frau Apollonia nicht zufrieden geben, daß ein Brunnen fehle, der ihr als eins der liebſten und weſentlichſten Theile der Wirthſchaft erſcheine. Berthold's Bauluſt machte gleich einen kühnen Plan. Auch ihm mangelte ein tiefer Brunnen in ſeinem Hofe, nur trübe moorigte Quellen ſammelten ſich in dem Behälter, das er damals bei der erſten Beſitznahme des Gebäudes ausgegraben hatte; zum Erſatz hatte ihm der ſchöne tiefe Marktbrunnen gedient, der doch ſehr unbequem weit vom Hauſe ablag. Jetzt fiel ihm ein, beiden Häuſern den Dienſt zu erweiſen, durch einen gemeinſchaftlichen Brunnen zwiſchen beiden ihnen nicht nur ein tieferes reines Quellwaſſer, ſondern auch die Freude der Verbindung am Brunnen wie den Altvätern der Bibel in den Wüſten Aſiens zu verſchaffen. Zwar mußte dann die kleine Straße, die dem ganzen Städtlein nützlich war, um zu den Bleichplätzen auf kurzem Wege zu gelangen, auf immer geſchloſſen werden. Er ſchwankte, aber Apol-

lonia trieb ihn mit der Bewunderung ſeines Anſchlags über ſein gutes Gewiſſen und ſeine Beſonnenheit als Bürgermeiſter hinaus. Er fühlte, daß er unrecht habe ganz deutlich; unrecht, weil er die ehrwürdige Scheidewand des Hohenſtaufenpallaſts durchbrach; unrecht, als Verwalter des öffentlichen Vortheils, aber der Gedanke war ihm zu ſüß, er konnte ſich nicht losreißen, er hätte gleich in Ungeduld Hand ans Werk legen mögen. Er hatte ſo viele Gaben himmliſcher Gnade erhalten, daß ihn der Mangel dieſes Brunnens ſo quälte, als ob alles, was er beſitze, gar nichts dagegen bedeute.

Schon verſuchte er den Boden, ob er feſt ſei, da hörte er Frauen in dem Gäßchen, die rühmten dies Gäßchen, wie es ſo reinlich und feſt ſei, der Regen ſchade gar nicht, kein Wagen komme ihnen da entgegen, wenn ſie mit den Linnen bepackt wären, die Kinder könnten da auch ſo ſicher ſpielen, ohne Gefahr übergefahren zu werden. Es rief in ihm, dies ſei die Stimme eines warnenden Engels, aber der Teufel ſtand auch ſchon neben ihm, der Doktor Fauſt, der, wieder angekommen aus der Fremde, ſich nach ſeinem Wohlſein erkundigte und die Unterredung behorcht hatte. Er fühlte Berthold's Puls und ſagte, ſein Blut verdicke ſich, es fehle ihm entweder an Luſtbewegung, oder an fleißigem Gebrauche des reinen Waſſers. Frau Apollonia fiel ihm in die Rede, daß es

an der Seite der Stadt nur einen öffentlichen Brunnen gäbe, der natürlich oft verunreinigt würde, ſie könne nicht leben, ohne einen Brunnen in ihrem Hauſe zu haben. Fauſt gab ihr mit ſchrecklich wichtiger Geberde allen Beifall, wollte aber von der Wunderkur anfangen, wie er Berthold ein friſches Lebensblut verſchafft habe und daß er dies ſchonen müſſe, da führte ihn Berthold unter einem Vorwande bei Seite, ſteckte ihm eine Hand voll Geld zu, ſagte ihm, er müſſe dieſe Wunderkur verſchweigen, weil er ſich ſchäme, durch fremdes Blut geneſen zu ſein. Fauſt grinſte über das ſeltſame Geheimniß und brummte: „Ihr meint wohl die Frau möchte nach dem fragen, der Euch das Blut gegeben, Ihr ſolltet ihn einmal jetzt ſehen, das iſt ein rechter Heidengott, ein junger Herkules geworden, er wächſt wie Hollunder und iſt feſt wie Hagebuche. Seid ruhig, ich will ſchweigen, aber erfriſcht Euch an gutem Waſſer, ich ſage Euch, ich habe es in den Füßen, wo Quellen liegen, mir wird da ſo wohl, als ſtiege ich in ein Bad; da wo Ihr eingegraben habt liegt entweder ein Schatz oder eine mächtige Quelle." — „Ich will einen Ruthenſchläger beſtellen, ehe ich anfange zu arbeiten," meinte Berthold, „Euer Gefühl kann irren." — „Herr," ſagte Fauſt ergrimmt und ſeine ſchwarzen Augäpfel traten hervor, wie Kugeln, die er eben fortſchießen wollte, „Herr Bürgermeiſter, ich wünſche Euch alle Peſtilenz

auf den Hals, ich kurire Euch nicht, wenn Ihr einen elenden Gauner von Ruthenſchläger befragen wollt, wo ich Euch ſchon Beſcheid geſagt habe. Ihr müßt hier einen Brunnen graben, oder ich ſchreie in der ganzen Stadt, der Bürgermeiſter iſt ein todter Mann, der nur durch Bürgerblut lebt, und Ihr braucht nur ſein Blut dem Anton abzuzapfen, ſo muß er wie ein Blutigel, dem Salz aufgeſtreut wird, auch ſein Blut entlaſſen. Nun Herr, habe ich Euch in meiner Gewalt, es ergiebt ſich keiner umſonſt dem Teufel.“ — Berthold ſagte ihm, er ſei trunken. — Fauſt antwortete: „Trunken bin ich, denn jetzt ſind es gerade ſiebenundzwanzig Jahre, als ich zum letztenmal nüchtern war, aber im Wein iſt Wahrheit, wenn das Wort heraus iſt, ſo gehört's einem Andern, und wenn ein Ding geſchehen iſt, ſo verſtehen's auch die Narren, der Barbier läßt ſich mit dem abgeſchnittenen Haar nicht bezahlen; wüßte ein Menſch recht, wer er wär, er würde fröhlich nimmermehr, aber der Wein macht luſtig, das iſt ſeine Gerechtigtigkeit.“ — Bei dieſen Worten winkte er einem verſchmitzten, bleichen Knaben, der auf ihn an der Thür wartete, ließ ſich eine große Henkelflaſche von ihm reichen und wankte langſam dem Rathskeller zu, indem er zuweilen anhielt, um mit Hülfe des Knaben, der beide Arme unterſtemmte, die große geflochtene Flaſche ihrer letzten Tropfen in ſeinen Mund zu entledigen.

„Es iſt ein ſeltſames Vieh, unſer Doktor,“ ſagte Berthold zu Apollonien, die ſich über ihn verwunderte, „aber ein Ingenium hat er, wie keiner, wenn er kaum ſeinen Weg ſehen kann, da erräth er am beſten alle verborgnen Übel und hier hat er eine außerordentliche Quelle entdeckt, wo wir einen Brunnen nöthig haben. Ich kann nicht ruhen, bis ich Arbeiter finde, das Werk anzugreifen; ich ſehe in Gedanken den Rand des Brunnens, die Sitze umher von Marmorſtein, auf denen wir täglich mit einander frühſtücken, wenn hell und herrlich der Morgen, und wenn er von Annen mit den erſten Gaben des Jahres, mit Krokus, Schneeglöckchen und Veilchen bekränzt wird, wenn wir unſre Kinder dabei taufen laſſen, wenn bei Feuersgefahr dieſer Brunnen die Stadt rettet, dann werden ſie gern das kleine Gäßchen geopfert haben und werden es mir danken.“

Um keinen Widerſpruch zu erfahren, eilte er, aufgemuntert von Apollonien, zu ſeinen Arbeitern, die Gaſſe wurde geſchloſſen, die Mauern durchbrochen, ehe noch die Sonne ſank, und Fingerling ihm ſagte, daß die Zünfte einen Verdruß empfänden und zuſammen gekommen wären, daß er eine ſolche gewaltſame Änderung und Zueignung ohne ſie vorgenommen habe, nur ihre alte Anhänglichkeit halte ſie ab, ſich heftig dagegen zu erklären. Er meinte aber die guten Leute zu kennen, er wußte, daß ſie einer

großen, öffentlichen Luſtbarkeit nicht widerſtehen könnten und bat Fingerling, alle Zünfte mit Frauen und Kindern zu ſeinem Hochzeitsfeſte einzuladen, zugleich ſollte er die Angelegenheit des Brunnens hinhalten; wenn ſie erſt ein Paar Wochen davon entwöhnt wären, würden ſie einigen alten Weibern zu Liebe, die das Linnen trügen, ihm dieſen Gipfel des häuslichen Glücks nicht wieder entreißen.

Anna und Hildegard vernahmen nichts von der Sache, die erſtere war allzu glücklich mit der Muſterung aller Koſtbarkeiten und Künſtlichkeiten beſchäftigt, welche die fürſtliche Mutter dem Hauſe zur Überfüllung aller Zimmer verlaſſen hatte. Kaum gönnte ſie ſich Zeit zum Mittageſſen, die neugierige Anna; wäre Berthold nicht mit ſeinem Brunnen beſchäftigt geweſen, es hätte ihn kränken müſſen, daß die Begierde auf Wirthſchaftsgeräthe, die ſie bald als Eigenthum betrachten ſollte, ihre Aufmerkſamkeit für den ganzen Tag von ihm abgelenkt hatte. Mit raſtloſem Eifer wurden alle Zimmer, alle Schränke gemuſtert, und Frau Hildegard ſelbſt hatte die Freude, manches durch die Berührigkeit Annens wieder zu ſehen, was ihr zu ſchwierig war aufzuheben, ſelbſt manches noch zu entdecken, wovon ſie bisher keine Kunde gehabt hatte. Immer höher ſtiegen ſie und kamen im Boden an eine Kammer, von der Frau Hildegard ſelbſt nichts wußte. Da aber die Thür

verſchloſſen war und kein Schlüſſel unter allen ſich dazu vorfand, ſo wurden alle durchverſucht, ob ſie paßten. Endlich fand ſich ein Schlüſſel von dem Zimmer Berthold's, der auch hier aufſchloß, aber die Erwartung war betrogen, die Kammer ſchien nichts zu enthalten, als einen mottenfräſſigen grünen Wamms, den Frau Hildegard bei näherer Betrachtung für den grünen Schreiberwamms, für die erſte Gabe Apolloniens erklärte. Der wurde von Annen mit Hildegard's Einwilligung gleich bei Seite geſchafft, damit dieſe Erinnerung, von der er oft ſprach, keine neue Neigung und Eiferſucht erwecken könnte. Nun fand ſich noch ein eiſerner Kaſten in einer Ecke, in welchem Anna nichts fand, als ein türkiſches Meſſer mit einem Drachengriff und einem ledernen Beutel, beides war ſeltſam ſchön gearbeitet und gefiel ihr, ſie meinte, es brauchen zu können. Aber Frau Hildegard gebot ihr, beides hinzulegen, ſie wolle ihr ein beſſeres Meſſer kaufen, das ſie in der Wirthſchaft brauchen könne und der Beutel ſcheine ihr ohnehin verſtockt zu ſein. Doch Anna dachte ſich ſchon als Herrin des Hauſes, glaubte das alles ſchon ihr Miteigenthum, wollte mitgenießen, was ihr gefiel, und ſparen, was überflüſſig ſchien, ſie meinte alſo, es ſei verſtändig, Meſſer und Beutel mitzunehmen, ohne daß es die Alte mit ihren blöden Augen bemerke, nachher werde ſie ſchon vergeſſen, ein über-

flüſſiges Meſſer zu kaufen und den Beutel brauche ſie ohnehin gleich, um allerlei kleine Gaben zu bewahren, die ſie während der Hausſuchung erhalten hatte. So kamen beide bedeutſame Gaben alter Zeit, das Einzige, was von dem Schatze Berthold's übrig, in die Gewalt der ſchönen Braut, die ihre Seltſamkeit und die Gefahr, welche damit verbunden, nicht ahnen konnte, aber das Unrecht war ihr doch deutlich, denn ſie nahm beides heimlich und es brannte ſie doch ſchon etwas, wie den Adler die glühende Kohle, welche er ſtatt des Opferfleiſches in das ſichere Neſt trug.

beli's Stunde hatte geſchlagen, zwar ſpät, aber um ſo lauter, Kugler wollte eine Frau aus der Stadt, woher Anna ſtammte, ſie liebten beiderſeitig nicht ein zartes Verſtecken mit ihrer Zuneigung zu ſpielen, Apollonia und Anna förderten die Geburt mit freundlichem Zureden, ſie hatten ſich erklärt und verſtändigt, geeinigt und geküßt; ſie waren zum uralten Voigt gelaufen, der ſeinen Töchtern allen Willen ließ und auch zu dieſer Verlobung freundlich nickte; alles das an einem Tage.

Auch hievon zog Berthold für ſeinen Brunnenbau weſentlichen Vortheil. Die Bürger wollten ſich durch den verſprochenen Schmauß wegen des vermauerten Bleichgäßchens nicht beſchwichtigen laſſen, ſie wollten aber den reichen Bürgermeiſter nicht unmittelbar kränken und ſteckten ſich deshalb hinter den Voigt, der gegen Berthold gleich einige Worte von herzoglicher Genehmigung fallen ließ. Gegenwärtig fielen dieſe Worte ins Waſſer, womit der Voigt ſeine Hände in Unſchuld wuſch; wie hätte er den Mann kränken ſollen, der ſeinen künftigen Schwiegerſohn beherbergte, der gewiſſermaßen die Veranlaſſung gegeben, daß er Babeli unter die Haube brachte, eine Hand wäſcht die andere. Vielmehr gab er gleich den Bürgern zu verſtehen, wenn ſie ſich gegen den Bau ſetzten, ſo würde Berthold durch herzogliche Gnade ihn dennoch durchſetzen, ihr Widerſpruch ſei vergebens. Die

Bür-

Bürger kannten Herzog Ulrich und ſchwiegen, trugen es aber Berthold nach, der doch nichts von dieſem Gerede des Voigts wußte.

Das Ausgraben des Brunnens hatte große Schwierigkeiten, weil Berthold nichts vom Bergbau verſtand, der doch hier nothwendig zu Hülfe gerufen werden mußte, wenn er die oberen Quellen verſchmähen und ſich zur Tiefe durcharbeiten wollte. Die Arbeiter ſagten oft, Erde und Steine möchten ihnen über den Kopf zuſammenſtürzen, denn ſie verſtanden es nicht, durch ein Zimmerwerk die ſteilen eingegrabenen Erdwände zu ſichern, doch Berthold redete es ihnen in ſeiner Luſt den Brunnen fertig zu ſehen, immer aus, machte ihnen Muth durch Wein und Geld, ſtieg auch ſelbſt in die Tiefe und half, zum Zeichen, daß er keine Gefahr da ahne. Aber jedesmal ſtürzte die Erde auf ihn nach und nöthigte ihn, hinauszugehen und ſich umzuziehen, wenn ſie auch keinen weiteren Schaden that. Er ließ das Ausgraben weiter umherführen, glaubte alles geſichert und förderte die Arbeit um ſo eifriger, je weitläufiger ſie wurde. So tief hat des Himmels Gnade das Verderben verſteckt, der Menſch ſucht es trotz allen Gefahren auf, oft ſcheint es, als ob ſein höchſter Muth erſt in der Sehnſucht nach dem Verderblichen erwache, als ob die Überzeugung des Guten nicht dieſe heftige Flamme in ihm entzünden könne. Berthold hatte eben die

Arbeiter verlaſſen, es war am dritten Tage, da kam ein Geſchrei, der Brunnen ſei eingeſtürzt, die Arbeiter verſchüttet. In Verzweiflung eilte er hin, er ſah den Brunnen durch die von zwei Seiten eingeſtürzten Wände halb gefüllt, der Gram ſeines Herzens nannte ihn einen Mörder, er ſprang hinunter, er rief Jedermann zu Hülfe, alles arbeitete in ſtummer Verzweiflung. Endlich gelang es, den armen Verſchütteten Luft zu ſchaffen, ſie konnten ſich ſchon zum Theil ſelbſt helfen; die leblos ſchienen, wurden wieder zu Athem gebracht, nur einem war der Arm zerſchmettert. Berthold ſorgte reichlich für alle, den Unfall ſuchte er den Frauen zu verheimlichen, doch glaubte er ſich gezwungen, den Bau ſo lange auszuſetzen, bis er ſich erfahrne Arbeiter verſchafft hätte.

Da brachte ihm Fingerling am nächſten Tage Botſchaft, ein fremder, ſeltſam gekleideter Mann, faſt wie ein Schornſteinfeger, der eine Lederſchürze hinten, ſchwarz leinene Jacke und grüne Mütze trage, reite ſein hohes Ritterpferd in den Hof und bringe ein Schreiben von Martin Luther. — „Glück auf,“ ſagte der Fremdling, übergab ſeinen Brief mit einem freundlichen Händedruck. Berthold durchlas den Brief, worin ihm Luther berichtete, daß er den erſten Tag wohl acht Meilen auf dem Pferde, ſeiner Sicherheit wegen, zurückgelegt habe, am Abend aber ſo ſteif und müde angekommen ſei, daß ihn die

Leute hätten herunter heben müſſen. Ein ehrlicher Bergknappe habe es übernommen, das Pferd zurückzubringen. Noch wünſchte er ihm viel Segen zu der Ehe, auch ſolle ihm der ehrliche Bergmann ein Lied vom Eheſtande vorſingen, denn der wiſſe aus den Tiefen, wie der Geſang in die Tiefen des Herzens dringt. — Aber unſerm Berthold klang ein anderer Geſang in den Ohren bei den Worten, dies ſei ein Bergmann, er ſah ihn an wie einen höhern Boten, er drückte ihm die Hand wie einem Bruder, er zog ihn mit ſich fort, zum Brunnen hin, zeigte ihm mit Leidweſen, wie die Tiefe zugeſtürzt ſei, er müſſe ihm Rath geben, um gefahrlos in die Erde zu dringen. Der Bergmann lachte und ſagte in ſeiner fremden Mundart, er wäre ein ſo hochgelehrter Herr, der leſen und ſchreiben könne, er wolle ihn mit der Kleinigkeit wohl nur zum Narren haben. Berthold ſtutzte und ſah ihn verwundert an, dann betheuerte er ihm, daß keiner einen Rath wiſſe, in die Tiefe zu kommen, ſo wenig es ihm gelungen, in die Wolken zu fliegen. — Der Bergmann ſpottete ihn aus, beſchrieb ihm, wie ein Schacht nichts anders ſei, wie eine Brunnenöffnung, bei der es aber auf Erz ankomme, wie dieſer oft auf mehrere hundert Fuß Tiefe durch Waſſer und Felſen eingetrieben werde, wie das Waſſer und Geſtein hinaus zu ſchaffen ſei, und wie das Pulver jetzt alles Sprengen der Felſen erleich-

tere, wo ſonſt gar mühſam durch Feuersbrand die Härte gelöſt werden mußte. Dann beſtellte er ſich Holz und Zimmerleute; Bertholb verſprach ihm reichen Lohn.

Die Bürger hatten des Unfalls am Brunnen geſpottet, jetzt konnten ſie gar nicht begreifen, was er vorhabe. Keiner der Schmiede und Zimmerleute konnte den fremden Bergmann verſtehen, denn zwiſchen den ungebildeten Menſchen, die verſchiedne Mundart reden, iſt das Verſtändniß ſchwerer, als mit denen, die ſchon ihre gewohnte Sprache durch Erlernung fremder Sprachen zu überſetzen gewöhnt ſind. So mußte Berthold als Dolmetſcher zwiſchentreten, um den Leuten deutlich zu machen, was ſie hauen, ſägen, bohren, hobeln, nageln und ſchmieden ſollten, obgleich er ſelbſt eigentlich nicht verſtand, was aus der Sache werden ſollte, auch dazwiſchen von mancher Beſorgung für das Haus und die Braut abberufen wurde. Es war dieſe Zeit des Glücks gefährlich für ihn, der ſo lange durch ſeine Erziehung und ſeine Schwächlichkeit von der Welt in eignen Wünſchen und Leidenſchaften abgehalten worden, er hatte ſie nur immer durch das gleichgültige Nebelmeer der öffentlichen Geſchäfte, der eignen Bedürftigkeit und des Erwerbs angeſchaut. Nun fühlte er ſich auf einmal ein mitlebender Menſch, der manches vermöge, von zweien Frauen geliebt, von vielen Menſchen umdrängt,

die jeƶt erſt Vortheil oder Unterhaltung in dem Hauſe ſuchten. Es kamen Ritter aus der Gegend unter manchem Vorwand, verſicherten ihm ihre Freundſchaft, es that ihm wohl, von Turnieren mitzureden, den gewonnenen Becher zu zeigen; dann erregten ſie ſeine Eiferſucht, wenn ſie artig gegen Apollonien und Annen waren, auch ſeinen Zorn, wenn ſie auf Annen nicht zu achten ſchienen. Er lernte aus ihren Erzählungen das kriegeriſche Jagdleben der kleinen Ritterſtaaten von der glänzenden Seite kennen und fühlte ſich da mehr zu Hauſe, als bei ſich ſelbſt, wo ihm die Schreibſtube, das Einkaufen der Wolle, das Dingen und Zahlen, wenn es gleich Fingerling gern beſorgte, unleidlich fiel, ſobald einer jener ritterlichen Geſellen ihn in der Zahlſtube beſuchte. Über ſeine früheren Jahre ſuchte er in ſich ein Vergeſſen zu verbreiten, der Roſengarten und das ritterliche Puppenſpiel ward eingepackt, er glaubte ſich ſelbſt zum fertigen Ritter bilden zu können, weil er ſich geſund fühlte. Meiſter Sixt wurde jeƶt von Frau Hildegard in's Haus gerufen, um die Bildniſſe von allen zu ewigem Gedächtniß der ſchönen Zeit zu malen. Berthold ſchenkte ihm eine bedeutende Geldſumme für Anton, damit dieſer ihm nie ſo wenig während der Arbeit, wie nachher in's Haus komme, weil er behauptete, Frau Hildegard könne ihn nicht wohl leiden. Er bemühte ſich gar, den

Anton nach Nürnberg zu Dürer in die Lehre zu bringen, aber das ſchlug Sixt rund ab, weil er auf die Malerei der dortigen Meiſter, beſonders Albrecht Dürer's gar nichts hielt, ſondern das Wohlgefallen der Leute an deſſen magern Geſtalten für eine Augenverblendung ausgab. Er hatte die vollen ſinnlichen Geſtalten ſeiner niederländiſchen Meiſter im Kopfe, ſo malte er auch ſeine Heiligen, daß noch ein ſehr vollendeter Menſch außer der Heiligkeit ſich in ihnen zur Schau ſtellte, ein Menſch, der auch zur Sünde den Stoff in ſich trug, aber in ſeinem Ausdruck die Bändigung der Luſt, die Unterwerfung des blinden Triebs zu höherem Zwecke zeigte, der zugleich durchſcheinen ließ, daß dies alles in ihm kein todter Zwang des Geſetzes ſei, ſondern ein Drang ſeiner Seele, ein feuriger Wille, oder was gewöhnlich Glaube genannt wird, dies Vertrauen auf einige Begeiſterung des Willens für etwas, das alles wirkt und bildet. So tückiſch Meiſter Sixt die ſchwächliche Geſtalt Berthold's einſt aufgefaßt hatte, ſo reich und freudig wußte er die herrlichſten Augenblicke in Annens Geſtalt und Ausdruck zu ſammeln und feſt zu halten, Apollonien gab er dagegen zu viel Böſes und Frau Hildegard zu viel Gemeines in den Ausdruck, denn was ihn nicht entzückte, das machte ihn tückiſch. Eine Bosheit von ihm war es auch, daß er ſie durch das Zugehörige, die Eule

bei Apollonien, die Taube bei Annen und den Pfau bei Hildegard, als die drei Göttinnen der Fabel bezeichnete, Berthold aber als Paris hinzufügte, wie er Annen den Apfel reichte. Dieſe mythiſche Bedeutung, die Niemand in Weiblingen als Berthold verſtand, hatte dieſer in Zutrauen auf Anna gebilligt, da er in ihr allerdings etwas von einer Liebesgöttin fand, auch konnte das ganze Bild, das an den zu erbauenden Vereinigungsbrunnen (der nach Berthold's Zeichnung in das Bild eingetragen war) den Zuſchauer verſetzte, eben ſo gut für eine Verherrlichung der Gartenluſt, die Berthold geſchaffen, gelten. So wurde es auch von den Frauen, von allen Baſen und Vettern, von Rittern und Knappen aufgenommen.

Zu keiner Angelegenheit verhielt ſich während dieſer Arbeit unſer alter Sixt ſeltſamer, wie zu dem Bergbau am Brunnen, der inzwiſchen ſchon mit verſchränktem Holze ausgeſetzt war und durch ein Drehrad mit zwei Pumpen ſeines wilden Gewäſſers entledigt wurde. Er konnte ihm ſeine Bewunderung nicht verſagen, begriff aber nicht, was da vorgehe. Daß da unten in der Tiefe einer arbeite, kam ihm nicht in den Sinn, ſondern er meinte, das mache ſich alles von ſelbſt durch die mirakulöſe Maſchine. Er ſpritzte deswegen eines Morgens ſehr unbeſorgt ſein warmes Waſſer, worin er die Pinſel, Farbenſcheibe und

Farbenbeutelchen ausgewaſchen, in den Brunnenſchacht. Er hatte den Tag ſehr viel an einem rothen Kleide Annens gemalt, das warme Waſſer war wie Blut geröthet, und der Bergmann erſchrack bei ſeinem Grubenlichte nicht wenig, als ihm rothes, warmes Blut über den Kopf rann, er glaubte, daß ihm eine Ader an einer Kopfwunde, woran er ſchon einmal todtkrank gelegen, wieder aufgeſprungen ſei. Er ſtieg entſetzt und gar unerwartet für Meiſter Sixt, wie ein Schornſteinfeger für den Storch, der ruhig über dem Schornſtein niſtet, aus der Tiefe. Meiſter Sixt machte ein Kreuz mit ſeinem Pinſel und wäre ſchnell dem Berggeiſte entwiſcht, der aber hatte ihn ſchon in ſeinen ſchwarzen Fäuſten und ſagte ihm in ſeiner breiten Mundart, er ſolle ihm einen Arzt beſtellen, ihm ſei eine Ader geſprungen. Meiſter Sixt verſprach alles, um dem ſchwarzen blutigen Manne zu entkommen. Er lief fort und begegnete in der Straße einem Geiſtlichen, dem Pfarrer Sprenger, der die heilige Speiſe zu einem Kranken getragen hatte, den ſandte er gleich zum Troſt des armen Bergmanns. Dann lief er zum Bader, daß er ſich mit chirurgiſchem Verbande einſtelle und begleitete dieſen zum kranken Bergmanne. Der gute Bergmann hatte inzwiſchen ſchon alle ſeine Sünden gebeichtet, wie er hie und dort Erze bei Seite geſchafft und an die Chimiſten verkauft habe, er war ſeiner Sünden entledigt und die heilige Speiſe

ihm gereicht worden. Der Geiſtliche ſuchte ihm noch Muth einzuſprechen, aber der Bergmann blieb dabei, ihm würde im Himmel auch nichts geſchenkt werden; er werde ta prav tonnern helfen müſſen. Da trat der Chirurg hin, wuſch den Kopf ab, ſetzte ſeine Brille auf, ſchüttelte mit dem Kopfe, ſah wieder, roch wieder und brüllte endlich zornig: „Meiſter Sixt, ich ſchlage Euch alle Rüben im Leibe zuſammen, hier iſcht keine Wunde, das iſcht kein Blut, ſondern riecht wie Malerfarbe, Ihr habt mich zum Narren brauchen wollen, mein Gang koſtet einen Gulden, die Ehrenerklärung koſtet auch einen Gulden, und wenn ich Euch nicht todtſchlagen ſoll, ſo koſtet's noch einen Gulden.“ — Der Geiſtliche, als er dies vernahm, ſprach Fluch und Bann über den dürren Meiſter aus, daß er mit dem Heiligſten ſeinen Spott treibe. — Meiſter Sixt krähte dazwiſchen von ſeinem point d'honneur, indem er einen kleinen Degen zog, ihn habe der ſchändliche Bergmann angeführt, er ſei unſchuldig; der Bergmann aber ſchalt grimmig auf den Maler, er habe ihm ein Fieber in den Leip gejagt, er habe ihn mit Treck geſalpt. Schon hatte der Bergmann mit ſeinem Fäuſtel den kleinen Degen des Malers in die Luft geſchnellt und wollte ihn damit weiter auspochen, da trat Berthold aus dem Hauſe, ermahnte ihn zum Frieden, ließ ſich den Vorgang erzählen und erklärte allen den ſeltſamen Irrthum,

worin ſie ſich vergebens ereifert hätten, zahlte dem Wundarzt eine kleine Entſchädigung, verehrte dem Geiſtlichen Tuch zu einem Mantel, ſchickte Sixt zum Bilde fort und trieb den Bergmann an die Arbeit, die ihrer Beendigung nahe ſchien und die viel Menſchen nöthig hatte, weil die Pumpen Tag und Nacht beſchäftigt werden mußten.

Der Bergmann wollte ſich zwar weigern, gleich nach ſolcher Unortnunge und pöſer Warnunge, wie er ſich ausdrückte, fortzuarbeiten, aber Berthold ſtellte ihm vor, daß die Arbeit durch den Felſen wahrſcheinlich noch an dem Tage zu der großen Quelle führe, auf die alle Vorzeichen deuteten. Der Bergmann dachte ſeines Berufs und der Vergebung ſeiner Sünden, er ſtieg in die Tiefe; das Unheil war ſo tief verborgen, er mußte es doch zu Tage fördern. Berthold hörte den Bergmann aus der Tiefe gar herrlich ſingen und dachte wohl an Luther's Brief und wie dieſer fromme Bergmannsſohn für die Sehnſucht der Welt nach tiefer Erkenntniß ſein Leben daran ſetze, eine Quelle des Glaubens zu entdecken, nachdem aller andre Glaube, wie er bisher gebraucht, als getrübt befunden worden. Ängſtlich fragte er den Bergmann, ob auch keine Gefahr ihm drohe, es ſei ihm ſo bange. — „Eine feſte Burg iſt unſer Gott," antwortete der alte Hauer, „ich laß mich nicht zum zweitenmal von blinder Furcht abtreiben,

es muß hindurch, der Fels mag hier noch ſo feſt ſein, ich habe gebeichtet und gebetet.“

Beruhigt ging Berthold zu ſeiner Anna, fand aber dort einen ſehr ſchmerzlichen Brief des guten Treitsſauerwein; er ſchrieb ihm, daß der Kaiſer täglich ſchwächer werde, daß ihm ſeine großen Beſtrebungen lächerlich dünkten, daß er viel von den Kronenwächtern vernommen und ſich lächelnd geäußert habe, daß er ſich gerade an den Unrechten gewendet, als er Berthold zu Nachforſchungen aufgefordert habe, er möchte wohl ſelbſt zu ihnen gehören. Das habe er als Freund beſtritten, aber der Kaiſer ſei nun einmal altersſchwach und beſchaue täglich ſeinen Sarg, den er bei ſich führe. Als er von Augsburg ohne Prunk ausgezogen, habe er ſich bei der Rennſäule auf dem Lechfelde umgewendet, lange mit ſeinen weiſen gütigen Augen die Stadt beſchaut und endlich mit bebendem tiefem Athem geſprochen: „Nun geſegne dich Gott, du liebes Augsburg und alle frommen Bürger darin, wohl haben wir manchen guten Muth in dir gehabt, nun werden wir dich nicht mehr ſehen!“ — Wo die Thonkugel eines Knaben und wo die Geſchützkugel zur Ruhe kommen, ſind beide gleich machtlos, von dem Leben nimmt der Bürger und der Kaiſer mit gleichem Gefühle Abſchied; daß aber ein Kaiſer nach ſo gewaltigem ſauſendem Laufe durch die Welt und ihre Geſchichte noch ſo

menſchlich mit der Stadt reden konnte, in der er wenige frohe Tage lebte, dieſe Treue rührt tiefer, als das Angedenken mancher großen That.

Berthold erinnerte unter ſolchen Betrachtungen ſeine Anna an jedes gute Wort des Kaiſers und beide ſaßen feſt verſchlungen aneinander in Thränen, als ſich ein Lärmen hören ließ nach der Hofſeite, als ob ein fernes Geſchütz abgefeuert würde. Berthold hörte gleich darauf ein Geſchrei der Arbeiter am Brunnen, er lief an's Fenſter und erblickte eine Waſſerſäule, die ſich über den Brunnen erhob und ſich dann ſenkte; das Waſſer aber floß dann wie aus einem überkochenden Keſſel aus dem Brunnenſchacht die enge Gaſſe zwiſchen den beiden Hofmauern nach der Rems hinunter. — „Gott, Gott,“ rief er, unſer armer Bergmann!“

Mit dieſem Ausruf eilte er aus dem Zimmer hinunter die Treppe, über den Hof zum Brunnen hin. „Helft, helft!“ ſchrie er zu den Arbeitern, aber da war ſchon alles verſucht, den armen Bergmann herauszuziehen, es fehlte nur an Haken, um bis zur Tiefe des Brunnens zu gelangen. Die Leute berichteten, daß ſie einen Schall in der Tiefe gehört, als ob er den Durchbruch eines Felſenſtücks, woran er lange gearbeitet, zu Stande gebracht, aber mit einem furchtbaren Bullern, das leichte Steine fortgeſchleudert, habe ſich eine Waſſerſäule erhoben, gewiß habe er

ein großes Waſſerbecken im Innern des Bodens geöffnet und ſei vom Felſenſtück niedergedrückt worden, ſonſt würde ihn der Strom emporgetragen haben. Kein Schwimmer könne da niederdringen, ſo lange der Waſſerſtrom mit ſolcher Gewalt ausſtröme, die Haken möchten ihn nicht erreichen, ſelbſt von langen Bäumen, er ſei verloren; ein Glück für ihn ſei es, daß er gebeichtet habe und geſpeiſt ſei. Die Leute ſahen darin eine beſondere Abſicht und Gnade des Himmels, daß der Maler den Geiſtlichen herbeigeführt habe. Das war kein Troſt für Berthold, er ſuchte umher nach Rath und Hülfe, aber vergebens, zugleich ſchämte er ſich des Vorgangs vor den Frauen und vor der Stadt. Er gab den Leuten Geld, daß ſie dies Unglück verſchwiegen, auch im Hauſe ſagte er nichts von dem Vorgange, ſondern berichtete nur die Erſcheinung der von Fauſt vorausgeſagten großen Quelle. Alles eilte verwundert dahin, der Bergmann ſchien vergeſſen. Heimlich beſtellte Berthold, ſo wenig er ſonſt darauf gehalten, Seelenmeſſen für ihn zu leſen; ſo verſchmähen nur wenige, was ihnen angenehm im Glauben iſt, nur das Unbequeme veranlaßt den Zweifel und die Unterſuchung.

Aber die Arbeiter ſchwiegen kaum ſo lange, als das Geld währte, das er ihnen geſchenkt, bald war die Geſchichte ein Mährchen in der Stadt, es hieß, der Bergmann habe koſtbare Edelſteine im Grunde

des Brunnens gefunden und ſei von Berthold herabgeſtürzt, um dies zu verheimlichen, er werde es künftig ſchon herausarbeiten. Niemand ſagte ihm ſo etwas wieder, daß er die Wahrheit hätte offenkundig machen können. Die Lüge wandte immer mehr Herzen von ihm, aber er war zu übermächtig durch ſeinen Reichthum, durch die große Zahl von Arbeitern, die er beſchäftigte, als daß irgend ein Bürger eine Anklage gegen ihn gewagt hätte. Fauſt mehrte den Zorn der Leute, in ſeiner Trunkenheit ſagte er ſeltſame Dinge von Berthold's Heilung durch Blut, wovon er, wenn er nüchtern, nichts wiſſen wollte. Um dieſe Zeit liefen aber ſo viele Klagen gegen Fauſt ein, daß Berthold, ſeines ärgerlichen Wandels überdrüſſig, ihn zur Stadt hinaus führen ließ. Da ſagte Fauſt ganz vernehmlich, es ſolle dem Bürgermeiſter noch gereuen, wenn er den Anton nur erſtechen könne, ſo wäre er auch des Todes, und dazu werde ſich ſchon einer finden. Aber auch davon erfuhr Berthold nichts, er wurde immer noch von den Seinen wie ein krankes Kind gegen jedes unangenehme Lüftchen bewahrt. Schnell ordneten ſich die Steine um den Brunnen zu ſeinem Rande und zu Sitzen umher, ſein Abfluß wurde ſanft und ein kleiner Ausſchnitt leitete den Überfluß durch ein Gitter ab. Am ſogenannten Polterabend vor der Hochzeit, wo bei den Ärmeren alles Geräth abgeſondert, die

alten Töpfe zerſchmiſſen werden, um ein neues Leben anzufangen, war der Brunnen am Abend fertig und trocken und erſt jetzt entdeckte ſich allen ſeine Anlage. Die Sitze waren hinlänglich gehöht, um über die Mauern nach dem Remsthale hinzublicken, ſo daß die ſinkende Sonne in ihrem abendlich geſättigten Roth aus dem Spiegel des gewundenen Fluſſes mit dem Scheine mannigfaltiger Inſeln blickte, unter den Mauern ſangen die Chöre der Bleicher auf den grünen Wieſen, Berthold wurde überraſcht und überraſchte zugleich, die beiden Frauen zierten den Brunnen mit einem Blumennetze, das ſie heimlich bereitet hatten und auf bunten Stangen über die Mitte des Brunnenrades ſtellten, daß es mit Duft und Farbenſpiel ſie wie ein Zelt umgab und die Ausſicht erhöhte, indem es zuweilen ſie unterbrach. So ſaßen ſie ruhig, und Anna fühlte einmal gar keine Eiferſucht, daß Berthold die Mutter mit ſeinem andern Arm umfaßte, ſie ſprachen wenig und blendeten ſich an dem Abendroth. Der Brunnen war zwar theuer erkauft, aber er gewährte dem glücklichen Berthold das ſtolze Gefühl, daß ihn diesmal nichts geſchreckt habe, die andern wußten nichts von dem armen Bergmann. Da hörte Anna von einer Seite einen Athemzug, wo keiner der Ihren ſtand, ſie blickte um ſich und ſah einen alten Mann in roſtiger Rüſtung. Sie fragte Berthold mit leichtem Schreck: „Wer iſt der

fremde Mann? Er ſieht aus, als ob eines von unſern alten Steinbildern am Hauſe zu uns herabgeſtiegen wäre. Er hat mehr Züge im Geſicht, als zwei gewöhnliche Menſchen. Er ſchiebt jetzt einen Kaſten heran, es kommen mehrere, die ihm helfen, alle gerüſtet wie er, alle von bleichem ſteinernen Angeſicht. Sie gehen ſchweigend zurück, er bleibt."

Achte Geſchichte.

Das Hausmährchen.

Frau Hildegard, die ſich zugleich mit Berthold umſah, ſtieß dieſen vergebens an und flüſterte ihm zu, er möchte ſich fortbegeben, es ſei einer der Kronenwächter, den ſie ſonſt ſchon oft abgewieſen habe. Berthold fühlte einen Muth in ſich, dem Alten zu begegnen und fragte ihn, was er wolle, warum er ſich ihnen ſo heimlich genaht habe! — „Heimlich?“ antwortete der Alte mit tiefer heiſerer Stimme, als ob die böſe Witterung eines Jahrhunderts darin ſich verkrochen hätte, „heimlich war nicht nöthig, Ihr ſaht und hörtet nichts! Mein Name iſt Kronenhelm, bin Ehrenhalt auf dem Schloſſe Hohenſtock, wurde viel hin und her geſchickt in Ernſt und Spiel, habe Turnier ausgerufen, Fehde verkündet, Schlöſſer aufgefordert, habe im Zweikampf Sonne und Schwerter gemeſſen, beſprochene Waffen losgeſprochen, die Hexerei mit ritterlicher Ehre gebrochen, kann blaſen auf dem Ehrenhorn hoch und tief, und wenn einer ſieben Jahre ſchlief, ich weck' ihn und ſchreck' ihn, doch wenn einer luſtig iſt, bin ich auch ein guter Chriſt,

und zu Eurem Polterabend komm ich über die Haide trabend, Euch Gruß zu bringen, Eure Hand zu ſchwingen, Geſchenk und Gaben, die ſollt Ihr haben, buntes Glas, wie bald bricht das, darum nehmt's wohl in acht, es hat ein Vorfahr gemacht. Seht her, ſeht hin, ſeht die Sonne darin, wie's flimmt, wie's flammt, alles vom Lichte ſtammt." — Bei dieſen Worten hob er aus einem Kaſten, den ihm einige Leute nachtrugen, länglichte Glasfenſter, oben als Spitzbogen geſchnitten und ſtellte ſie in die leeren Räume zwiſchen den mit Blumen umwundenen Stangen gegen die untergehende Sonne, daß die Farbenpracht des Glaſes in ſeinem Durchſcheinen in dieſer vollſten aller Lichtfüllungen jedes andre denkbare Bild überſtrahlte. — Berthold grüßte den Mann und in der Meinung, er ſei von den Frauen geſchickt, drückte er den beiden Frauen die Hand und dankte ihnen für die ſeltne Freude, die ſie ihm bereitet hätten, er ſchwöre ihnen, kein Baumeiſter hätte je ſo etwas Schönes erſonnen. Dieſes Blumenzelt ſolle in ſeinem Mormorſtein ausgeführt werden und die Glasfenſter haltend umſchließen, daß der Brunnen eben ſo leicht frei, als geſchloſſen nach Witterung und Stimmung genutzt werden könne, zum kalten Bad für die heiße Zeit, als warmes Bad im Winter, auch zum ſichern Mittagsſchlaf beim Rauſchen des Gewäſſers. Er rühmte Annen, wie ſie ihn in allem übertroffen, — aber

Anna ſah Apollonien verwundert und ärgerlich an, als ob dieſe heimlich ſie durch Erfindung habe übertreffen wollen, — und Apollonia noch verwunderter Annen, — der alte Ehrenhalt lachte recht von Herzen. — „Warum lacht Ihr, Alter?“ fragte Berthold, „daß ich ſo eifrig bin, mir hier gleich ein Brunnenhaus fertig zu denken, woran noch mancher Meißel ſtumpf wird. Ihr ſehet hier noch Stangen, ich ſehe ſchon die Blumenkrone in Mormor über dem Brunnen, ich ſehe ſchon die Morgenſonne von jener Seite, wie ſie die Fenſter durchleuchtet, ich meine das Thal dort wird noch freundlicher ſcheinen, weil es weniger blendet.“ — „Herr,“ antwortete der Ehrenhalt, Eure Abſicht finde ich gar wohl erdacht, aber ich wundre mich, daß Ihr dieſe Arbeit ſo wenig kennt nach ihrem Werthe und ihrer Seltenheit, daß Ihr es für eine bloße Artigkeit Eurer Braut haltet. Solche Fenſter möchte der Kaiſer ſich wünſchen und ſie nicht bereit finden; dieſer mühſam zuſammengebrachte Reichthum an Schmelzfarben ſteht keinem Glasmaler ſo zu Gebote und die Fertigkeit in der Benutzung aller ihrer Miſchungen und Überlagen fordert ein vieljähriges Nachdenken. Hier iſt nicht wie in gewöhnlicher Glasmalerei mit ſchwarz geſchattet, ein jeder Schatten ſinkt in ſeiner eigenthümlichen Farbentiefe. Ehrt dies Geſchenk, das erſte, womit die Kronenwächter Euch ein Zeichen ihres Vertrauens geben.“ — „Wer erlaubt

Euch hier einzudringen?“ unterbrach ihn jetzt die alte Frau Hildegard, „jetzt erkenn ich Euch, wie oft habe ich Euch abgewieſen.“ — „Laß ihn,“ ſagte Berthold, „ſeid nicht böſe, guter Mann, die Mutter meint es gut mit mir und fürchtet Euch wegen Martin's Tod; Eure Gabe lerne ich jetzt erſt recht bewundern, Ihr habt dieſen Abend ſeltſam verherrlicht, Ihr ſollt Zeuge ſein meiner Freudentage und Ihr werdet Euch ſcheuen, ein Glück zu ſtören, um Greuel hoffnungsloſer Erwartungen zu ſäen.“ — „Greuel?“ fragte der Ehrenhalt ernſt. — „Ich ſage Euch meine Anſicht,“ antwortete Berthold, „verhehlt ſie nicht den Kronenwächtern. Ich meine, daß ein hochberühmtes Geſchlecht nach Gottes Weisheit von der Höhe ſchwindet und dem gemeineren Platz macht, wenn ſeine Fortdauer Greuel brütet. Denkt Euch, der vielfache Mord, an welchem mein Vater untergegangen, wäre von dem herrſchenden Geſchlechte vor den Augen der Welt begangen, welch ein Vorbild den Völkern; jetzt ſchwindet er in der Unbemerktheit, nur denen verderblich, die ſich darin verwickelt finden.“ — „Woher aber dieſe Greuel?“ antwortete der Ehrenhalt. „Führt Ihr ſolche Frevel in Eurem Blute. Seid Ihr nicht mild und ſchaffend in Eurem Kreiſe geweſen, und war nicht eben ſo Euer Vater. Berührt Euch aber der Gedanke Eures Sturzes ernſtlich, und das wird keinem fehlen, dann lernet Euch ſelbſt fürchten, fiele die wärmende Sonne zur

Erde, ſie würde uns verbrennen. Als Euer heiliges Geſchlecht herrſchte, gab es ein reines keuſches Rittergeſchlecht, aber die jetzt den Namen tragen, ſind es nicht. Nicht die ſind Ritter, welche mit goldnen Sporen einherſtolziren, die von den Kaiſern mit Gunſt und Thorheit zu Rittern geſchlagen ſind. Die echten Ritter ſind vom harten Geſchick geſchlagen und geprägt, ihr Sporn iſt die Treue und ihr Schwert der Glauben an das ewige Beſtehen der Geſchlechter und daß dieſelbe Herrlichkeit aus dem Stamme immerdar wiedergeboren werde, wie Ihr das Waſſer dieſes Brunnens ruhig abfließen laßt und immerdar auf die Dauer und Gabe der Quelle rechnet. Doch, Herr, es iſt nicht gut einen zu wecken, ehe er ausgeſchlafen hat, Ihr müßt noch ausſchlafen von dem Siechthum, das Euch lange zu ritterlichen Thaten untüchtig machte, auch wollen die Kronenwächter noch nichts mit Euch, ſie ſenden Euch nur eine kleine Freundesgabe, daß Ihr Eure Abkunft nicht vergeßt, denn in dieſen Bildern iſt viel von Eurer Abſtammung erzählt und hier ſind die Reime, die Euch hierüber weitere Auskunft geben.“ — Mit neugierigem Stolze griff Anna nach dem Buche und ſagte: „Es iſt mein, denn ſeine Ehre iſt auch meine Ehre jetzt; aber die Züge dieſer Handſchrift müſſen gar alt ſein, ich kann ſie nicht leſen. Herr Ehrenhalt, ſchenkt uns noch einen Bericht aus dieſem Buche, es ſcheint gar lang und Ihr werdet uns das mehr in

der Kürze berichten können, da das Abendlicht bald zu verlöſchen droht.“ — „Thut es, alter Herr,“ ſagte Berthold und bot ihm einen Becher alten Neckarwein an, „wenn Ihr ein ritterlicher Diener ſeid, ſo dürft Ihr ſchönen Jungfrauen ſo etwas nicht abſchlagen.“ — „Euer Wein iſt klar, wie der Jungfrauen Angeſicht,“ antwortete der Ehrenhalt, „und was Ihr begehrt, iſt unſre ſtete Unterhaltung in den einſamen Wachtſtunden, bald ſprechen wir von den wohlbezeugten Geſchichten des Hauſes, von Barbaroſſa und Konradin, bald von den Hausmährchen aus den Zeiten des Attila, von denen hier eins abgebildet iſt. Es berichtet von einem der alten ſchwäbiſchen Könige, aus dem Hauſe der Hohenſtaufen, deſſen Name verſchieden angegeben wird, hier aber ſoll er in Weiblingen ſein Hoflager gehalten haben. Weiblingen war damals eine große Stadt.“ — „Das wiſſen wir aus der Chronik,“ ſagte Berthold. — Nun erzählte der Ehrenhalt das Hausmährchen nach Ordnung der Bilder, die er nach einander, wie er in der Erzählung fortſchritt, gegen die Sonne ſtellte, daß jeder ihre Bedeutung zugleich erſchaute.

Erſtes Bild.

Es war nun der dritte Tag, daß der König dem wunderbaren, kleinen, wie Silber blinkenden Vogel über Höhen und Tiefen bis zum Anfang des dichten

Schwarzwaldes nachſchlich. Der Vogel ſchien aber der Jagdkunſt verſtändig, trug ſpielend eine goldne Feder im Schnäbelchen, wenn er außer dem Bereiche der Armbruſt war, wiegte ſich auf dem Zweige und ſang ruhig, aber im Augenblicke, wo der König den Pfeil auflegte, breitete er ſeine Flügel aus und ſchwand ſelbſt wie ein Pfeil in die gefahrloſe Weite, während der König ihm ärgerlich, aber vergebens, ſeinen Pfeil nachſchnellte. Die Jagdwuth des Königs überwältigte ſeine Ermüdung, ſeine beiden einzigen Gefährten, zwei Ritter, die ihm aus gutem Willen folgten, waren ſchon am Morgen erſchöpft bei einem Einſiedler liegen geblieben. Des Königs Jagdluſt entſchädigte ihn für alles, was er entbehrte, er überließ ſich ihr nach dem ſchnellen Abſterben ſeiner beiden Ältern, das einem tückiſchen Gifte zugeſchrieben wurde, um ſeinen Kummer zu zerſtreuen, daß er den Mörder nicht entdecken konnte. Gewiß war es einer ſeiner Gaugrafen, denen er in der Trauer ſo unbeſorgt die Nachforſchung, die Regierungsgeſchäfte und alle Einnahmen überlaſſen hatte. Dieſer ſchmerzliche Müſſiggang machte ihn dem Volke verächtlich, wenige entſchuldigten ihn mit dem ſchmerzlichen Anlaſſe. Die beiden gutmüthigen Edelleute, die ihm auf ſeinen Irrwegen folgten, erkannten zwar das Unglück, was er durch dieſe Läſſigkeit über das Land brachte, aber ſie wagten nur ſelten, ihm Vorſtellungen zu machen, da er allmählig

in ſeiner Jagdluſt verwildert, gegen jede Einrede wüthete, und ſich ſelbſt überredet hatte, indem er von dem Ertrage der Jagd ſich kärglich nähre, ſo müßte es ſeinem Volke recht wohl ſein, dem er alle ſeine Einnahmen überlaſſen hätte. Aber ſeine Grafen hatten dieſes Erbe zur Unterdrückung des Volks durch fremde Söldner benutzt, ſo wurde das reiche Land vernichtet. Jener Vogel hatte den König allmählig in den damals dreifach größeren unzugänglichen Schwarzwald geführt, er eilte über die von den Menſchen bis dahin nicht überſchrittene Grenze der Wildniß, ohne es ſelbſt wahrzunehmen. Da bedeckte die untergehende Sonne ihr Haupt mit Aſche der brennenden Wolken, er hätte ſeinen letzten Athem aushauchen mögen, um ihr Feuer noch für einen Augenblick anzufachen. Er blickte um ſich, denn der Vogel ſchien entſchwunden und er hörte doch ſeine Stimme. Welche Bäume umgaben ihn und welche zuſammengeſtürzte Haufen von Baumſtämmen, auf denen rieſenhafte Pilze mit bunten Giftfarben erwachſen waren, hier ſah er eine Eidechſe, die auf den Tod einer Schlange lauerte und ihr vorſang, dort hackten unzählige Spechte den Takt zu dem Geſange. Wilde Reben aller Art, lebendig und abgeſtorben, verflochten den Urwald, in welchem die Bäume ſo dicht aneinander ihre Äſte drängten, daß er ſeinen Weg durch die abgeſtorbenen Unteräſte brechen mußte.

Grimmig ſchleicht er auf den Zehen
Durch des Waldes tiefe Nacht,
Aus dem Thale zu den Höhen
Lockt der Vogel ihn und lacht,
Lacht in tauſendfachen Tönen,
Schlägt mit ſeinen Flügeln ihn,
Recht als wollt er ihn verhöhnen,
Denn das Dunkel macht ihn kühn.
Wüthend ſchlägt der Herr die Bäume,
Wo er längſt entflohen iſt,
Schießet in die dunklen Räume
Und die Wuth ſein Herz zerfrißt.
Kracht die Tanne an der Tanne,
Seufzt er auch aus zorn'ger Bruſt,
Fühlt ſich ſchmerzlich in dem Banne
Von der böſen Jägerluſt.

So wüthete ſein ſtolzer Jagdſinn gegen den Vogel, der ihn in dieſe Wildniß geführt und wo er etwas flattern hörte in den gedrängten Äſten, da ſchoß er ſeine Bolzen hinein, doch ohne andere Frucht als die Mückenſchaaren auf ſich hinzuziehen, die ſchon in den Fichtenäſten ihr Nachtlager aufgeſchlagen hatten. Von ihnen gepeinigt, ſtampfte er auf den Boden, da ſauſte eine Wolke von Erdbienen gegen ihn empor. Er ſtürzte ſich durch die trocknen Äſte, ihnen zu entfliehen, da brummte an ihm vorüber ein zottiger Bär, der den Honig der Bienen wittern mochte, denn er achtete des Königs nicht, der ſchon ſein Schwert zur Wehr gezogen hatte. Nun hörte er wieder die Stimme des ſilbernen Vogels, aber er

fühlte keinen Zorn mehr gegen ihn, er war ihm eine willkommnere Geſellſchaft unter den Ungeheuern, die ihn umdrängten. Ein heftiger Durſt zähmte ihn, er hörte wohl Waſſer rauſchen, aber wie ein Strom, der von einer Höhe ſtürzend zerſtäubt, denn der Felſen, auf welchem er ſtand, bebte von dem Falle. Ein Schritt noch, und es iſt der letzte, ſchien ihm des Vogels Geſang zu ſagen, und der König fühlte zum erſtenmal, daß er noch nicht zum Sterben vorbereitet ſei. Er betete zum erſtenmal ſeit dem Unglücke, das ihm die lieben Ältern geraubt hatte, denn er hatte mit dem Himmel gezürnt, in Finſterniß und Wildniß kam der Geiſt des Herrn über ihn. Und als er das Haupt vom Gebete erhob, da ſah er den ſilbernen Vogel dicht neben ſich, der einen großen leuchtenden Johanniswurm in ſeinem Schnabel trug, und damit flatternd einen Fußpfad erleuchtete, den er in der Dunkelheit der Nacht und des Waldes nie wahrgenommen hätte. Demüthig hing er ſeine Armbruſt über und folgte mit Rührung dem angefeindeten Boten des Himmels. Seht hier auf dem Bilde, wie alles Licht von dem Johanniswurme ausgeht, welchen der Vogel trägt, ſeht an der Seite Schlange und Eidechſe, an jener Bär und Bienen am Abgrunde, den das brauſende Waſſer unterwühlt.

Zweites Bild.

Über eine Stunde führte ihn der kleine Laternenträger durch den dichten Wald. Bei ſolcher Obhut konnte ihn weder das Heulen der Wölfe, noch das Liebesgeſchrei der Eulen erſchrecken, aber doch fühlte er in ſeinem brennenden Durſte, welchen das Kauen von Blättern nur vermehrte, daß er, ohne eine Quelle zu finden, bald verſchmachten müſſe. Der Boden blieb dürr oder felſig, das Nadelholz hatte alles Leben unter ſich erſtickt, die Nacht war thaulos, und ein fernes Blitzleuchten in der Schwüle gab nur entfernte Hoffnung zu himmliſchen Quellen. Da erſchien ihm, als er ſchon alle Hoffnung aufgeben und eine Ader ſich öffnen wollte, ſeinen Durſt zu ſtillen, das Feuer eines nahen Heerdes, indem ſich die Thür eines Häuschens, das von Bäumen verſteckt war, öffnete. Der Vogel ſang fröhlich und zeigte ihm den Weg dahin durch die Gebüſche, und ſetzte ſich auf den Giebel des Häuschens und ließ den leuchtenden Johanniswurm frei entfliegen. Nicht aus Vorſorge, weil Räuber die Wildniß zum Aufenthalt wählen konnten, ſondern erſchöpft lehnte ſich der König an die aus wilden Roſenbüſchen geflochtene Wand der Hütte, ehe er einging und dankte dem Himmel für die gnädige Führung. Dies ſtellt das zweite Bild dar: in der Hütte ſehen wir einen ehrwürdigen Greis mit langem weißem Barte, an einem Pulte ſchreibend,

während ſchöne Knaben neben ihm an einem Tiſche Früchte und Becher zu einem Mahl auftragen. Die alten Reime lehren dabei:

Lernt im Zufall Gottes Führung,
Wie er Euch in Noth begrüßt,
Denn es braucht oft tiefe Rührung,
Daß Ihr Euch nicht ganz verſchließt.

Drittes Bild.

Todtenbleich tritt er zur Hütte,
Wie ſein eignes Schattenbild,
Trinkt vom Quell, der in der Mitte,
Gleich dem müd gehetzten Wild;
Und ein Kind bringt Stuhl und Früchte,
Und der Alte Wein und Brod,
Will nicht, daß er erſt berichte,
Was ihn brachte in die Noth.

Der König ſtillte ſeinen Durſt, dann dankte er dem Alten, und fragte nach der Gegend, wohin er ſich verirrt habe. Der Alte ſchrieb ſchon wieder gar eifrig und legte den Finger auf den Mund, zum Zeichen des Schweigens. Der König ſchwieg und die Kinder führten ihn zum Lager am Feuer, wo ihn der Schlaf in wenig Augenblicken überwältigte.

Er mochte wenige Stunden geſchlafen haben, als ein Funke vom friſch angeſchürten Feuer auf ſeine Stirn ſprang und ihn erweckte. Aber die Ermüdung aller Glieder war noch zu groß, er wollte ſich erheben und vermochte es nicht, nicht einmal die Augen-

lieder konnte er öffnen, er hörte die Unterhaltung zwiſchen dem Vater und ſeinen Söhnen, ohne daß dieſe wahrnehmen konnten, daß er erwacht ſei. Der Alte ſchien etwas ſehr Ernſtes zu bedenken, er hatte einen Dolch gen Himmel gehoben und ſprach heftig:

Ja der König muß verderben,
Soll der Staat geneſen ſein,
Mit dem Dolche muß er ſterben,
Meine Thräne ſoll ihn weihn,
Mich entflammt nicht eigne Rache,
Mich ergreift des Landes Wuth,
Denn bald nährt der grimme Drache
Sich mit unſrer Kinder Blut.

Aber die Kinder flehten alle für den König und ſagten:

Wie viel Wolken ziehn vorüber,
Und die Sonne ſcheint dann hell,
Und der König wird einſt lieber,
Als der muthigſte Rebell,
Vor dem armen Volk erſcheinen,
Das vergeſſen alte Noth,
Sich erwählet einen Reinen
Und beſtraft des Königs Tod;
Er iſt gut, es ſind die Grafen,
Die mit frechem Übermuth,
Laſter lohnen, Tugend ſtrafen,
Ach der König iſt ſo gut!

Feſt entgegnete darauf der Alte und focht mit dem Dolche gegen die Luft:

Wer darf ſein Geſchick vergeſſen,
Nicht der Bettler fremd im Land,
Und kein König darf vermeſſen,
Kronen, die aus Gottes Hand,
Unter ſeine Diener theilen,
Um in ungeſtörter Ruh,
In dem wilden Wald zu weilen,
Nein bei Gott, ich ſtoße zu.

Dem Könige war in dieſem Geſpräch ſo manches Wort wieder erwacht, was ſeine beiden Edelleute beſcheiden hatten fallen laſſen, die Noth hatte ſeinen Geiſt erhellt, mit Jammer erkannte er ſein Unrecht, richtete ſich auf, öffnete ſeinen Wamms und ſprach zum Alten: „Stoß zu, ich fühle mein Unrecht, ich habe mein Volk und meine Krone lange vergeſſen, möge ein Würdiger mir folgen, der es treuer bewacht.“ — Der Alte und die Knaben ſprangen von ihren Sitzen und ſahen ihn verwundert an. „Bringt kühles Waſſer dem Kranken,“ ſagte der Alte, „er hat unſerm Spiele zugehorcht und wähnt, er ſei ſelbſt der Schottenkönig, deſſen Geſchichte wir darſtellen.“ — „Ihr ſpielt mit dem Dolche?“ ſprach der König. „Oder hat Euch mein Auge den Muth benommen? Ich will es ſchließen, will mich niederlegen wie ein Schlafender, daß Ihr mich ohne Scheu morden könnt.“ — Bei dieſen Worten entfiel dem König die Krone, die er unter ſeinem Hut trug, und der Alte erkannte wohl, daß dies Mißverſtändniß einen Grund habe,

und keine leere Qual der falſchen Einbildung zu nennen ſei. Er ließ ſich vor dem Könige auf ein Knie nieder und ſprach: „Nicht jeder kennt die Noth und das Geſchick eines andern, der die Furchen ſeiner Stirn erblickt, wohl mögt Ihr unſer gnädiger Herr ſein, den wir ſo lange vermiſſen, ich aber wage es nicht, Euch zu berathen, ſo wenig ich Euch zu morden geſonnen war. Lange habe ich meine Augen nicht mehr dem Lebenden geöffnet, aber oft habe ich vor Euch in jüngeren Jahren am Marktfeſte zu Weiblingen die Geſchichte der Völker auf künſtlicher Bühne geſprächsweiſe aufgeführt, gedenkt Ihr meiner noch, des alten Meiſterſängers David, aus Ungerland. Hier in ſtiller Einſamkeit durchdenke ich die Geſchicke der Völker, und was Euch ergriffen iſt die Geſchichte eines Schottenkönigs, der von ſeinen Barden erſtochen wurde, weil ein Drache ungeſtört das Land verwüſtete." — Der König erhob den Alten, küßte ihn und ſprach: „Mag Eure Geſchichte mir fremd ſein, Eure Lehre iſt mein geworden, der Sänger Wort iſt ein höherer Ruf und wie es uns trifft im Innerſten, im Geiſt, im Herzen zugleich mit einem Strahle, ſo wirkt ein höherer Geiſt durch das Wort, wohl mögt Ihr mich noch vergeſſen haben und des fernen Schottenkönigs gedenken, dennoch ſteht mein Reich, ich und meine Gedanken im Spiegel Eures Geiſtes, Euch ſelbſt unbewußt und ich ſchaudre vor meinem Abbild." Das

Dieſen Raub der ſchönen Jungfrau ſeht Ihr hier auf dem Bilde, und wie der König nach dem Degen greift.

Fünftes Bild.

Die Beſonnenheit des Königs beſchwichtigte dieſe Aufwallung, er gedachte der Zahl jener Räuber und beſchloß der armen Geraubten, deren Schönheit ihn tief gerührt hatte, mit ſicherer Klugheit zu helfen, oder ſelbſt der Strafe für die lange Vergeſſenheit ſeiner Pflicht zu unterliegen. Sein Schwert wieder im Mantel verſteckt, wie ſeine Krone, trat er in's Schloß und vertraute einem Diener des Grafen, er habe ſeinem Herrn willkommne Botſchaft von einer ſchönen Frau zu überbringen. Der Diener, ſolcher Verhältniſſe des Grafen kundig, wies ihn nicht ab, wie der König wohl gefürchtet hatte, aber er brachte ihn auch nicht zum Grafen, wie er gehofft hatte, ſondern nach einem abgelegnen, unerleuchteten Zimmer des Schloſſes und verließ ihn, um ſeine Anweſenheit dem Grafen zu melden. Der König war nicht lange mit ſich allein, als Seufzer aus dem Nebenzimmer ihm hörbar wurden; gleich dachte er, es ſei die unglückliche Jungfrau, die den Untergang ihres Lebens, zum Schutz ihrer Ehre, beſchließe, und ſang zu ihrer Vertröſtung:

Liebeszauber, Unſchuldthränen,
Ihr erweckt mein todtes Schwert,
Wie der Blitz, der durch die Mähnen
Eines müden Roſſes fährt,

Und es bäumt ſich kühn zum Himmel
Wo der Donnerwagen rollt,
Möcht' ihn lenken durch's Getümmel,
Daß er nicht der Erde grollt.

Dieſer Geſang ſchien die Seufzer zu ſtillen, bald hörte der König von der andern Seite Menſchentritte und der Graf trat mit einer Kerze ein, erhitzt vom Traume der Freude, ſehnſüchtig der Verheißenen. — „Biſt Du es ſelbſt, liebe Freundin," ſagte er eintretend, „ich ſchwor darauf, als mir ein Unbekannter, im Mantel verhüllt, gemeldet wurde, der mir frohe Botſchaft bringe." — Aber ſtatt des Kuſſes, den der Graf erwartete, als jetzt der König den Mantel abwarf, ſah er ein Schwert in ſeiner Hand blitzen, er wollte zurück ſpringen und Verrath rufen, da erkannte er den König und war wie von einer Erſcheinung erſchüttert und verwirrt. „Gnädiger Herr," ſtammelte er, „Ihr beehrt dies Feſt mit Eurer Gegenwart, möchte es Eurer würdig ſein, Euch erheitern." — Der König ſagte darauf mit Ruhe: „Das Feſt iſt meiner nicht würdig, es betrübt mich tief, die Klage der Unſchuld iſt Eure Muſik und das Brod der Armen drückt Eure Tiſche nieder, Ihr habt mein Zutrauen getäuſcht, ich habe Euch meine königliche Gewalt übergeben, mir bleibt nur mein ritterliches Herz, einer von uns beiden iſt der Erde überzählig, zieht lieber Graf, daß Gott zwiſchen uns blutig richte, wer

hier herrſchen ſoll.“ — Der Graf zog zwar ſeinen Degen, aber von dem früher gewohnten Gefühle übernommen, dies ſei ſein Herr, legte er den Degen zu deſſen Füßen, kniecte nieder und ſprach: „Ich habe Euch nicht kränken wollen, gnädiger Herr, verzeihet meiner Jugend und der Freiheit, der Ihr uns überlaſſen hattet, wo ich in Leidenſchaft irrte.“ — Der König ſetzte ihm einen Fuß in den Nacken, erhob ſein Schwert und ſagte: „Der Übermuth Deiner Diener hat mir heißes Pech auf den Nacken geſchüttet, als ich ruhig dem Freudenfeuer zuſchaute, an Dir will ich mich rächen, Dein Tod iſt in dieſem Augenblick ein Schwung meines Arms! Ich will nicht Deinen Tod, doch gedenke dieſes Augenblicks künftig, und ſchwöre mir ritterliche Treue!“ — Der Graf hob die Hand auf und ſchwor ihm einen Eid der Treue, da gab ihm der König ſeinen Degen zurück, und befahl, ihn als Herrn in die Mitte der Grafen zu führen, die in dem Schloſſe verſammelt wären. Das Bild ſtellt dar, wie der König ihm den Fuß in den Nacken ſetzt und ſein Schwert erhebt:

Der vor allen hochgeſtanden,
Iſt am tiefſten nun gebeugt,
Alſo geht der Stolz zu Schanden
Und vor Gottes Macht ſich neigt.
Wer mit Muth dem Rechte dienet,
Iſt erfüllt von Gottes Macht,
Was er ſchafft, auf Erden grünet,
Was er ſtöret, ſinkt in Nacht!

Und woran er zu erkennen,
Iſt die ſichre Mäßigung,'
Rache will er ſich nicht gönnen,
Ihm genügt die Beſſerung.

Sechſtes Bild.

Der Graf, von der Würde des Königs in ſeinem leichtſinnigen Herzen friſch erſchüttert, meinte ſich ernſtlich ihm anſchließen zu müſſen, er ſchilderte ihm die Verwirrung, die Bedrückung des Landes, den Trotz der meiſten Grafen, die ſich gewiß der Rückgabe aller Gewalt in ſeine Hände widerſetzen würden. Er wolle deswegen den Saal mit bewaffneten Dienern beſetzen, daß die Grafen nicht zu ihren Waffen kommen könnten und ſich in die Nothwendigkeit ſeiner Anerkennung ohne gewaltſamen Widerſtand ergäben. Für dieſen Rath ernannte ihn der König zum Nachfolger in der Regierung, wenn er, der letzte des altſchwäbiſchen Hauſes, ohne eigne Kinder ſterben ſollte. Dieſe Gnade befeuerte den Grafen, er bewaffnete ſchnell die beſten Leute, der Saal, wo die Ritter banketirten, ward von ihnen beſetzt, als der König, die Krone auf dem Haupte, das Schwert in der Hand, von vielen bewaffneten Fackelträgern umgeben, an ſeiner Seite der Graf, in den Saal trat. Da war großes Erſtaunen, insbeſondere als der König nicht freundlich, ſondern mit harter Belehrung ihnen ihre Fehler verwies, ſie bedrohete, alle enthaupten zu laſſen, wenn ſie

nicht in Reue und Demuth ihren Übermuth büßten. Sie ſahen den Grafen und deſſen Leute auf der Seite des Königs, ſie fühlten ſich verloren, wenn ſie widerſtehen wollten, ſie knieeten nieder, gaben die Regierung in ſeine Hand zurück und ließen ſich an ihren alten Rechten genügen und huldigten ihm von neuem. Und als nun dies große Werk für das Land geendet war, da befahl der König zu neuer Überraſchung des Grafen, die geraubte Jungfrau in den Saal zu führen. Und bald trat ſie mit dem Morgenſtern in den Saal, der die Decke der wunderbaren Nacht lüftete und alle waren erſtaunt über ihren Glanz, vor allen der König, der ſie jenem liebreichen Knaben ähnlich fand, der ihn aus dem Walde zurückgeführt hatte und der noch immer wie ein wunderbarer Engel in ſeinem Andenken erſchien. Der König kündigte ihr Freiheit an, zugleich bat er, ihm ihren Namen und ihr Geſchick zu vertrauen, daß er für ihre Sicherheit ſorgen könne. Da nannte ſie ſich die Tochter des unglücklichen Herzogs David aus Ungarland, der im Kampfe gegen Attila ſeiner zwölf Söhne, ſeines Landes und Verſtandes beraubt, ſich unter dem Namen eines Meiſterſängers in dieſes Königreich Schwaben geflüchtet, und ſie einem Nonnenkloſter in Schutz gegeben habe; ſie bat um Freiheit, ihn aufzuſuchen, für ihn zu ſorgen. — Der König fragte zagend, ob ſie ihr Gelübde im Kloſter ſchon abgelegt habe? — Sie ant-

wortete mit niedergeſchlagenen Augen, daß ſie noch kein Gelübde abgelegt habe und auch keines ablegen werde, ſeit ſie erfahren müſſen, daß nicht die Kloſtermauern, ſondern ritterlicher Muth ſie gegen Gewalt geſchützt habe. Darauf knieete der König vor ihr nieder, ergriff ihre Hand und zeigte ihr ſeinen Goldring. Und ſie ſteckte ihren Finger hinein, denn ihre Augen verſtanden ſich und nannte ihn ihren lieben Ritter, denn ſie wußte nicht, daß es der König ſei. Als aber jetzt die Grafen ihr mit gebeugtem Knie die Hand küßten, und das Heil ihrer neuen Königin ausriefen, da erkannte ſie die hohe Würde ihres Verlobten, wie ſie ſein hohes Herz erkannt hatte, ſie verbarg ihr Antlitz an ſeiner Bruſt, und ſegnete alles Unglück, in welchem der Himmel ſie geprüft, ob ſie dieſes Glück ertragen könne, wobei ſie ihres Vaters gedachte, wie er ſich dieſer Rückkehr zum alten Anſehen ſeines Hauſes freuen werde. Das Bild zeigt, wie ſie den Finger in den Ring ſteckt, die alten Reime ſagen:

Seht, der neue Tag zieht prächtig
In die Herzen, in die Welt,
Alle Sorge dunkel nächtig
Hat zum Grafen ſich geſtellt.

Wer verlor auch mehr als der Graf, außer der Herrſchaft auch die Geliebte, und nicht durch Gewalt, ſondern durch ihre Neigung zum Könige.

Siebentes Bild.

Die ſchöne Braut war, von Müdigkeit überwältigt, im Gemache der Mutter eingeſchlummert und ihr Schlaf war lang. Der König gönnte ſich nur kurze Raſt, es trieb ihn die Sehnſucht nach dem alten Sänger, der gleichſam eine Seele ſeines Volkes, unbewußt ſein Schickſal gelenkt hatte. Er ſorgte für die Sicherheit ſeiner Braut und zog mit den rüſtigſten Grafen, und den wegkundigſten Gebirgsjägern in den großen Schwarzwald. Er ſelbſt ging voran, weil er an den bedeutendſten Punkten Zweige eingebrochen hatte, auch fand er bald dieſen ſeinen Weg, den ihm der Knabe gezeigt hatte, nur fehlten jetzt alle die Brücken, auf denen er über Abgründe ſicher hingeſchritten. Dieſe Verbindungen ſchienen mit Abſicht vernichtet zu ſein. Aber der König ließ ſich dadurch nicht abhalten, die Gebirgsjäger, obgleich ſie dieſen wilden Theil des Waldes nur ſelten berührt hatten, wußten doch aus ihrer Erfahrung guten Rath, die ſchroffſten Felſen zu umgehen und Wege zu bahnen, die Jäger erlegten die zornigen Bewohner der Wildniß, die ihnen nahten, Bären, Wölfe, Luchſe. Zwei Tage arbeiteten ſie mit friſchem Muthe, aber am dritten wurden alle ſtiller und langſamer, mancher meinte, es ſei unmöglich, daß der König in einer Nacht dieſe Wege gewandelt ſei, er müſſe wohl geträumt haben. Darum waren alle ſehr überraſcht, als

ſie wirklich beim Aufgange des dritten Tages in einer grünen Fläche, die von hohen Eichen umgeben war, eine wunderbare Kapelle erblickten, die aus hochſtämmigen, weißblühenden Roſenbüſchen geflochten, von Epheu umrankt, ein Kreuz über die Erde bildete. Der König ging voran, um den alten Freund durch die Zahl der Gäſte nicht zu erſchrecken, ihm folgten die andern. Als aber der König die Thüre öffnete, ſah er einen einfachen Altar, wo wenige Tage vorher der Alte geſchrieben hatte, ein Kreuz bezeichnete ihn und die Morgenſonne glänzte prachtvoll hinüber. Alle knieeten nieder, der König beſchloß, dem Erlöſer hier, wo er vom Trübſinn zur Freude erlöſt worden, eine Kirche zu erbauen. Und als er über die Art dieſes Baues nachſann, erblickte er auf dem Altar den Bau vieler Bienen, welche in ihrem Wachs die Kapelle im Kleinen nachgebildet hatten.

Gleich der freundlichen Kapelle
Iſt der Wachsbau ausgeführt,
Von dem Thurme bis zur Schwelle
Gleiches Maaß darin regiert.
Einſam bauten dieſe Bienen
Wohl ſchon manche liebe Zeit,
Daß ſie dieſem Altar dienen,
Daß ein Schränklein ſei bereit,
Um das Heil'ge drin zu ſtellen
Und des heil'gen Nachtmahls Brod,
Das der Prieſter den Geſellen
Bei des Baues Gründung bot,

Denn da flogen ſie zur Sonne,
Wie ein Kreuz geordnet hin,
Daß Vertrauen mit der Wonne
Sel'ger Thränen weicht den Sinn.
Dreifach wird die Kirche ſchimmern
In dem Wachs, im Roſendach,
Aus Granit die Werkleut zimmern
Nun die Wölbung auch danach.

Die beiden Kapellen und die Gründung der Kirche zeigt das Bild, alle dreie einander gleich, nur in verſchiednem Maaße.

Achtes Bild.

Nachdem der Bau angeordnet und die Arbeiter beſtellt waren, zog der König heim, indem er überall den Weg zu dieſer Wallfahrtskirche eröffnen ließ. Acht Tage nach ſeinem Auszuge traf er zum Schloſſe des Grafen ein. Da trat ſeiner freudigen Ungeduld die liebliche Braut weinend entgegen und klagte, ſie habe ihren Vater nur wiedergefunden, um ſein Ableben zu betrauern. Die Vorſteherin des Kloſters habe ſie zu ihm geführt, aber er habe, einem Todten ähnlich, wenn gleich noch athmend, in ſeiner Hütte geruht. Zwar hätten die Nachbarn, welche ihm gern aufwarteten, weil er ihnen zum Lohn ſchöne Geſchichten erzählte, behauptet, er ſei nicht todt, ſondern ſchon oft in ſolche Entzückung verfallen, aber ſie könne nicht mehr an dieſen Troſt glauben, dieſe Störung ſeines

Lebens dauere zu lange. Hierauf führte ſie den beſtürzten König nach dem Saale, wo der Vater unter einer Purpurdecke auf weichen Kiſſen ruhte. Wie ſie nun die Decke mit abgewendetem Geſichte aufhob, rief der König: „Frommer Sänger, Du haſt mich in's Leben zurückgeführt und biſt ſelbſt zu den Todten gegangen, warum ſaheſt Du nicht die Freude Deines Werkes, ehe Deine Augen ſich ſchloſſen.“ — So war es nun heraus, der Vater ſeiner Braut, der alte Herzog, war eben der Meiſterſänger, deſſen Schauſpiele und Geſänge die Stadt erfreuten, eben der, welcher den König aus ſeiner Trägheit erweckt hatte. Das Seltſame aber war, wie er nach der Wildniß gekommen, da die Nachbarn verſicherten, er habe an jenem Tage ſchon in der Verzückung auf ſeinem Bette gelegen. Wie nun der König jener Ähnlichkeit der zwölf Knaben mit ſeiner Braut gedachte, da fiel ihm ein, ob es wohl die zwölf Söhne geweſen ſein möchten, welche die Hunnen umgebracht hatten? Es ſchauderte ihm, als ob er im Schwarzwalde ſchon über die Grenzen des Lebens hinüber geſtiegen geweſen, aber durch Warnung in deſſen Mitte wieder zurück getreten ſei. Da traten die beiden treuen Begleiter ſeiner Jagd, die beiden Ritter, welche erkrankt geweſen, in abgetragenen Wämmſern, wie es ſich an Höfen wohl nicht ziemte, in den Saal, begrüßten den König mit Freudenthränen erzählten, wie ſie ihn ſo lange ver-

geblich geſucht hätten, bis ſie endlich durch den Fang zweier Vögel, unter denen auch der, welchem der König ſo lange nachgeſchlichen, zur Heimkehr veranlaßt worden wären. Dieſer Fang, der ihnen ſo leicht geworden, da die Vögel mit einander geſpielt und ſie nicht wahrgenommen hätten, ſei ihnen als ein gutes Zeichen erſchienen und dies gute Zeichen ſei nun erfüllt. Bei dieſen Worten zog der eine einen Gitterkaſten unter dem Mantel hervor, in welchem die beiden Vögel, in der Geſtalt wie Spechte, der eine golden, der andre ſilbern, eingeſperrt ſaßen. Mit Gnade ſagte der König den Freunden willkommen, aber nicht ohne Widerwillen fühlte er in ſich die alte böſe Jagdluſt beim Anblicke der Vögel wieder erwachen. Er kämpfte mit ſich, endlich reifte ſein Entſchluß, er ließ den goldnen Vogel aus dem Kaſten fliegen, daß er durch das Fenſter in's freie Blau der Luft entflöge; er wollte auch den ſilbernen entfliegen laſſen, aber da überwand ihn ſeine Jagdluſt, daß er die Gitterthüre wieder ſchloß. Der goldne Vogel nutzte aber nicht das Geſchenk der Freiheit, er flog zwar fort, aber blieb auf dem Munde des halbtodten Sängers ſitzen, dieſer öffnete den Mund, der Vogel ſchlüpfte hinein und der Alte öffnete die Augen wie ein geſund Erwachter. Der Saal war ihm fremd, er fragte, wo er ſei, fragte die Tochter, wer ſie ſei? Dann aber erkannte er ſie beim erſten Kuſſe, auch der König erſchien ihm be-

kannt, und als ihn dieſer an die Lehre erinnerte, die er von ihm in der Roſenhütte empfangen, da rieb ſich der Alte die Stirn und meinte, daß ihm von dem Allem auch geträumt habe, daß er auch ſeine zwölf Söhne wieder geſehen, die ihm vielen guten Rath zu dem Faſtnachtsſpiele gegeben hätten. Dann ſei ihm aber auf dem Heimwege ſeine geliebte ſelige Frau begegnet, die habe ihn ſo ernſtlich an den Himmel gemahnt und daß er der irdiſchen Spiele vergeſſen ſolle, darüber hätten ſie ſich ſo im Geſpräche vertieft, daß ſie beide gefangen worden. Jetzt erkannte er in dem eingeſperrten ſilbernen Vogel die geliebte Seele ſeiner Frau, er beſchwor ſie, ihn noch nicht zum Himmel zu entlocken, bis er ſein tiefſinniges Spiel beendet habe und der Vogel ſchien mit ſanftem Tone ihm darin nachzugeben. Das Bild ſtellt Euch dar, wie der Vogel in den Mund des Alten ſchlüpft.

Neuntes Bild.

Kaum verſtattete ſich der Alte die Zeit, alles zu vernehmen, was ſeiner Tochter geſchehen, die Frau mahnte ihn zur Arbeit, ſie war ehrfurchtsvoll dem Käfig entlaſſen und ſaß auf ſeiner Schulter, auf ſeinem Dintenfaſſe, auf ſeiner Feder, daß er nicht bei den Liebkoſungen der Tochter das Schreiben unterlaſſe. Umſonſt führte dieſe den Vater zu weiten Ausſichten in Prachtzimmer, umſonſt zeigte ſie ihm den reichen Garten, der Alte ſchrieb gehend, ſtehend,

ſitzend, ſo wie ſich ſeine Gedanken klar machten und verdrängten. Die Tochter wußte aber die Gefahr, daß er ſich ihrer Liebe und der Welt entzöge, wenn er ſeine Arbeit beendigt habe und da dieſe raſch fortrückte, ſo erſann ſie einen Kunſtgriff:

Unermüdet ſchreibt der Alte,
Schaut begeiſtert in die Welt,
Sieht nicht, wie die Tochter walte,
Nur ſein Werk ihm wohlgefällt.
Wenn er nun ein Blatt geſchrieben,
Wirft's die Tochter heimlich fort,
Daß es in den Strom getrieben
Und erloſchen jedes Wort.
So der Alte unermüdlich,
Ohne Zürnen, ohne Groll,
Schreibt von neuem ſtill und friedlich,
Doch ſein Werk wird nimmer voll.

Als nun die Sonne an die Erde geſtoßen und in tauſend Sterne zerſprungen war, da ſank der Alte ermüdet auf ſeinen Schreibſtuhl, ſein Mund öffnete ſich, der goldne Vogel entfloh ſingend dem Munde, und flog in den Jasminenbuſch, wo der ſilberne Vogel ſein harrte, wo dann große Freude zwiſchen ihnen war und tauſend Bitten der Mutter kund wurden, die Arbeit bald zu enden. Aber auch der König dachte bei der Luſt der guten Vögel, daß er ſeine Vermählung, ſeinen Einzug in die Hauptſtadt beſchleunigen müſſe und ordnete alles zum andern Tage. — Er begann den Zug auf einem ſchwarzen Roſſe, ihm folgten die Grafen, dann folgte die Königin auf weißem

ſicheren Rößlein, umgeben von den Gräſinnen, den Zug ſchloſſen die Meiſterſänger, welche zu Pferde den Wagen umgaben, in welchem der Alte ſaß und ſchrieb, das Vöglein auf ſeiner linken Hand tragend. Das Volk ſtrömte mit Jubel entgegen, küßte den Ankommenden die Steigbügel, jeder athmete wieder frei auf, ſo ging der Zug zur Kathedrale auf der Anhöhe, wo wir hier noch jetzt den vielen Bauſchutt auf dem Weinberge finden, dort wurde die ſchöne Braut durch die Hand des Prieſters dem Könige feierlich vermählt. Dies zeigt das Bild.

Zehntes Bild.

Als der König und die Königin am andern Morgen nach der Hochzeit aus ſüßem Schlaf erwachten, waren ſie verwundert, den Alten noch nicht erwacht auf ſeinem Ruhebette, noch nicht beim Schreiben zu ſehen, vielmehr bemerkten ſie die beiden Vögel in großer Thätigkeit auf einem hohen Roſenſtocke, der in goldnem Gefäße die Hochzeitkammer ſchmückte. Die beiden Vögel hatten ſich in den Äſten ein Neſt geflochten aus ſeidnen und leinenen Fäden und daſſelbe mit goldnen und ſilbernen Federn gefüttert, die ſie einander ſpielend ausgezogen hatten. Sie ließen ſich nicht von der Anweſenheit der beiden Neuvermählten ſtören, ſie grüßten ſie und ſangen zu ihnen Glückwünſchungen und nahmen ſüßen Mohn vom Munde der Tochter. Dies war der einzige Tag, daß der Alte

verſäumte in ſeinen Leib zurückzukehren, auch war am andern Morgen die ſeltſame Änderung vorgegangen, daß die ſilberne Frau ihn nicht mehr ſo dringend zur Arbeit anmahnte und daß der Alte ſich daher mehr ſeinen Kindern mittheilen konnte. Dennoch ſchrieb er immer noch viel und die Tochter löſchte an jedem Abende alles wieder aus, daß ſein Heldenſpiel zwar immer ſchöner, aber nie fertig wurde. Die Mutter war zwar abwechſelnd mit dem Neſte beſchäftigt, aber ſie war doch die meiſte Zeit um den Vater, der Tochter hingegen ſchenkte ſie weniger Aufmerkſamkeit. Eines Tages ging ſie aber gar nicht vom Neſt, und die Tochter lauſchte und nahm endlich wahr, daß die Mutter ein ſilbernes, mit goldnen Ringen bezeichnetes Ei unter den Federn des Neſtes verſteckte. So legte der ſilberne Vogel allmählig zwölf Eier, jeden Tag eins, und ſetzte ſich darauf, ſie auszubrüten, und wechſelte in dieſer Arbeit mit dem goldnen Vogel ab, ſo daß der Alte während ſeiner ganzen Brütezeit nicht in ſeinen ruhenden menſchlichen Körper, nicht zu ſeiner Arbeit kam, denn auch während ſie brütete, war er emſig beſchäftigt, zarte Blumenſämereien für ſie herbei zu tragen, welche kein Menſch finden kann, wie die klugen Vögel ſie finden und ſammeln können. Aber auch die Königin rückte während der Brütezeit ihrer Mutter in ihrer Leibesſegnung ſo weit vor, daß ſie eines Morgens von einem herrlichen Knaben entbunden wurde.

wurde. Und kaum war er in die Welt getreten, ſo entflogen zwölf ſchöne, kleine, geflügelte Kinder, in der Größe von Canarienvögeln, mit goldnen und ſilbernen Flügeln verſehen, alſo ganz wie Engel geſchildert werden, aus dem Neſte der ſilbernen Mutter, ſangen den Neugebornen an, liebkoſten ihm, ſpielten mit ihm und reinigten, wickelten ihn mit zärtlicher Sorge und wehrten ihm die Fliegen und Mücken ab. Sie ſelbſt waren zwar klein, aber doch fertig in allen ihren Kräften in die Welt geflogen und kannten die menſchliche Bedürftigkeit nur, indem ſie dieſe andern erleichterten. Das Bild zeigt dort im Hintergrunde das Bette; die Königin, erſchöpft von der Mühe, drückt ſie dem Könige die Hand und blickt mit Wohlgefallen nach dem Kinde, das im Vorgrunde von den kleinen Engeln gewickelt wird.

Eilftes Bild.

Als die Königin das Kind von ihrer Bruſt entwöhnt hatte, da ſagte ihr der König, daß er in der Stunde ihrer Noth die Beſchleunigung des Kirchenbaues im Schwarzwalde durch eine ſtrenge Wallfahrt dahin gelobt habe. Sie ſei nun glücklich befreit und er wolle ſeinem Gelübde treu, von ihr Abſchied nehmen. Aber die Königin erklärte, er dürfe nicht allein gehen, ſie müſſe mitziehen, ſie ließ ſich durch keinen Grund zurückweiſen, wie Weiber ſind, unter andern erſann ſie, daß ſie den Vater als Vogel einfangen und ſammt der Mutter im Käfig mit ſich nehmen wolle, damit der Vater die Zeit

nicht benutze, ſein Heldenſpiel fertig zu ſchreiben und ſich ihnen auf immer zu entziehen. Die zwölf geflügelten Boten verſprachen für den kleinen Königsſohn in ihrer Abweſenheit Sorge zu tragen, wie ſie es ohne Beihülfe andrer täglich zu thun gewohnt waren, und ſich nicht abſchrecken ließen, wenn das ſtarke Kind mit kindiſchem Ungeſchick zuweilen einen ergriff, drückte oder rupfte. Sie ſtanden in ſolchem Falle einander ſo treulich bei, daß ſie bald des Kindes Meiſter wurden und das Kind folgte ihnen in allem, worin es ſie verſtehen konnte. In dieſer Obhut ließen ſie nach unzähligen Küſſen das geliebte Kind und begaben ſich heimlich, um jedes Gefolge von Leuten zu vermeiden, das ihrer Demuth ein Vorwurf zu ſein ſchien, aus der Stadt, ohne zu ahnen, daß ſie das Kind und die Stadt zum letztenmal geſehen hätten. Erſt mehrere Stunden nach ihrer Auswanderung verbreitete ſich das Gerücht derſelben und große Schaaren frommer Pilger folgten ihnen nach. — Es hatte ſich aber, ſeit der König ſelbſtſtändig und gerecht die Regierung übernommen hatte, viel Glück über alle verbreitet, nur die Grafen wollten das nicht erkennen, weil ſie ſich durch die Gerechtigkeit in ihren Einnahmen ſehr beſchränkt fanden. Jener Graf des Nibelgaus, welcher ſich die meiſte Schuld an dieſer neuen Wendung der Dinge beimaaß, weil er ſie ſeiner Feigheit zuſchrieb, theils von Liebe zu der Königin gequält, nun auch von Ärger über die Geburt des Prinzen er-

füllt, weil dieſer die Hoffnung der Nachfolge ihm raubte, fand ſich vom Geiſte der Verſuchung gereizt, durch den Mord des Königs ſein Schickſal ändern zu wollen. Dieſe Wallfahrt, die einer ſeiner Diener auskundſchaftete, bot ihm die Gelegenheit zur unbemerkten Ausführung. Die Vormundſchaft über das königliche Kind konnte ihm nach dem Tode des Königs nicht ſtreitig gemacht werden, wie leicht konnte es aus der Reihe der Lebenden vertilgt werden, die Königin hoffte er durch ſein Liebesglück und durch ſein Anſehen ſich dann zuzueignen. Der Graf war zum Schein zu ſeinem Bruder gefahren, hatte ſich aber, ohne eines Menſchen Begleitung nach dem Schwarzwalde gewendet und lauerte an der gebahnten Straße der Wallfahrer. Der ganze Weg hatte unſre beiden Pilger ganz in die Zeit ihrer erſten Liebe verſetzt, mancher Kuß hemmte die Reiſe, ſie ſahen nicht um ſich, ſondern vergaßen ſogar oft das angelobte Gebet. Umſonſt warnten ſie die beiden Vögel im Käfig, der Wurfſpieß des Grafen hatte beide durbohrt und den Käfig der Vögel durchbrochen, ehe ſie eine der Warnungen vernommen hatten; ohne Schrecken, ohne Ahnung, noch freundlich lächelnd, hatte der Mordſtahl ihren Lebensfaden durchſchnitten. Aber der Graf ſah mit Verzweiflung zu ihnen hin, denn nicht die Königin ſollte ſein Spieß treffen, aber ein zärtlicher Kuß hatte ſie an den König gedrückt, als ſchon der Wurfſpieß ſeiner Hand entſchleudert war.

Erſt jetzt fühlte der Graf, daß mehr ſeine Liebe zu der Königin als der Wunſch nach der Herrſchaft ihn getrieben, er haßte ſich und ſein Unglück, das er ſich ſelbſt geſchaffen hatte. Den Mord ſtellt das Bild dar.

Zwölftes Bild.

Bald dachte der Graf auf ſeine Sicherheit und eilte nach ſeinem Schloſſe, ehe irgend eine Kunde des Mords in das Land gekommen. Der große Zug der Weiblinger Pilger, welcher dem Königspaare nachgepilgert war, entdeckte die beiden Leichen beim Geſchrei der beiden Vögel, und da jeder Verſuch, ſie zu beleben, vergeblich war, ſo zogen ſie mit ihnen traurig und ſtill der Kirche des Erlöſers zu, wo die Geiſtlichen ſie mit Balſam zu erhalten ſuchten, bis die feierliche Beiſetzung angeordnet wäre. In der Hauptſtadt war aber, ehe dieſe Trauerbotſchaft einlief, eine allgemeine Verwirrung. Der Königsſohn war verſchwunden mit ſeinen zwölf Engeln, Niemand errieth, wer ihn könne geraubt haben. Als aber die Kunde des Mordes anlangte, da erhob ſich das Volk in Verwünſchungen der Mörder, ſo daß der Graf von Glück zu ſagen hatte, daß kein Verdacht auf ihn gefallen, weil ihn viele kurz vorher bei ſeinem entfernten Bruder geſehen hatten. Zur Beerdigung des Königspaares verſammelten ſich alle Grafen und vieles Volk bei der wüſten Kirche, die Särge wurden geöffnet, der Graf, als Nachfolger, verfluchte da öffentlich die Mörder, ſie ſollten das Licht der Sonne nicht

mehr ſehen. In dem Augenblicke drangen die beiden königlichen Vögel, wie ſie vom Volke genannt wurdeg, aus den Wolken nieder zu ihm und hackten ihm, ehe er ſich ihrer erwehren konnte, beide Augen aus. Das Bild zeigt, wie die beiden Vögel auf ihn eindringen, im Hintergrunde iſt das Hochamt und die Leichen, an der Seite das Volk zu ſehen, die alten Reime ſagen:

Mörder, ruft der ganze Haufen,
Sieh, es iſt erfüllt der Fluch;
Kannſt du Licht der Augen kaufen
Von dem Himmel durch Betrug?
Und der Graf irrt in der Kirche,
Ruft umſonſt nach Freundeshand,
Daß ein andrer ihn erwürge,
Alle ſind von ihm gewandt.
Blind, nach einem Ausgang ſuchend,
Stürzt die Stufen er hinab,
Und ſo ſtirbt er, ſich verfluchend,
Sein Gebein bleibt ohne Grab.

Dreizehntes Bild.

Nun begann ein bürgerlicher Krieg um den befleckten Thron. Jedes der Grafenhäuſer machte Anſprüche auf den Thron, ohne es laut werden zu laſſen, es äußerte ſich aber darin, daß ſie jeden ſtürzten, der die Abſicht zeigte zu herrſchen. So dauerte es wohl vierzehn Jahre, daß der königliche Pallaſt von keinem aus Scheu der andern bezogen wurde, als die Hunnen unter Attila bis Schwaben eindrangen. Gleich ſuchten einige der Grafen durch Attila zur Herrſchaft

zu gelangen, aber er benutzte ſie nur, um alle gegenſeitig durch einander aufzureiben. So kam er, unter Zujauchzen derer, die immer noch Lohn von ihm erwarteten, von ihren Leuten gezogen, in die Hauptſtadt, in den Schloßhof. Eins ſeiner erſten Geſchäfte war, den alten, ehrwürdigen Pallaſt theils aus Neugierde und Habſucht, theils aus Vorſicht und der Befeſtigung wegen in Augenſchein zu nehmen. Die Beute war gering, die Raubſucht hatte ihm wenig Koſtbarkeiten gelaſſen, aber endlich fand er in einem Zimmer, das mit Epheu grün berankt war, weil die Luft frei durch die offenen Fenſter ſtrich, einen ſtarren alten Mann, der auf eine geſchriebene Rolle blickte und den einer der Begleiter als den alten Sänger, den Vater der ermordeten Königin erkannte, von dem Niemand ſeit ihrer Abreiſe etwas erfahren hatte, denn in der Beſtürzung jener Zeit war Niemand in dies abgelegene Zimmer eingedrungen. Der Attila meinte, es ſei ein alter Zauberer, der immer noch lebe, die andern dachten auch, er läge nur noch immer in der Verzückung, ſo wenig hatte der Tod ihm anhaben können. Nun wollte Attila wiſſen, was in der Schrift, die vor ihm lag, woran er zuletzt geſchrieben, ſtehe, und befahl einem der Eingebornen, weil er der Schrift unkundig, dies Blatt ihm vorzuleſen. Ein Geiſtlicher las aber folgende Worte zu einem im Heldenſpiel beſchriebenen Triumphzuge:

Wer lebendig blieb ſchreit Sieg aus, doch die Todten ſchweigen ſtill,
Triumphirend zieht der Feldherr auf den blutbefleckten Thron,
Und die Narrn, die ziehn den Karrn ihm, und er lacht der Narren ſchon;
Denn er ſinnt ſchon im Triumphzug, wo er die verbrauchen will,
Die mit ihm zerſtört den Welttheil, und beim Raub nun möchten ruhn.
Seht, er treibt ſie friſch zum Krieg fort, treibt ſie ſchlau zum Todesnetz,
Denn er erbt auch ihre Diebsbeut, erſt ihr Tod iſt ihm der Sieg!
Dann erſt feiert Friedens Heimkehr, wenn er einſam kehrt zurück,
Und von jedem tapfern Mordknecht trägt die Schuld und das Geſchick,
Daß an einem Haupt übt Strafrecht, Gott von ungerechtem Krieg,
Daß bei einem Namen Eis läuft über uns in Luſt verwirrt,
Daß in dieſer Qual die Richtſcheid jeder Kraft, die ſich verirrt.

Als Attila dieſe prophetiſchen Worte vernommen hatte, glaubte er, ſie ſeien ihm zum Trotze geſchrieben und geleſen, und ſpaltete zuerſt das Haupt des Geiſtlichen, der ſie geleſen, wobei zum Schrecken aller, der Körper des Alten von der Erſchütterung in einen kleinen Aſchenhaufen zuſammenſtürzte. Er und ſeine treue Geliebte waren längſt der Erde entſchwunden. Das Bild zeigt, wie Attila das Schwert zweifelnd erhebt, welchen von beiden er zuerſt erſchlagen möchte.

Vierzehntes Bild.

Attila ſelbſt fühlte ſich durch dieſes Ereigniß erſchüttert, auch ſeine Anhänger mochten ihm zweifelhaft ſcheinen, er wollte deswegen etwas Feſtes begründen, und wo er kein ererbtes Recht hatte, doch in ſeinem Muth ein Recht der Erwerbung begründen. Er ließ öffentlich ausblaſen, daß er im Schwarzwalde am Grabe des letzten Königs mit jedem um die Krone Schwabens kämpfen wolle, die dann dem Sieger unweiger-

lich zufallen ſolle, und zu dem Kampfe beſtimmte er einen Tag. — Was bisher aus dem königlichen Kinde geworden, iſt noch nicht berichtet, ſo aber verhielt es ſich damit. Die zwölf fliegenden Boten erhielten ſchnelle Kunde durch die zum Himmel fliegenden Ältern von der Ermordung, ſie hoben den Königsſohn im Schlafe aus den Betten und trugen ihn zu einem Adlerneſte in der Nähe der Erlöſerkirche. Da nährten ſie ihn mit der Milch der Hirſchin, bis er kräftig war, an der Erde zu gehen. Dann brachten ſie ihn zu einem Einſiedler bei der wüſten Kirche, ſie ſorgten für des Kindes Nahrung, der Einſiedler für deſſen Erziehung. Er zeigte dem Kinde früh, wie das Beſtehen des Glaubens vom Wohl der Staaten abhänge, denn ſeit der allgemeinen Verwirrung ſei kein Stein zum Bau der Kirche angefahren worden. Der Knabe wuchs in ſichtlichem Gedeihen, ſeine dunklen Augen ſpiegelten Ernſt und Muthwillen, ſein Mund wechſelte in Würde und Milde, und ſeine Stirn trat hervor von der Kraft guter Gedanken und feſter Entſchlüſſe. Früh reifte er zum männlichen Jüngling und übte ſich ſelbſt in jeder ritterlichen Kunſt, ſo weit es die Einſamkeit und der Mangel an Kampfgenoſſen ihm geſtatten wollte, denn die geflügelten Boten, wenn ſie ihm ein Turnier unter einander vorſtellten, daß er es daraus kennen lerne, waren nur wie die Gedanken zu betrachten, die wir uns als Kind von einer Schlacht machten. So hatte

er ſein funfzehntes Jahr erreicht und fragte eben die kleinen Boten aus, was es ſei, das ihn ſo ſchwermüthig mache, als der wilde Attila mit dem Volke ſich der Kirche nahte. — Da ſprach der Älteſte von den Zwölfen: „Königsſohn, die ganze Welt iſt noch ein Geheimniß für Dich und das Leben ein ritterlicher Kampf mit ihr, nur nach ernſtem Kampfe wird ſie ſich Dir enthüllen und das Gleichartige wird Dir eigen werden und eine neue Jugend aus Dir hervorgehen. Sohn der Könige, rüſte Dich, nicht der Tag der Liebe, ſondern des Kampfes mit dem Räuber Deines Landes iſt erſchienen. Sohn der Könige, Du kennſt Ritterpflicht, wir dürfen Dir nur mit unſerm Gebete im Kampf beiſtehen, beſteig dies Roß, beſtreite den fremden König, der jeden ausfordert, der ihm die Krone, Deine Krone ſtreitig macht, ſiegend oder fallend wirſt Du uns über Dir wie eine Wolke ſehen, unſre Thränen in Luſt und Schmerz werden auf Dich fallen, auf Erden ſuche uns nicht mehr.“ — Sie erhoben ſich, die lieben Zwölfe, der Königsſohn dankte ihnen und war ſo zornig, daß er ſie auf Erden nicht wiederſehen ſollte, daß er ſich gern in die Lanze des Fremden geſtürzt hätte. Vergebens hatte der König Attila ſeine Gegner ausgefordert, keiner der Grafen wagte ſich gegen den Rieſenmann in die Schranken; da trat der gerüſtete Jüngling auf und der König lächelte ſeiner ſchlanken Geſtalt. Aber der Jüngling rannte

auf ihn in ſo zornigem Sinne, daß ſeine Lanze durch die Ringe des Bruſtharniſches in König Attila's Herz drang. Der wilde Attila ſtöhnte ſein Leben aus, da blickte der Jüngling dankbar zum Himmel, zu der glänzenden Wolke, die Freudenthränen auf ihn fallen ließ, dann öffnete er den Helm und nannte ſeinen Vater und führte das Volk zu deſſen Grabe, und der Einſiedler beſchwor, daß er des Königs Sohn, des Reiches Erbe ſei, und ſetzte auf deſſen Haupt die Krone, die er dem ermordeten Könige abgenommen und heimlich bewahrt hatte. Das Volk ſchwor ihm Treue als König, und er ſchlug die Hunnen, die mit ihnen da verſammelt waren. Das Land war frei, der König weiſe, die Kirche wurde vollendet. Das Bild zeigt die Krönung des jungen Königs und das Erſchlagen der hunniſchen Ritter; die alten Reime ſchließen mit den Worten:

Doch die Zeit will neue Thaten
Und erzählt iſt ſchon genug,
Gott im Himmel wird uns rathen,
Schützt uns vor des Teufels Trug,
Wird uns ſeine Sänger ſenden,
In des Schmerzes Einſamkeit,
Daß wir ahnen, wie zu enden
Das Beginnen dieſer Zeit.

Drittes Buch.

Digitized by Google

Erſte Geſchichte.

Die Hochzeit.

Die ewige Lampe vor dem Bilde der heiligen Mutter, welche Frau Hildegard bei der Geneſung Berthold's geſtiftet hatte, war ſchon ſichtbar, auch die meſſingenen Kronen glänzten durch die offenen Fenſter des Rathhauſes, als eine neue Erleuchtung bei dem großen Röhrbrunnen des Marktes für die armen Frauen eingerichtet wurde, die dort mit großer Emſigkeit zinnerne Schüſſeln und Teller abſcheuerten, welche von den Hochzeitgäſten auf dem Rathhauſe geleert waren. „Wie der ſteinerne Ritter ſein Laternchen ſo ſchön über den Brunnen hält, als ob er drin krebſen wollte!" ſagte die eine der Frauen. — „Das war noch ein guter Einfall von dem Anton," meinte die andre, „dafür ſchenk ich ihm das große Stück Schinken, das hier auf der Schüſſel blieb." — „Und ich ſchenke ihm den Backfiſch" ſagte die andre, „aber er muß mir einen Kuß geben." — „Ich gebe keinen Kuß!" brummte Anton und begnügte ſich mit dem Schinken. — „Was das für ein Junge iſt," ſagte die andre, „es gäbe mancher etwas darum, wenn ich

ihm einen Kuß anböte und der nähme lieber einen Backenſchlag dafür an. Was treibſt Du Dich bei den Weibern herum, wenn Du nicht willſt geküßt ſein, Anton!" — „Ihr denkt wohl, ich komme euretwegen hieher," ſagte Anton, „mein Alter hat Weidenruthen in den Brunnen gelegt, damit ſollt Ihr geſtrichen werden, wenn Ihr die Schüſſeln nicht rein abwaſcht, ſchreit nur nicht, — die Weidenruthen braucht er zum Flechten der Ehrenpforte an Berthold's Hausthor, und die Ehrenpforte um das Gerüſt zu verſtecken, das wir auf Befehl der Frau Hildegard heimlich erbauen, um morgen in aller Frühe das Bild der heiligen Mutter aufzufriſchen, wie ſie zur Vermählung ihres Sohnes gelobt hat. Denkt Euch, bis Mittag ſoll das alles fertig ſein." — „Das iſt recht," ſagte eine Frau, „ſo verdient Ihr doch auch was und die heilige Mutter war gar nicht mehr zu kennen." — „Mir iſt's nicht recht," ſagte Anton, „denn meinem Alten ſchwindelt da oben auf dem kleinen Gerüſte und da muß ich früh auf und muß alles allein pinſeln." — „Ich geb Dir auch einen Kuß dafür," ſagte die eine Frau. — „Lieber lauf ich gleich davon," antwortete Anton und ging mit ſeinen Weidenruthen und grünen Zweigen nach Berthold's Hauſe, aus welchem die Waiſenknaben jetzt wieder eine Reihe der ſeltſamſten Backwerke nach dem Rathhauſe unter Fackelbeleuchtung trugen. Die

Weiber liefen vom Brunnen, ließen ihre Eimer überlaufen unter den Röhren und ihr heißes Waſſer kalt werden, um dieſe Wunderwerke, die Thürme und Gebirge aus Teig und Früchten zu bewundern. — „Gott iſt mein Zeuge," ſagte die eine, „aber wie die Brautmutter mit dem Teige umzugehen weiß, das geht nicht mit rechten Dingen zu: das läuft ihr unter den Händen auf, da bleibt nichts ſitzen, das hat ſie noch im Kloſter von der vorigen Äbtiſſin gelernt, die jetzige weiß um ſo weniger davon, da kochen ſie jetzt zum Erbarmen und die Nonnen ſehen aus, wie Geſpenſter. Die werden ſich freuen über die guten Gerichte, die ihnen heut die Brautmutter in's Kloſter geſchickt hat." — „Hat ſie denn alles allein gekocht?" fragte eine andre. — „Warum nicht gar, wie kann ein Menſch ſo einfältig fragen," ſprach die andre, „ich habe geſehen, wie ſie ſich unter einander in der Arbeit getheilt haben. Die Braut hatte die Aufſicht über alle Braten, Meiſter Kugler ſchlachtete alles aus, Frau Hildegard beſorgte die Suppen und das gekochte Fleiſch, Frau Apollonia gab ſich allein mit dem Backwerke, mit Paſteten und Kuchen ab, und der Meiſter Sixt kochte die Fiſche nach ſeiner niederländiſchen Art, bloß aus Waſſer und Salz und bereitete aus tauſenderlei Zeugs die Tunken, ich konnte ihn gar nicht anſehen, wie er ſich dabei hatte; als er koſtete, habe ich ihn mit der Naſe unverſehens hinein

geſtoßen, daß die ganze Küche lachte. Aber hört, etwas muß ich Euch erzählen, das wird mir keiner glauben, in dem Hauſe iſt ein Kobold, Gott weiß, ob es die Seele des armen Bergmanns iſt, der im Brunnen liegt, aber ich ginge um keinen Preis an den Brunnen. Hatte geſtern allerlei Keſſel und Eimer, die wir beim Schlachten brauchten, an den Brunnen im Garten geſtellt, in der Küche war kein Platz, nun blieben aber die Herrſchaften am Brunnen bis zur Nacht, ſo konnte ich nichts abſcheuern; heute Morgen finde ich alles ſo blank geſcheuert, wie es kein Menſch auf Erden zu Stande bringt; das war böſe Teufelsarbeit, aber ich dankte Gott dafür, denn wir hatten keine Zeit." — „Der Teufel kann immer ſchon ein Stück Arbeit für uns thun, wenn wir nur nicht dabei ſind," meinte eine andre, „Narrenpoſſen ſind's, in dem Hauſe giebt's viel Leute, wer weiß, welcher ſich über die Keſſel hergemacht hat." — Die andre ſtemmte beide Arme in die Seite und wollte eben zanken, da wurden aber die großen Schüſſeln herunter getragen, was jeder Gaſt für die Seinen nach Hauſe ſchickte, das wollten ſie alle ſehen. Da hieß es: „Der Voigt hat ſich am beſten bedacht, der Alte kann auch nur wenig eſſen, begnügt ſich mit der Tunke, da wird ſich die alte Ausgeberin freuen." „Dafür hat er uns auch die Straße nach dem Bleichplatz zubauen laſſen," ſagte die andere, „das vergebe ich

ihm

ihm und dem Berthold nimmermehr!" — „Dafür läuft jetzt das Waſſer durch den Bleichplatz," ſagte die andere, „das iſt mir mehr werth, als ein Paar Schritte, die ich umlaufen muß, eine Liebe iſt der andern werth!" — „Wir könnten aber beides haben," ſagte die andere, „die Bürgerſchaft hätte es nicht leiden ſollen, aber die Einladung zum Hochzeitſchmaus hatte alle zu ſtummen Hunden gemacht, die vorher ſo laut klafften." — „Und beim erſten Kinde will er zur Taufe einen gleichen Schmaus geben," ſagte die andere, „das kratzt er alles vom Tuche ab, davon iſt es auch ſo dünn, daß einer jetzt Mohn durchſäen kann. Wenn es nur bald ein Kind gäbe, aber die reichen Leute müſſen immer eine Weile darauf warten, wo es uns Armen immer zu früh kommt. Was ſie wieder blaſen! Das iſt eine rechte Geſundheit! Da zerſchmeißen ſie alle Gläſer! Nun, das iſt auch recht, ſo ein Glas, woraus eine ordentliche Geſundheit getrunken iſt, ſoll auch zu nichts anderm gebraucht werden, ſonſt ſchadet's; der Teufel weiß überall ſich einzuſchleichen, er hat einen ſpitzen Kopf und iſt wie die Schlange beſchaffen, wo die mit dem Kopfe durchkommt, da zieht ſie den Leib nach. Hört nur, ich glaube die Stadtpfeifer ſchlagen ſich mit den fremden Fiedlern, und ſie haben doch alle zu eſſen; an den Tag will ich mein lebelang gedenken, von der Hochzeit werden noch Kinder und Kindeskinder reden!" —

Unſre Stadtleute ſprechen von großen Feſtſchmäu⸗ſen, als von einer Frohnarbeit, der nur ein Fremder durch anders gefärbte Einfälle Reitz verleihen kann. Dieſer Überfluß kommt aber vom Überfluß ſolcher Feſte, die in manchen Kreiſen zum Alltäglichen gehö⸗ren, ſo daß jeder Leichnam ſchon aus der Gewohnheit voraus weiß, wie viel beſchwerter er ſich am Schluſſe des Feſtes, als im Anfange fühlen werde. Wie kön⸗nen ſie ſich in Feſtlichkeiten alter Zeit verſetzen? Die höchſte Luſt muß ihnen widrig erſcheinen! Auf dem Lande ſind wir jener Zeit ſchon näher, die Speiſen ſelbſt haben eine geiſtige Berührung mit unſrer Thä⸗tigkeit und Einſicht, weil ſie nur mit Klugheit der wi⸗derſtrebenden Witterung abgewonnen, in ihr gezogen und geerntet werden konnten. Wer überdies Monate in ſeiner Hauswirthſchaft zugebracht hat, der iſt ſchon erfreut, andre fremde Geſichter bei ſich verſammelt zu ſehen, das Geſpräch ſcheint ſogar ſtörend, ſo lange der Genuß dauert, und nur der Tafelmuſik möchte man ein Recht einräumen, das Herz unbewußt an⸗zuregen. Solch ein Feſt, durch bedeutenden Anlaß erzwungen, nicht müßig erdacht, hat auch ſeinen Zwang zur Luſt und dieſe fehlt nimmer, Niemand naht ſich der Thür ohne mitzugenießen und ſelbſt die, welche zu Hauſe bleiben, erhalten ihren Antheil durch das Heimgeſandte, und laſſen dann auch Gott einen guten Mann ſein. Aber neben der Luſt ſind auch

Streitigkeiten nicht ſelten, keiner hat einen Grund, ſich zu verſchließen, und da die Mittheilung ſelten iſt, ſo iſt ſie auch heftiger, insbeſondere wenn die Lebensfülle ſich im Genuſſe ſcheinbar erhöht und über ihre Schranken ſteigt. So war es im Lande der Ditmarſen gewöhnlich, das Leichenhemde zu den Hochzeiten mitzunehmen, weil keine ohne Kampf und Mord endete.

Auch Berthold's Hochzeitsfeſt war nicht ohne Schimpf und Unfrieden. An dem Herrentiſche blieb es freilich bei einigen ſtachligen Reden, die ein trunkener Schuhmacher über den Brunnen und die verbaute Straße mit Anſpielungen auf den Eheſtand fallen ließ, bei dem Tiſche der Stadtpfeifer ward es dagegen ernſthafter, denn da ging's zugleich um Kunſt und Lebensunterhalt, auch gab ſich keiner die Mühe, wie der Ehrenhalt am Herrentiſche, gute Ordnung zu bewahren, vielmehr hetzten manche Bürger die Stadtpfeifer, die fremden Meiſterſänger und die Fiedler gegen einander, weil ſie ſich in ihrer Tücke ſo grundlächerlich darſtellten. Nun weiß jeder, daß ein Hauptunterſchied zwiſchen den Menſchen darin liegt, daß ein Theil durch den Weinrauſch unbändig froh und der andere grundlos traurig wird; wie iſt da ein gutes, verſtändiges Vernehmen möglich, insbeſondere wenn es ſich gewöhnlich noch dabei findet, daß die nüchtern Luſtigen trunken traurig werden, und die nüchtern Ernſten im Rauſche an den Scherz jener

herauſteigen. Die Leute fühlen ſich unter einander ausgetauſcht und ſchlagen ſich, ihre Seele wieder zu gewinnen. So war zum Feſte ein luſtiger ältlicher Sänger des Herzogs von Baiern, mit Namen Grünewald angekommen, der in Augsburg ſich in Annen verliebt, wie es ihm mit allen ſchönen Mädchen erging, auch bald ſeine Liebe bei allen Banketten beſungen hatte, ohne daß die Leute eigentlich wußten, auf wen ſeine Liebesnoten anſpielten. Er hatte Annens Wohnung endlich ausgeforſcht, und in Verzweiflung, daß ihr Fenſter ſich nie ſeinem Geſange öffnete, weil ſie längſt fortgereiſt war, hatte er ſich dem Weine, ohne Berechnung ſeiner Kaſſe, ſo lange ergeben, bis der Wirth ſeine vollgekreidete Wandtafel überrechnete, Zahlung forderte, und als er dieſe nicht leiſten konnte, ihm den Mantel nahm. Das kümmerte den Sänger wenig, er ſetzte davon ein luſtig Liedchen, ſchimpfte darin den Wirth wacker aus, dem er mit ſeiner Luſtigkeit viel Gäſte in's Haus gelockt hatte, ging mit dem Liede zum reichen Fugger und erzählte darin zum Schluſſe, daß dieſer ſeinen Mantel ausgelöſt habe. Der gute Fugger that, wie von ihm erzählt worden, löſte den Mantel nicht nur aus, ſondern gab auch dem luſtigen Grünewald ein Zehrgeld auf die Reiſe, aber mehr als Geld ſchenkte er ihm in der Nachricht, wohin die ſchöne Anna gezogen, was Fugger aus Fingerling's Handelsbriefen erfahren hatte.

Grünewald küßte ihm die Hände aus Dankbarkeit, nahm ein Schreiben als Empfehlung und ſchritt ſtolz in ſeinem Mantel vor dem Wirthshauſe vorbei, deſſen Wirth ihm ſo theure Zeche angekreidet hatte. Der Wirth ſah ſich eben nach Gäſten um, als der Sänger vorbeizog und gähnte, da erhob ſich ein Windſtoß, blies den Mantel gar ſtolz auf und warf dem Wirthe den Flügel eines Fenſters, das eben offen ſtand, auf die rothe Naſe. Dies Geſchichtlein hatte Grünewald auf dem Wege einem Kunſtgenoſſen vertraut, aber es ganz geheim zu halten gebeten, als er mit dieſem zum Hochzeitstage in Weiblingen ankam, wo er ſich als ein reiſender Sänger der Geſellſchaft durch Lieder und der ſchönen Anna durch Fugger's Brief ſo gut empfahl, daß er von Berthold allen einheimiſchen Sängern vorgezogen wurde. Die Baiern und Schwaben ſind aber nicht blos in der Sprache, ſie ſind in ihrem ganzen Weſen ſehr verſchieden, jene trinken Bier, dieſe Wein, jene ſind ſchwerer und ernſter, dieſe luſtig und ſchnell, es kam daher den Stadtpfeifern ſeltſam vor, daß ein baieriſcher Sänger ihnen den Preis der Luſtigkeit nehmen ſollte. Die Schwaben ſangen, unſer Herr Gott iſt auch kein Baier und andres mehr, was dem Grünewald ſchon zu Kopf ſteigen konnte, aber er antwortete mit der Schwabenbeichte; ſie ſangen von der vierbeinigten baieriſchen Nachtigal, er achtete deſſen wenig, denn wie er mehr

trank, ging es ihm immer trauriger zu Herzen, daß Anna ſich an dem Tage vermähle und daß er nicht der Bräutigam ſei. Kaum merkte der Oberpfeifer Haring, daß er traurig wurde, ſo hielt er das für Verzagtheit und rückte mit luſtiger Bosheit gegen ihn an. Er hatte eben das Geſchichtlein des Mantels von dem Kunſtgenoſſen erfahren, gab ſich das Anſehen, wälſch reden zu können, indem er viel Schimpfworte aller Völker in allerlei fremdes Geſchrei einmiſchte und ſprach zu einem Schüler ſo erzählend, indem er abwechſelnd auf den Mantel des Sängers hinwies, auch wohl den Mantel anfaßte, doch halb verſtohlen und Geld zählte. Grünewald merkte nun wohl, daß er verrathen ſei, die Beſchämung erregte ſeine Galle. Um Haring zu ärgern, machte ihm Grünewald boshaft nach, wie er beim Blaſen ſeine Backen dehne und nichts herausbringe. Haring ſchlug ihm auf die Backen, daß der baieriſche Wind hinausfahre. Grünewald zog ſein Meſſer, die Kunſtpfeifer riſſen es ihm fort, drängten auf ihn ein, er war zur Rathhausthüre hinausgedrängt, ehe er zur Beſinnung kam. Der Stadtpfeifer warf ihm ein Becken auf den Kopf und rief ihm zu: „Gott geleite Euch.“ Darüber lachten die Weiber am Brunnen gar unmäßig, und Grünewald wollte wieder die Treppe hinanſtürmen und neues Gepraſſel von Töpfen ſtürzte über ihn her, ehe Berthold und der Ehrenhalt

es hindern konnten. In ſeinem Rauſche glühend, und kühl durchnäßt, lief er haſtig am Markte umher und regte alle Jammertöne ſeiner Zitter, die ihm um den Leib hängen geblieben. Ernſt ſprachen die Sterne zu ihm und mit Trauer die hohen Häuſer, er hätte immer wieder zu Annen hinaufſtürmen mögen, die Beine trugen ihn aber unſicher, wohin ſollte er ſich wenden? Er ſank an der Ehrenpforte nieder, über der Anton die letzten Bretter ſeines Malergerüſtes befeſtigte. Da ſich inzwiſchen nach Wegnahme der Tiſche in den Rathhausſälen, alles zum Reihentanz geſchickt hatte, alſo die Pfeifer und Fiedler vollauf zu thun hatten, die Weiber am Brunnen aber an die Fenſter neugierig ſich drängten, ſo hatte er Muße, ſeinem Geſchicke nachzudenken, wenn er nur Vernunft dazu mitgebracht hätte, aber ſein Nachdenken beſtand immer nur im Erzählen. Erſt ſprach er mit ſich ſelbſt, dann ſtieg Anton vom Gerüſte herunter und er fand an dem Maler einen gutmüthigen Zuhörer. Er berichtete dieſem, daß er gar berühmt und geachtet ſei, ſo wenig es ihm jetzt einer anſehe, und ſo wenig Ehre ihm der verdammte Stadtfiedler übrig gelaſſen. „Wenn ich ſo ein Glas zuviel getrunken habe," ſagte er endlich, „da kommt es mir immer vor, als ob ich ein Kaiſerſohn und einſt in einem gläſernen Schloſſe bei einem Löwen gewohnt habe, doch will mir das kein Menſch glauben." — „Ich glaube es

Euch wohl,“ ſagte Anton, „aber ſeid froh, daß Ihr aus dem Neſte fortgekommen ſeid.“ — „Warum das, was wißt Ihr davon?“ fragte Grünewald. — „Ich meine nur,“ antwortete Anton, „das Schloß hätte in Stücken gehen und Ihr drein treten können.“ — „Meinetwegen,“ antwortete Grünewald, „mag es nur ſo ein Traum mit dem Schloſſe ſein, aber das iſt gewißlich wahr, daß ich, wie Moſes auf einem Baumaſte ſchwimmend, bei Bregenz an's Land getrieben bin, und da hat mich leider keine Königstochter, ſondern ein alter Hofnarr zu ſich genommen, der hieß Konrad Naftsger, aus Limpurg, von dem habe ich Zitterſpiel und Meiſtergeſang gelernt, habe ſchon dreimal im Wettgeſang das Gehänge gewonnen und bin in Nürnberg zum Meiſter gemacht. Da gaben mir alle Rathsherren ein großes Feſt und die Stadtpfeiferblieſen vor meinem Fenſter. Oft iſt der Herzog von Baiern Abends zu mir gelaufen, ein Buhlenlied ſich zu beſtellen, und manche Fürſtin drückte mir die Hände. So ſchlecht, wie hier, iſt's mir noch nirgends ergangen und ich kann nicht glauben, daß Ihr hier ſonderlich luſtig ſeid.“ — „Wir ſind hier nach unſrer Art auch recht luſtig,“ meinte Anton, „aber grob ſind wir auch ein wenig.“ — „Es ſcheint mir,“ ſagte Grünewald, „als ob die Leute hier gar nichts von zier-

lichen, ritterlichen Feſten wiſſen, Ihr ſeid hier wie die Böhmen." — „Wie ſind die?" fragte Anton. — „In Böhmen iſt es noch ſchlimmer, davon hat Konrad, mein Meiſter erzählt, ich muß es Euch ſchon vorſingen, auf daß Ihr daraus erſeht, wie es mir nicht allein bei ſolchen Freßgelagen übel ergangen iſt, und daß ich armer Narr mich endlich auch tröſten kann.

Der Böhmen König giebt ein Feſt;
Auf goldnem, reichbeſetzten Tiſch
Steht ein verſtecktes Narrenneſt,
Ein ungeheurer Rieſenfiſch.
Der König ſchneidet in den Bauch,
Da ſpringt ein kleiner Kerl heraus,
Bekleidet nach Prophetenbrauch
Und giebt ſich für den Jonas aus,
Und küßt des Königs Gnadenhand
Die aus dem Fiſche ihn befreit,
Das Kerlchen ſpricht ſo ſchlau gewandt,
Daß es den König recht erfreut.

„Wer biſt Du Zwerglein?" ſpricht der Held,
„Sei mir willkommen bei dem Schmaus,
Was treibt Dich in die weite Welt,
Wo biſt Du kleiner Mann zu Haus?"
Er ſpricht: „Ich bin ein Narr für's Geld,
Ein Narr iſt überall zu Haus,
Ich bleibe, wenn es Euch gefällt,
Ich gehe, wenn mein Witz zu kraus.
Beim Herrn von Limpurg war ich lang,
Der war zu ſanft, ich ſprach zu hart,
So machte ich zu Euch den Gang,
Um mich zu freu'n an Heldenart."

Der König ruft nun ſeine Narrn,
Um ihn zu prüfen, ob er klug,
Und ihn zu fangen in dem Garn,
Mit einem liſt'gen Narrenzug;
Zwei alte Tölpel ſtolpern her,
Mit buntem Kleide angethan,
Doch ihre Zungen ſind ſo ſchwer,
Sie greifen an den kleinen Mann,
Mit lahmen Späßen ohne Muth
Und wären lieber wieder fort,
Doch unſer Kleiner gar nicht ruht,
Er ſchenket ihnen gar kein Wort.

Der Kleine übermeiſtert ſie,
Im fremden Land gilt der Prophet,
Er fürchtet keinen, ſcheut ſich nie,
Er weiß es nicht, wie es dort ſteht.
Die großen Tölpel werden ſtumm,
Der König nimmt ihr hölzern Schwert
Und ſpricht: „Ihr Narren ſeid zu dumm,
Der Kleine iſt des Schwertes werth,
Ihr geht, der Mann im rothen Kleid,
Wird Eure Löhnung zahlen aus!" —
Der Kleine ſchmückt ſich voller Freud,
Die beiden gehen voller Graus.

Der Kleine höhnt ſie wacker aus,
Ein jeder Einfall neue ſchafft,
Nie dauerte ſo lang der Schmaus,
Wie mundet heut der Rebenſaft,
Der König ſagt zu allen laut,
Daß er noch nie ſo luſtig war,
Dem Kleinen hat er ganz vertraut,
Er ſagt was wahr, er trinkt was klar,
Der Narr belehrt den klügſten Rath,
Und wendet jeglichen Verdruß,
Der Kleine denkt: Es iſt ein Staat,
Wo mir ein jeder gut ſein muß.

Da bringt der Mann im rothen Kleid
Noch eine Schüſſel ſeinem Herrn,
Der ſieht hinein mit Schadenfreud'
Und thut ſie wieder dann verſperrn.
Doch unſer Narr iſt ſchon ſo dreiſt,
Er blicket durch den Spalt hinein,
Obgleich der König es verweiſt,
Der Narr fängt kindiſch an zu ſchrein.
„Herr," ſpricht er mit gebrochner Stimm',
„Zwei Menſchenhäupter liegen drin;
Wer reizte Euren edlen Grimm,
Mit Frevel oder Eigenſinn?"

„Mit nichten," ſpricht der König kalt,
„Die Beiden hab' ich nicht gehaßt,
Sie wurden mir nur allzu alt,
Und haben hier nicht mehr gepaßt,
Es ſind die Narren, die allhier
Dein guter Witz ſchnell überwand,
Was ſollten ſie nun ferner mir,
Du haſt ſie in ihr Nichts geſandt,
Ein kluger Mann, wenn er verdummt,
Erweckt noch aller Narren Witz;
Was iſt ein Narr, der je verſtummt,
Er iſt auf Erden nichts mehr nütz."

Das läuft dem Narren kalt wie Eis
Durch's Rückenmark zu Zung' und Mund,
Dann wird ihm wieder glühend heiß,
Er ſpricht aus bangem Herzensgrund:
„Der Teufel ſei hier Narr für's Geld,
Denn wagte ich mein Leben gern,
So wär' ich auch ein großer Held
Und nicht ein Narr für große Herrn,
Ich ſpring zurück in meinen Fiſch,
Der Narren Blut löſcht allen Witz:
Wer junge Narren braucht am Tiſch,
Der gönn' den alten ihren Sitz."

Bei den letzten Worten fing Grünewald zu lachen an: „Ich will dem alten Stadtpfeifer gern seinen Platz gönnen, dies liebe Städtlein hat kaum eine Straße und auch die iſt nur halb gepflaſtert, ich möchte hier nicht begraben ſein, wenn Anna nicht bei mir läge. Das Feſt iſt auch jetzt vorbei, ſie kommen herunter und ich bin ſchon hier. Anna ſoll leben, hoch, hoch und immerdar hoch!"

Der Fackelzug führte ſie eben nach ihrem Hauſe vorüber, ein ſeliger Anblick. Als alle vorüber waren und nur der Abfall der Fackeln von der leuchtenden Erſcheinung noch am Boden verglühte, ſang Grünewald zu den Fenſtern Annens hinauf:

Nun kenne ich die Nacht
Und ihre Flammenſpur,
Und hemme meine Uhr,
Daß ſpät der Tag erwacht,
Und ſchließt die Läden dicht,
Dem erſten Morgenlicht.
Eh Licht kann werden bringt die Nacht
Der Schöpfung dunkle Freuden ſacht;
Ich kenne die Geſchichte
Und nehme die Gewichte,
Die Räder und die Glocken,
Aus meiner Uhr bedacht,
Sonſt ſchlägt ſie in der Nacht,
Und ich fahr auf erſchrocken.
Nun ſteht die Zeit ganz ſtill,
Deß freu ſich, wer da will,
Deß freuet ſich alsbald
Der treue Grünewald.

Anton ſah verwundert den Mann an, der ſo in einem Athem lachen und weinen, beluſtigen und rühren wollte, aber er trug ein brüderliches Herz zu ihm und nöthigte ihn, da er ohne Obdach, ſein Lager mit ihm zu theilen.

Zweite Geſchichte.

Das Bild am Giebel.

Anna, die ſchöne junge Frau, wurde ſpät von der Sonne erweckt, die über den wolkenloſen Himmel in voller Klarheit hinzog und ihre Strahlen in den runden Scheiben des Fenſters ſammelte, um mit einem Kuſſe ihrer Art die geſchloſſenen weichen Augenlieder der Müden zu erwärmen, die ſich gern dem Tag verleugnet hätte, nachdem ſie den Morgen verſchlafen hatte. Endlich rief ſie leiſe ihren Berthold, um ihn nicht zu erwecken, wenn er noch ſchliefe. Als ſie aber keine Antwort erhielt und die Blendung ihr geſtattete umzuſchauen, da ſah ſie, daß Berthold nicht mehr im weiten Bette zu finden, daß er ſich fortgeſchlichen habe, — und das kränkte ſie. Sie wollte nun nicht eher aufſtehen, bis er ihr ſelbſt die neuen goldnen Strumpfbänder gereicht hätte, nachdem ihre ſilbernen Strumpfbänder beim letzten Tanze feierlich zerriſſen und jedem Gaſt ein Stücklein zum Andenken geſchenkt worden war. Mit dieſem Gedanken beſchäftigt, ſah ſie nach dem Boden des Zimmers, weil die Fenſter ihr zu hell entgegen leuchteten und bemerkte

das Schattenbild einer Leiter, auf welcher zwei Beine ſtanden. Mit vorgehaltener Hand ſuchte ſie zu entdecken, woher dieſes ſeltſame Schattenſpiel ſich durch die Fenſter ſehen laſſe und fand bald, daß eine Leiter an's Fenſter gelehnt ſei, auf welcher die Beine eines Menſchen ſtänden. Erſt glaubte ſie, es ſei ein Scherz Berthold's oder eines muthwilligen Bekannten und ſchämte ſich, aber die feſte Ruhe dieſer Beine zeigte bald, der Gebeinte müſſe ſeine Neugierde an der Mauer über und neben dem Fenſter befriedigen und ſie hielt ihn für einen Arbeiter, der irgend etwas an dem Hauſe zu verrichten habe. Sie wollte eben mit Vorſicht aufſtehen, feſt verſichert, der Mann könne nichts von ihr durch die blinkenden Scheiben wahrgenommen haben, da öffnete ſich der obere Fenſterflügel und ſie erinnerte ſich mit Schrecken, daß Berthold dieſen der Hitze wegen am Abend geöffnet hatte. Es bückte ſich ein Antlitz nieder, das zu den Beinen gehören mochte, ſie ſah es aber nicht, denn ſie war unter die Decke gefahren. Was war zu thun? Unter der Decke war es zu heiß und nicht allzulange auszuhalten; ihr Vorzimmer, wo Kleider lagen, war etwa zehn Schrittchen entfernt, die Zeit mußte benutzt werden, wenn der Mann nicht hineinblickte. Aber konnte er nicht in der Zwiſchenzeit ſich wieder niederbeugen, ehe das Vorzimmer erreicht war? Endlich war der Entſchluß gefaßt; in der Decke eingehüllt,

hatte ſie ohne umzublicken das Vorzimmer erreicht, wo ſie in Eile die bequemen Morgenkleider anlegte.

Nun kehrte ihr gewöhnlicher Muth zurück, ſie ſchämte ſich der kleinlichen Beſorgniß und wurde neugierig, die Urſache dieſes Schreckens näher kennen zu lernen. Gewiß iſt es Meiſter Sixt, dachte ſie, die Mutter Hildegard gelobte, die heilige Mutter am Giebel neu aufmalen zu laſſen, wie hat mich der gute alte Mann ſo erſchrecken können? Sie trat nun dreiſt an's Fenſter, um dem Meiſter, den ſie gern in allen Sprachen wälſchen hörte, einen guten Morgen zu wünſchen, trat aber mit neuer Verwunderung zurück, als ſie die Beine in's Auge faßte. So rieſenhafte Beine mit breiten Waden, knorrigen Knöcheln und wohl gepolſterten Zehen, welche durch die zerriſſenen Schuhe blickten, konnten dem dürren kleinen Sixt nicht paſſen, auch war die Bekleidung für den geſchniegelten alten Niederländer allzu nachläſſig. Die langen rothen Tuchhoſen waren nicht aus Mode, ſondern von der Hand der Zeit aufgeſchlitzt, doch hatte der Eigenthümer die Liſt gebraucht, die unvermeidlichen Lücken, die ſein Bein füllte, mit rother Farbe zu überſtreichen, wodurch aber die Mücken keinesweges getäuſcht wurden, denn ſie nöthigten oftmals die mit dem Pinſel bewaffnete rechte Hand, die wohl zweimal ſo dick als gewöhnliche Hände war, gegen ſie niederzuſchlagen, als müſſe ſie das Gemälde auf-

auffriſchen. Anna meinte, es ſei ein fremder Meiſter, der hier ſeine Kunſt an ihrem Hauſe zeigen wollte und ſie hielt ſich für verpflichtet, ihm zum mühſamen Werke in der Sonnenhitze einen guten Morgen zu bieten. „Guten Morgen Meiſter!“ ſagte ſie. — „Ich bin nicht der Meiſter,“ antwortete ihr eine mächtige tiefe Stimme, „ich bin aber ſein Junge.“ — „Wenn Ihr auch noch nicht Meiſter ſeid,“ antwortete Anna, „ſo ſteht Ihr doch auf Eurem Platz feſt und geht auf einem großen Fuße einher, in jedem Eurer Beine hat ein Meiſter Sixt Platz und wenn Eure Kunſt Euer Maaß hält, ſo könnt Ihr einer der größten Meiſter werden.“ — „Es würde ſchon etwas aus mir werden,“ entgegnete er mit einem luſtigen Grundton, daß die Balken mitbrummten, „aber der Meiſter giebt mir mehr Schläge, als Eſſen, wenn ich ein Körnchen in der Farbe nicht fein abgerieben habe; dabei kommt Niemand zu Kräften, beſonders wenn einem die Sonne wie hier beſtändig auf den Buckel brennt.“ — „Wie macht er das, Euch Schläge zu geben,“ fragte Anna, „ich dächte, er langte kaum zu Eurer Halskrauſe herauf, wenn er ſich auch auf die Zehen ſtellte.“ — „Der Meiſter iſt ein liſtiger Mann,“ ſagte er und blickte durch das Fenſter wie vorher, als Anna noch im Bette lag, indem er aus dem Farbentopf, der an der Leiter hing, den Pinſel füllte. — Sie ſah ein fröhliches Geſicht, das wie der

Vollmond im Aufgange den Fenſterflügel faſt füllte, von großen blauen Augen durchſtrahlt, mit einem dichten Bart von Milchhaaren umglänzt, erſchien er, wie ein Engelskopf unter dem Vergrößerungsglaſe ſich darſtellen möchte. — „Wie iſt denn der Meiſter ſo gar liſtig?“ fragte Anna und beſchaute das junge Blut mit Freude, wie es in dem erhitzten Halſe pulſirte. — „Der Meiſter iſt ein liſtiger Mann,“ ſagte er, „das ſieht ihm keiner an. Wenn er nur jetzt käme, da ſchnippte ich ihn mit meinem Finger in die Ecke, aber da wartet er ganz ruhig, wenn ich etwas ausgefreſſen habe, was er für ſich zurückgelegt hatte, bis zum andern Morgen und wenn ich im beſten Morgenſchlaf liege und für keinen Preis mich rühren mag, da haut er auf mir herum, als wäre ich ein ſtaubiger Wamms, daß ich es wohl noch fühle, wenn ich erwacht bin.“ — „Vaterhand ſchlägt nie zu hart; das Kind, welches ſie am liebſten hat, ſchlägt ſie am meiſten,“ ſagte Anna. — „Gott behüte,“ ſprach Anton, „daß die kleine Heuſchrecke mein Vater wäre, ich bin nur ſo in der Noth zu ihm gelaufen, als ich noch ein dummes Kind war, und weil er mir damals etwas Gutes angethan hat, dafür muß ich ihm mein lebelang eigen ſein. Ich wollte ein Koch wäre mein Pflegevater, ſo könnte ich doch eſſen, was ich zuſammenreibe und koche, aber ſo muß ich die Wände und die Leinewand damit beſchmieren; zu einem Weinküper

taugte ich auch beſſer.“ — „Einen friſchen Trunk kann ich Euch ſchon geben,“ ſagte Anna und reichte ihm eine hölzerne Kanne mit dem Abendtrunk hinaus. Er dankte kaum, ſondern kippte ſie wie eine Nußſchaale über, ſie dachte nur, daß er einen Zug daraus thun ſollte. Anna ſah ihn verwundert an, konnte aber nicht böſe werden, ſie dachte: es gehört wohl etwas in den breiten Hals, auf welchem der Adamsapfel wie ein Ziehbrunnen auf und nieder ſteigt und dann ſind ihm auch ſo viele Tropfen in ſeinem Milchbart hängen geblieben, daß ſich die Fliegen darin erſäufen; will doch ſehen, ob er nach ſolchem mächtigen Zuge noch Platz für das Eſſen behält. „Will Euch doch etwas zum Zubeißen bringen,“ ſagte ſie, holte aus dem Nebenzimmer eine gebratene Hammelkeule und ſchnitt eine Scheibe davon ab. „Wie heißt Ihr?“ fragte ſie, „hier iſt die Gabel, langt zu!“ — „Ich heiße Anton,“ ſagte der Maler, „ſage Euch ſchönen Dank, bin heut vor Tage aufgeſtanden und habe kein Frühſtück bekommen, weil mich der Alte mit dem Hunger zum Fleiß antreiben wollte.“ — Ohne Verlegenheit ſteckte er die Gabel durch das abgeſchnittene Stückchen in den ganzen Braten und wie ein guter Heulader ſchwenkte er die Gabel, ohne etwas von der Ladung zu verlieren, in die obere Region, wo ſich am Menſchen der Mund öffnet. Frau Anna rief, ob er nicht Brod dazu eſſe, das Fleiſch ſei fett. „Dank

Euch," ſagte Anton, „mein Magen verträgt Kieſelſteine, wenn ich nichts andres habe; wo ich aber gute Fracht finde, da mach' ich's wie Schiffer in den Niederlanden, und nehme keinen Ballaſt auf, gebt Euer Brod den Hühnern." — Mit Verwunderung ſah ihm Anna zu, wie er ſo eifrig eſſen und malen konnte, ſie bekam ſelbſt Eßluſt bei dem Anblicke und wollte zum Frühſtück fortgehen, als Anton ſie bat, noch einen Augenblick zu verweilen, weil er den Kopf der Maria gleich beendet habe, ſie möchte aber die Augen niederſchlagen, wie ſie im Bette gethan, denn mit faſt geſchloſſenen Augen habe er ſie gemalt. Frau Anna ſchämte ſich, daß er ſie im Bette geſehen habe und verbarg das hinter dem Unmuthe, wie er dem heiligen Bilde ihr ſündliches Angeſicht geben könne. — „O," ſagte Anton, „ich male nur das Schöne an Euch, das Häßliche laſſe ich weg. Die Menſchen ſind recht ſonderbar, uns Malern trauen ſie zu, daß wir das heiligſte Bild aus nichts ſchaffen und malen können, aber nicht unſerm Herr Gott, der die ganze Welt zwar aus nichts, aber den Menſchen nach ſich als ſein Ebenbild geſchaffen hat, wir müſſen von unſerm Herr Gott, aus ſeinen Menſchen lernen." — „Aber es wäre mir doch lieber geweſen," ſagte Anna, „wenn Euer Meiſter mich abgemalt hätte, wenn ich einmal gemalt ſein ſollte." — „Der hätte ſich hier längſt aus Schwindel den Hals gebrochen," antwortete

Anton, „auch geht's ihm nicht ſo von der Hand, wie mir und auf der Mauer will alles ſchnell gemalt ſein, ſonſt ſtimmen die Farben nicht, wenn alles getrocknet iſt. Während des Geſprächs förderte ſich die Arbeit und Anton ſuchte die Unterhaltung deswegen immer noch zu verlängern. „Ich muß Euch doch," ſagte er, „ein Hochzeitlied übergeben, das der arme Grünewald auf Euch zurückgelaſſen hat, der geſtern von den Stadtpfeifern iſt herausgedrängt worden, er hat die ganze Nacht geweint, denn er ſagte, daß er Euch ſo lange nachgegangen und nun er Euch gefunden, ſo unehrlich behandelt ſei, daß er ſich aus Gram nicht mehr wolle ſehen laſſen." — „Iſt er denn ſchon fort?" fragte Anna. — „Ganz früh zog er fort," antwortete Anton, „aber ſein Hochzeitlied habe ich unten in meiner Taſche." — „Zeigt es mir," ſagte Anna, „es thut mir recht leid, daß er ſchon fortgegangen, wir hatten ihn geſtern vergeſſen in dem Gewirr, er ſang ſehr kunſtreich."

Anton ſtieg die Leiter haſtig herunter, um das Lied zu holen, daß ſie an der Mauer ausgleitete, denn ſie ſtand zu flach. Aber zum Glück faßte er den Fenſterrahmen, wo Anna ſtand und ſo kamen beide mit dem Schrecken davon; er ſchwang ſich unverſehrt in das Zimmer, während die Leiter niederſtürzte. — „Gott ſei gedankt," rief Anna einmal über das andre, „Euch fehlt doch nichts?" — „Es war mein

Glück, daß das Fenſter offen war,“ antwortete er und wollte ſchon fortgehen, um die Leiter aufzurichten, da hörte er Schritte und laute Worte im Vorzimmer. „Es iſt der Ehrenhalt,“ ſprach Anna, „er wird von mir Abſchied nehmen wollen.“ — „Um Gottes Willen verbergt mich,“ ſprach Anton in großer Verlegenheit, „der darf mich nicht ſehen, er möchte mich wieder kennen, ich bin ihm entflohen, helft mir, ich bin verloren.“ Anna war ſo überraſcht, daß ſie nichts zu ſagen wußte, ſondern halb unbewußt Anton in ihre Kleiderkammer ſchob; ſie fühlte ein unwiderſtehliches Mitleiden gegen ihn, denn Berthold hatte ihr ſchon ſo mancherlei von der Gewalt verlauten laſſen, mit der die Kronenwächter wirkten. Er trat mit Apollonien ins Zimmer und überbrachte der jungen Frau einen kleinen vergoldeten Schrank, wie ein Münſter ausgedreht und geſchnitten, in welchem ein gar ſchönes Muttergottesbild ſtand. Das übergab er im Namen der Grafen von Hohenſtock, rieth ihr ſorgſame Pflege, wenn ſie der Himmel mit einem Kindlein ſegnete, und daß ſie ſich von den gewaltſamen Ereigniſſen der Zeit, die jetzt bald eintreffen müßten, in der Pflege und Sorge nicht möchte ſtören laſſen, endlich nahm er mit einer Herzlichkeit Abſchied, wie keiner dem rauhen alten Manne zugetraut hätte. Anna, von dem ſeltſamen Vorfalle mit Anton zerſtreut, hörte nur unaufmerkſam dem Alten

zu und blieb noch unbequemer in ihrem Gefühle, als die Mutter den Ehrenhalt nur bis zur Thüre begleitete und dann zu ihr umkehrte, um ſie ſchnell anzukleiden, weil Berthold bei dem Brunnen mit einer Feſtlichkeit auf ſie warte. Anna gerieth in große Verlegenheit, weil die Feſtkleider in der Kammer lagen, wo Anton ſich verſteckt hatte. Was ſoll die Mutter denken, wenn ich ihn herausführe, meinte ſie, oder ſoll ich mich hier ankleiden, wo er mich durch die Thür erblicken kann? Aber die Mutter machte dieſen Zweifeln ſchnell ein Ende, indem ſie ungeduldig die Thür öffnete, aus welcher ihr Anton mit der ruhigen Anfrage entgegentrat: „Alſo iſt der Alte fort, Gott ſei gedankt, ich dachte, er hätte mich am Kragen!" — Die Mutter ſtaunte, Anna war verwirrt, was ſie denken möchte, und Anton ſprach wieder: „Nun will ich Euch das Hochzeitlied des guten Grünewald holen, es hätte Euch gewiß gejammert, wie er von ſeiner Liebe zu Euch die ganze Nacht geklagt hat." — Mit dieſen Worten ging er zur Stube hinaus und Apollonia brachte erſt nur unvernehmliche Töne heraus, dann aber rief ſie: „Wäre ich doch ſo ruhig entſchlafen in dieſer Nacht, wie Frau Hildegard, ſie weiß nichts mehr von Deiner Schande, ſie hat Dich zum Feſte geſchmückt, das den lieben Sohn ihr von der Seite nahm, die Einſamkeit hat ſie nicht überlebt, und wie dankſt Du ihr, daß

ſie ſo ihr lang gewohntes Leben, den guten Sohn, Dir abtrat! Du verräthſt ihn an einen Liebesboten, der wohl gar ſelbſt Dich verführte; hätte ich mein Meſſer, ich könnte Dich mit kaltem Blute umbringen!" — „Liebe Mutter," unterbrach ſie Anna, „übereile Dich nicht; um eine Kleinigkeit, an der ich gar keine Schuld habe, mir zu fluchen! Sieh das Malergerüſt vor dem Fenſter, ſieh die umgefallene Leiter, die der Junge eben wieder aufrichtet und frag ihn, wie er in das Fenſter gefallen, da ſieh noch die eine Scheibe, die er eingebrochen hat. Und wie er hier war, da verſteckte er ſich vor dem Ehrenhalt." — „Und ſolche freche Lügen kannſt Du gleich aus dem Stegreif erſinnen," rief die Mutter, „wie oft magſt Du mich in Augsburg betrogen haben, aber Du ſollſt den guten, den lieben Berthold nicht anführen. Er iſt jeder treuen Liebe werth; ich will ihn tröſten, er ſoll Dich vergeſſen, wenn er fühlt, daß doch eine Seele ganz und ewig an ihm hängt, und in ſo langen Jahren ſich ihm ungetheilt bewahrt hat." — „Weh mir," rief Anna, „Du ſagſt zu viel, liebe Mutter, und Dein unnützes Schelten über eine Schuld, die mit dem leiſeſten Hauche den Spiegel meiner Seele nicht trübte, eröffnet mir eine ſchwarze Tiefe naher Beſorgniſſe. Du liebſt ihn, Du geſtehſt es Dir und mir, Du glaubſt mich bei ihm in Vergeſſenheit zu bringen, nie duldet das mein Herz, und mit aller Gluth, wie ich

ihn liebe, ſo will ich alle Netze verbrennen, mit denen Du ihn zu Dir zu ziehen ſtrebſt.

Der Streit wäre noch weiter gegangen, aber im Augenblicke klopfte Anton an das zugeſchlagene Fenſter. Die Mutter öffnete und er reichte ihr ein Blatt und ſprach: „Dies iſt das Hochzeitlied, aber verzeihet mir, daß es ein wenig vom Firniß zuſammenklebt, die Leiter hat beim Herunterfallen die Firnißkruke zerſchlagen, und bittet für mich beim Meiſter, daß er mich nicht dafür auch zerſchlägt, Ihr ſaht ja, daß ich nichts dafür konnte.“ — Der Vortrag geſchah ſo natürlich und Anton ſah ſo ehrlich und offen in die Welt, daß die Mutter in ihrer Meinung irre wurde und ſich endlich ganz von ihrem Irrthum überzeugte. „Der Morgen nach der Hochzeit,“ ſagte ſie endlich, „iſt nie ganz ohne Ärgerniß, darum machen auch Freunde dazu gern allerlei Späße und Schauſpiele, wir wollen auch dies dafür annehmen, als ob wir ſelbſt mitgeſpielt hätten. Zieh Dich ſchnell an! Wer läßt denn hier am Hauſe malen, Berthold erzählte nichts davon.“ — „Frau Hildegard hat dies Gelübde gethan,“ antwortete Anna. — „Die gute, ſelige Frau,“ ſagte Apollonia, „mag wohl durch meinen Zorn in dieſer Morgenſtunde gekränkt ſein, ſie wird mir nicht zürnen, ihr Gelübde hat den Irrthum veranlaßt. Sei zufrieden, Anna, werde nur nicht ei-

ferſüchtig auf mich, ſieh Dich im Spiegel, Du blühende Roſe, ſo freudig ſah ich Dich nie wie eben mitten in der Kümmerniß unſres Streits, dann ſieh mich an und Du wirſt Deine Eiferſucht beruhigen, ſelbſt wenn Du meiner Liebe zu Dir nicht glauben wollteſt.“ – Anna küßte der Mutter die Hand und ſprach: „Die gute Mutter Hildegard, nun kann ich ihr keine Liebe erweiſen, aber Du lebſt doch noch recht lange, ſollſt Dich recht lange mit erfreuen. Die arme Mutter Hildegard, ſie hat es nicht überlebt, daß ihr Sohn fern von ihr ſchlafen ſollte, ach da trage ich unſchuldig die Schuld ihres Todes.“ — Die Mutter ſuchte ſie zu zerſtreuen und ſagte: „Wir wollen doch einmal leſen, was der baieriſche Meiſterſänger Dir zu Ehren gereimt hat, wahrſcheinlich hat er es ſchon zu tauſend Bräuten geſungen, denn darum läuft das Sängervolk immer ſo umher, daß ſie an fremde Orte kommen, wo ihre Paar Lieder noch für eine Neuigkeit gelten; aber es iſt ſchwer zu leſen vor dem Firniß, der daran klebt.

Hochzeitſterne ſind verglommen,
Und das ſchwarze Sonntagskleid
Iſt dem Himmel abgenommen,
Alle Luſt erwacht in Leid;
Freudig iſt nun junges Leben
In den friſchen Tag geſtellt,
Der gerührt des Blickes Beben
Thauend über Dich erhellt.

Und Du glaubſt dem neuen Tage,
Endlos ſcheint er, weil er klar,
Es verſinkt in Luſt die Klage,
Daß kein Kranz in Deinem Haar;
Sieh, Dir blühen tauſend Kränze,
Dieſer ach verſank im Fluß,
Führt des Lebens Wellen Tänze,
Lebensfluth im ſtillen Kuß.

In der Kraft, die er geſegnet,
In der Hoffnung, die er regt,
Seid Ihr Beide Euch begegnet,
Selig, wem das Herz ſo ſchlägt;
Selig, denn die thät'ge Ferne,
Der Gedanken Unbeſtand,
Und des Glückes Wandelſterne,
Trennen nicht dies inn're Band.

Hochzeitmorgen iſt gekommen,
Trägt ein feurig Freudenkleid,
Und die Welt erſcheint vollkommen,
Feiert Euren ſchönſten Eid.
Mit dem Licht vom erſten Tage,
Als die Erde jugendgrün,
Als zum heiligen Vertrage,
Gott dem Menſchenpaar erſchien.

Dritte Geſchichte.

Gute Hoffnung.

Das Feſt am Brunnen, welches den Morgen nach der Hochzeit feiern ſollte, war durch den Tod der guten Mutter Hildegard in ſeinem Weſen geſtört worden, manches blieb unbeendigt, weil Berthold ſich der geliebten Todten nicht entreißen konnte, und die ſcherzenden Masken ſandte er alle zu dem Hauſe des Herrn Brix, wo Kugler ſeit der Hochzeitnacht eingezogen war. Auch verſpätet war das Frühſtück am Brunnen durch den langen Schlaf Annens, die Sonne ſchien dort zu heiß, und der Tiſch mit den Seſſeln wurde auf Annens Bitte unter die uralte ſchattige Linde geſtellt, unter der Berthold einſt den Schatz gefunden hatte. Er ward nachdenklich und ſprach wenig, ſo daß ihm Anna Vorwürfe machte, wie er an ſolchem Tage fremden Gedanken Raum gebe und daß er ſie am Morgen ſo früh verlaſſen habe. Unter mancher Zärtlichkeit erzählte er ihr nach und nach, was ihn gequält und erweckt hatte: „Als wir vor dem Altare in der Nonnenkirche ſtanden, und der Geiſtliche Himmel und Hölle des

Eheſtands mit gewaltiger Stimme malte, da floſſen meine Augen in Sorge und Seligkeit, in Vorahnungen des Lebens und des Todes, aber ich ſchämte mich dieſer Thränen vor Dir und wendete mich ab, um ſie unbemerkt zu trocknen. Und wie ich ſo zur Seite blicke und meine Augen ſich aufklären, da erblicke ich einen Kriegsmann von alter Tracht, der großen Antheil an der Feierlichkeit zu nehmen ſchien, da war mir, als ſei es derſelbe Alte, derſelbe alte Herr, den ich immer für ein Schattenbild des Barbaroſſa auf Erden gehalten, wenn er in Wolken vorüberzieht, der mir hier die Kapelle der heiligen Könige zeigte, die ich bis jetzt noch nicht wieder fand, der mir den Schatz verlieh, der mich aufforderte, dieſe Bauſtelle zu erſtehen, auf der ich allen Reichthum erwarb, und mit Schrecken erinnerte ich mich bei einem Worte des Geiſtlichen von der Wandelbarkeit des Irdiſchen, daß der Alte mir dieſen Schatz mit allem, was ich dadurch erwerbe, nur auf ſo lange verliehen habe, bis er es zurückfordere. Ich wandte mich ab von dem Alten und blickte nach dem vergitterten Nonnenchore und ſah ein Antlitz halb befreit vom Schleier, der ſich zur Seite gedrückt hatte, und meinte die geliebte Mutter, meine rechte Mutter, ſehr veraltet, doch unverkennbar wieder zu ſehen. Dieſe Erſcheinungen kreuzten ſich und verwirrten mich; als ich wieder um mich blickte, waren beide verſchwunden und ich fürchtete,

daß die lebhafte Anregung des Tages mich um den Verſtand bringe. Beim Gelag hatte ich das alles vergeſſen und bald war auch das Gelag vergeſſen, und Du weißt vielleicht wie alles gekommen, aber ich ſchlief doch endlich ein, ſchlief lange ruhig, bis ich denſelben Alten, der mich in der Kirche erſchreckt hatte, wieder zu ſehen glaubte. Er ſagte mir, daß meine Zeit abgelaufen ſei, daß ich ihm alles wieder erſtatten ſolle, was er mir geliehen, ich ſei jetzt geſund, ich kennte die Welt und ihre Geſchäfte und ſollte mich jetzt allein durchſchlagen. Da dachte ich Deiner, wie ich der Armuth Dich hingeben müßte, und konnte meinen Zorn nicht mäßigen, ſo unbegreiflich iſt der Menſch ſich ſelbſt im Traume, ich ergriff das Meſſer, welches ich damals bei dem Schatze gefunden und durchſtach den Alten, und der Alte war ich ſelbſt, ich hatte mich ſelbſt erſtochen. Da erwachte ich und konnte nicht wieder einſchlafen, weil Meiſter Sixt vor dem Hauſe malte und mir die letzte Ruhe nahm, ſo viel mein Gewiſſen mir noch übrig ließ. Sieh nur, um dieſe meine innern Vorwürfe zu mehren, haſt Du den Tiſch hieher unbewußt geſetzt, wo mir der Alte den Schatz zeigte." — Anna lachte über dieſen Gram. „Der Traum bedeutet immer ſein Gegentheil," ſagte ſie, „das wiſſen alle Traumbücher, und was der Menſch im Traume thut, möchte er wachend gern meiden; liebſt Du mich recht, ſo vergißt Du alle die Einbildungen

in einem Kuſſe von mir.“ — „Noch etwas geht mir im Kopf herum,“ fuhr Berthold fort, „der Ehrenhalt hat mir nur Geſchenke gebracht, um Anforderungen an mich zu machen. Er ſpricht von meinem Vetter, von dem Grafen von Hohenſtock, daß er blödſinnig ſei, daß mir das Schloß Hohenſtock vielleicht bald zufallen könne, daß große Begebenheiten um uns her reiften, bei denen ich dort Sicherheit und Anhang mir und den Meinen erringen könnte; ich ſollte das Schloß als Fremder beſuchen, wie es mir gefalle. Ich mochte mich nicht darauf einlaſſen, ich wollte es Dir ſogar verſchweigen, aber der Traum, die Möglichkeit, mein erworbenes Gut zu verlieren, machten mich aufmerkſam auf das Ererbte. Gieb Deinen Rath, aber gelobe mir Verſchwiegenheit.“ — Anna beſann ſich keinen Augenblick, ſie ſah ſich dort im Geiſte wie die kurfürſtliche Braut zu Augsburg empfangen, ſie dachte ſich das Schloß im Verhältniß zu dem Hauſe in Weiblingen in ſteigender Herrlichkeit, wie ſich dies zu ihrem Häuschen in Augsburg verhalten; ſie konnte ſich der Sehnſucht nach dieſem alten geheimnißvollen Stammſchloſſe nicht erwehren, ſie verſicherte Berthold, daß ſie ihre Zunge nur beſchwichtigen könne, inſofern ihr Berthold das Verſprechen gebe, noch dieſen Sommer das Schloß zu beſuchen. — Berthold gab ihrem Willen nach und beſchloß unter dem Vorwande, einen Wallfahrtsort, oder einen

Sauerbrunnen beſuchen zu wollen, den Weg dahin einzuſchlagen. — Sie wurden in dem Geſpräche von Meiſter Sixt geſtört, der feierlich mit Devotion condolirte und gratulirte, auch berichtete, daß er den letzten Auftrag der ſeligen Frau Hildegard wohlbeendet, die heilige Jungfrau am Giebel aufgemalt und dafür einen Gulden in Submiſſion einzufordern habe, er bitte dieſe Votivtafel zu inſpiciren und ihn zu remuneriren, wenn das Werk ſeinen Meiſter lobe. Berthold folgte ihm mit Annen und war ſehr erſtaunt, ein ſehr vollkommnes Bild ſeiner Frau an der Stelle des verblichenen heiligen Bildes zu ſehen, und weil es ihm lieb war, ſo ſchien es ihm recht. — „Aber wie ſchön iſt das Chriſtuskind,“ rief Anna einmal über das andere, „ſchenkte mir doch der Himmel ſolch ein kräftig freundliches Kind, in ihm iſt Segen für die Welt und ihre reichſte Zukunft.“ — Berthold aber zog Meiſter Sixt bei Seite und fragte leiſe: „Gleicht das Kind nicht Eurem Anton, wahrhaftig, ſo muß er als Kind ausgeſehen haben. — Anna wollte wiſſen, was er geſprochen habe und Berthold antwortete gleichgültig, ich erinnerte den alten Herrn, daß er dies Kind nach einem jungen Geſellen gemalt hat, der bei ihm in der Lehre ſteht. Anna mußte ihm innerlich Recht geben und wurde äußerlich ſo roth, daß ſie ſich abwenden mußte, ſie gedachte der unangenehmen Verwirrung am Morgen und hätte lieber das Bild gleich abreißen laſſen.

Kug=

Kugler und ſeine Frau kamen jetzt zu ihnen, um Abſchied zu nehmen. Das that dem ehrlichen Knaben gar weh, ſonſt war er ſeelenglücklich mit ſeiner Wahl, er wußte nicht genug anzurühmen, was er alles zum Dank unſerm Berthold anthun möchte, er wünſchte, daß er in Noth kommen möchte, um ihm die Treue ſeiner Freundſchaft zu beweiſen.

Nun ging alles zur Einrichtung der Wirthſchaft über, und Anna lernte ihre Magd Verena, die ſie zunächſt bediente, näher kennen. Dieſe klagte bei ihr Jammer und Noth über die Magd der Mutter Apollonia, ihre leibliche Schweſter, welche Sabina ſich nannte, daß dieſe Böſes von ihr rede, und auch Frau Anna beſchuldige, was ſie kaum nachſagen möge, den jungen ſchönen Maler Anton zu ſich in's Fenſter eingelaſſen zu haben, ſie ſcheine das von ihrer Frau gehört zu haben. Sie habe ihr darauf den Mund verboten, denn wenn einer reden wollte, ſo wäre genug darüber zu ſagen, warum Frau Apollonia immer dem Herrn im Garten nachgehe, auch ihn küſſe, es wiſſe jeder, daß ſie einſt mit einander ſo gut wie Eheleute geweſen, aber die Zeit ſei vorüber. — Anna verbot dem Mädchen zu reden, das Mädchen aber kehrte ſich wenig daran, ſie war zu heftig ereifert, nun wandte ſich jetzt ihr Zorn gegen ihre Schweſter, die zu demſelben eigentlich die Hefen eingerührt hatte, ſie berichtete, wie dieſe immer von den

Schüſſeln beim Auftragen nehme, nur fleißig ſpinne, wenn die Frau es ſähe, gern zu den Knechten in den Stall gehe, ſich immer Wege in die Stadt mache, auch beim Einkaufen mehr an ſich, als an die Herrſchaft denke, daß ſie nur fünf Hemden habe und darunter ſei eins noch ſtark zerriſſen und nicht einmal geflickt, ihre Schürzen wären aber ganz unbedeutend. „Aber ſag nur,“ fragte Anna, die eigentlich aus Gewohnheit gern den Mägden zuhörte, „wie habt Ihr Euch ſo verfeindet, Ihr beiden Schweſtern, nachdem Ihr hier blos darum in Dienſt getreten, weil Ihr ſo nahe beiſammen wohnt.“ — Das Mädchen wollte die Urſache nicht ſagen, ihre Schweſter ſei aber an allem Schuld, ſie wolle ihr aber alles gebrannte Herzeleid anthun. — Anna gebot Frieden, aber das half nur gegen ſchnellen Ausbruch der Feindſeligkeiten. Jeden Morgen früh war immer ein dumpfes Schelten der beiden Schweſtern am Brunnen, wenn ſie früh Waſſer holten, ein Keifen, als ob es an Waſſer fehle, und doch lief dies im Überfluß.

Berthold ſchalt einmal, als er ſpät Abends zu Apollonien gehen wollte, daß ſo viel Wirthſchaftsgeräth, Eimer, Töpfe und Kupfergeſchirr am Brunnen geſtanden, er ſei darüber gefallen. Verena machte daraus eine ſeltſame Hiſtorie, erzählte Annen, ihr Mann gehe Abends, wenn ſie ihn im Garten beſchäftigt glaube, gar heimlich zu Frau Apol-

lonien, ſo daß es Annen gar heiß überlief, ſie konnte mit ihrer Mutter nicht mehr frei und offen ſprechen. Darauf hörte ſie in der Stadt, daß von einem Kobold die Rede ſei, der an ihrem Brunnen alles Geſchirr reinige, aber auch ſehr bösartig ſei, wenn einer ihn ſtöre. Sie befragte Berthold, der lachte über das Mährchen, er ſei ſo oft am Brunnen geweſen. Verena aber winkte mit den Augen bei dieſer Ausſage ihrer Herrin und berichtete beim Ausziehen, der Herr poltere oft ſo ſpät bei den Geſchirren am Brunnen herum, da hielten die Leute ihn für einen Kobold und hätten ſchon in der Stadt ausgebracht, ſie und ihre Schweſter hätten ſich wegen des Kobolds entzweit, wenn er nicht allen beiden die Arbeit abnehmen wolle, er gehöre nur zum Hauſe des Berthold's und die Schweſter ſetze immer ihre Geräthſchaften unter die ihren, aber das ſei Lüge, und rief alle Heiligen zu Zeugen, daß ſie ſich mit keinem Kobold abgebe.

Sabina quälte mit ihrer Zänkerei die Frau Apollonia weniger, weil dieſe ſtrenger war, ſie niſtete ſich aber auf feinere Art ein. Apolloniens Zärtlichkeit zu Berthold glaubte jetzt, wo er ihr als Schwiegerſohn verbunden, keines Zaums zu bedürfen, ſie äußerte ihm gern ihr Wohlwollen durch jedes gute Zeichen, nahm jedes von ihm an, fand auch darin einen Erſatz, als es ihr ſchien, daß die Tochter

von ihr unabhängig ſei, ſie weniger aufſuche und andre Geſellſchaft vorziehe. Sabina erfand ſich eine Menge Freundlichkeiten von Berthold, die ſie der Frau berichtete, und ihr ſchmeichelte, am Abend aber die Schweſter damit zu ärgern. Das alles erfuhr Anna, nachdem es kaum einen halben Tag erſonnen oder mißdeutet war, und machte die Stolze ihrem Berthold auch keine Vorwürfe, ſo ſpottete ſie doch wohl gegen ihn über die Mutter, und Berthold vertheidigte ſie mit Wärme und ſagte wohl noch mehr, als er eigentlich glaubte, eben weil ihn die unerklärliche Härte in der Tochter ärgerte.

Ein Zufall reifte die Stacheln an der Hecke zwiſchen beiden Häuſern. Apollonia war in ihrer Arbeit ſehr emſig, obgleich ſie es jetzt nicht mehr bedurfte, nun ein gutes Vermögen mütterlicher Seite ihr zugefallen war. Es brach ihr ſpät am Webſtuhle etwas in dem Kamme, ſie ſchickte Sabina damit zum Verfertiger, daß er es gleich in Ordnung bringe. Es ſieht manches wie eine kleine Arbeit dem aus, der ſie nicht zu machen verſteht. Die Arbeit verſpätete ſich, die Nacht war dunkel heiß und Apollonia ging ſelbſt ungefähr gegen Mitternacht an den Brunnen, um ihren Henkelkrug zu füllen. Sie nahte ſich ohne Abſicht leiſe, denn ſie ging bequem und ſtand nicht ohne Schauder neben einer großen Geſtalt, die am Brunnen auf etwas zu warten ſchien. Kaum hatte

ſie den Entſchluß gefaßt, dies unheimliche Weſen ein wenig zu betrachten, ehe ſie entliefe, ſo wurde ihr der Mond günſtig, trat hervor und beſchien einen blonden herrlichen Lockenkopf, der im Augenblicke nach dem Garten Berthold's entſprang. Die Angſt und die Beſonnenheit geboten ihr zu ſchweigen, es war Anton, ſie konnte nicht zweifeln. Was wollte er ſo ſpät? Berthold war in einem Geſchäft ausgereiſt, Anna hatte ſich den Abend verleugnen laſſen. Sie wurde wieder irre an dem guten Glauben, den ſie den Entſchuldigungen der Tochter am Hochzeitmorgen geſchenkt hatte; ihre Qual war groß, denn ihre Rechtlichkeit war unerbittlich ſtrenge. Sie gewann es über ſich, nicht laut zu werden, es fiel ihr ein, daß Berthold von einer Reiſe nach Hohenſtock geſprochen. Sie glaubte, daß ſein guter Geiſt ihm den Rath eingegeben hätte und beſchloß ernſtlich, mit allem ihren Einfluſſe auf ihn dies Unternehmen zu fördern.

Anton, denn er war es wirklich geweſen, hatte nicht geringeren Schrecken über Frau Apollonia, als dieſe über ihn erfahren, er meinte ſich ſchon beim Meiſter angeklagt und beſtraft. Die Bosheit der Frau, als er damals ſo unſchuldig in Annens Zimmer gekommen, ließ ihn viel ſchlimmere Bosheit ahnen, nun er in gewiſſem Sinne ſchuldig war. Er war wirklich der Kobold, der da nächtlich am Brunnen die Geſchirre reinigte, was den beiden nachläſſigen

Mägden zu beſchwerlich war. Er hatte ſie in den Vorbereitungen der Hochzeit kennen gelernt und war in dem Drange der Arbeiten für ſeine Hülfe in der wohlbeſetzten Küche von ihnen gelohnt worden. Für dieſen Preis ſetzte er bei dem teufliſchen Geize des Meiſters, der ihm das Brod verſchloß, dieſe geringe Arbeit Nachts heimlich fort, und die Sache hätte lange in Ruhe geſchehen können, wenn nicht beide Schweſtern gar zuthuliche Liebe zu ihm empfunden hätten. Da er aber von eigner Gleichgültigkeit gegen beide blieb und wohl ihre guten Biſſen, aber nicht ihre Küſſe annehmen mochte, und ſich beide doch für ſchön hielten, ſo meinte jede, die andre habe heimlich mehr Vertraulichkeit mit ihm und das brachte ſie gleich in Neid und Eiferſucht. Als er nun gar in der nächſten Nacht ausblieb, ward der Unfriede am Brunnen groß. Berthold kehrte am andern Morgen heim und ſprach zufällig erſt bei Apollonien an, ſo ſchien ſeine Untreue der harrenden Anna gewiß.

Während Apollonia ihm heftig zürnte, trat Berthold mit freudigem Gruß und Gaben ein, erzählte von den ſchönen Burgen der befreundeten Ritter und drang in Annen, wie Apollonia eben in ihn gedrungen war, die Reiſe nach Hohenſtock mit ihm zu unternehmen, es komme kein Schlächter aus jener Gegend in die Stadt, der ihm nicht Briefe mit Anmahnungen des Ehrenhalts überbringe, dort einen

Beſuch abzuſtatten und je mehr er das Leben der Ritter kenne, je weniger laſſe ſich in ihm das Gefühl unterdrücken, daß er noch zu etwas anderm, als zur Wollrechnung, beſtimmt ſei. Der Antrag kam ihr jetzt ſo willkommen, ſie hoffte, Berthold werde ſie ausſchließlich lieben, wenn ſie mit ihm allein wäre, ſie gab ihren Beifall, ſie wollten beide vorgeben, daß ſie Kloſtereinſiedlen in der Schweiz zu beſuchen gelobt hätten.

Es war Sonntag, ſie fühlte dunkel, daß ſie dem Manne unrecht gethan habe, oder aber wie Grünewald oft ſang:

Sonntag hat ein eigen Weſen,
Innres Streben, äußre Ruh,
Mag von ſel'gem Glauben leſen,
Läßt den Drang der Zeit nicht zu.

Sie wollte beichten und nahm ihr ſchwarzes Gebetbüchlein, ging aber nicht zum Hauſe hinaus, ſondern in den Garten, wo, ohne daß ſie es wahrnahm, der eifrige Gärtner Berthold beſchäftigt war, ſeine Lieblingsblumen ſelbſt zum Strauß für die Frau abzupflücken. Da kam eine hohe Frau in den Garten mit einer Harfe und einem Käſtchen, worin Feigen und Apfelſinen, trug einen grünen Hut mit einer Feder darauf, grüne Jacke mit kurzem bunten Rock, auch bunte Strümpfe, ſie nannte ſich eine Tyrolerin, die aus der Hand weiſſage, und Apollonia meinte ſie ſchon in Augsburg geſehen zu haben. Anna

klagte ihr, daß ſie vergeſſen habe, was ſie noch eben beichten wollte, und die Tyrolerin — oder vielmehr Grünewald, der ſo verkleidet war und ſich etwas mit Wahrſagen abgab — prophezeihte ihr, was er ihr anſah und hat alles nachher in Reimen abgeſungen, wie es da erging:

Der Sonntag winkt mit ſtillen Blicken
Und ſchmückt ein jedes Blumenbeet,
Der Gärtner will ein Sträußlein pflücken,
Weil ſeine Frau zur Kirche geht.
Und kann ſich immer nicht entſchließen,
Wo er ſein Meſſer brauchen ſoll,
Die Blumen ſich im Thau noch küſſen
Und Herz am Herzen hängt ſo voll.

Da kommt ſein junges Weib gegangen,
Ihr ſchwarz Gebetbuch in der Hand,
Ihr Blick geſenkt im frommen Bangen,
Zur Laube hat ſie ſich gewandt;
Wie heimlich glüht die Geisblattlaube,
Ihr Schatten iſt ein duftig Bad,
Und drinnen girrt die Turteltaube
Und Nelken glänzen an dem Pfad.

Da ſpricht die Frau mit bangen Sorgen:
Vergeſſen iſt die Sündenſchuld,
Was wollt ich beichten heute Morgen,
Ach Gott, hab nur mit mir Geduld.
Ach hätte ich nur eine Stunde,
Mir fielen wieder Sünden ein,
Aus welchem böſen Sündengrunde
Mag ich wohl ſo vergeßlich ſein.

Der Gärtner hat ſich nicht verſtecket,
Doch iſt er nicht von ihr geſehn,
Die Reben haben ihn gedecket,
Er ſtaunet ſtill, wie ſie ſo ſchön;
Es kniet ſein Weib am Bänklein nieder
Und deckt das holde Angeſicht,
Und ſteht dann auf und ſaget wieder:
Was ich geſündigt, weiß ich nicht.

Der Mann will eben zu ihr ſpringen,
Und ihr in Kraft von Lieb und Luſt,
Vergebung für die Sünde bringen,
Die ihrem Herzen unbewußt,
Da hört er eine Harfe klingen,
Sieht eine Frau mit grünem Hut,
Die ihr will ſüße Früchte bringen,
Die Frau ſagt wahr und iſt ihr gut.

Sie küßt die Hand des ſchönen Weibes
Und rufet mit Verwundrung aus;
„Du biſt geſegnet Deines Leibes,
Und Segen kommt nun in Dein Haus!"
Beſchämt will es die Frau nicht glauben,
Und klagt wie ſchwer zu Muthe ihr,
Tyrola ſpricht: „Eh reif die Trauben,
Die jetzt ſo hart, dann glaubſt Du mir."

Ihr glaubt die Frau und heil'ge Blicke
Wie Perlen ſie umkränzen ſchön,
Tyrola ſingt von ihrem Glücke
Zu ihrer Harfe Vollgetön;
Was ſie gedrückt war keine Sünde,
Es war die ungewohnte Luſt,
Daß ſie den Dank zu Gott verkünde,
Erhebt Geſang die freud'ge Bruſt.

In weſſen Herz die Sünde ſchweiget,
Da klingt des Herren Lobgeſang,
Das Daſein ſich ſo freundlich zeiget,
Wenn neue Hoffnung es durchdrang,
Sie fleht, daß ſie der Herr durchdringe
Mit ſeines Geiſtes Gegenwart,
Daß früh ihr Kind den Geiſt empfinge,
Wenn es noch bildſam, rein und zart.

Da kann der Gärtner ſich nicht halten,
Er ſtimmt in's fromme Lied mit ein,
Und muß die Hände betend falten:
So muß ſich eine Kirche weihn!
Und er gelobt, an dieſer Stelle,
Zum Angedenken dieſer Gunſt,
Will er erbauen die Kapelle
Mit hocherfahrner Bildner Kunſt.

Es ſteht die Frau in Scham betroffen,
Woher er ihr Geheimniß weiß?
Er ſpricht: „Ich ſah den Himmel offen,
Ein Engel ſagte es mir leis:
Und alles Geld, was Du geſparet,
Den Armen gieb zum Freudenmahl,
Daß Gott, der Herr, Dein Kind bewahret
Und führt es leicht zum Sonnenſtrahl.“

Vierte Geſchichte.

Schloß Hohenſtock.

Der Reiſewagen ſchwankte heftig ungeachtet des langſamen Fahrens über die rohen Steingerölle, die im Bergwege lagen, daß Berthold längſt mit der Frau Anna ausgeſtiegen war und ſich zu dem Ehrenhalt und Grünewald, (der als Tyrolerin gekleidet) geſellt hatte, die neben dem Wagen gingen und mit einander den Wagen durch Stricke, die ſie an beiden Seiten angebracht, vom Umſturz abzuhalten ſuchten. „Das iſt ein Mordweg!“ ſagte Anna. „Es iſt noch nicht unſer ſchlechteſter Weg,“ meinte der Ehrenhalt, „ſo kann er freilich nicht in Ordnung gehalten werden, wie die Wege nach Augsburg, hier fährt kein Güterwagen, kein Reiſender, zum Holzfahren iſt er immer noch gut genug.“ — „Warum bleiben wir nicht hier oben,“ fragte Grünewald, „der Wald iſt kühl, die Erdbeeren reif und mein Blumengewinde wächſt mir immer wunderbarer in der Hand, daß ich Euch endlich damit umgürten muß, Frau Anna. Weilt hier. Der grün bewachſene meilenweite Sumpf da unten iſt für die Kibitze, die darüber ſchreien, daß die

Leute ihnen ihre ſommerfleckigen Eier nehmen. Und was iſt das für ein Schwalbenneſt in der Mitte, ſieht aus wie eine gebrochene Kinnlade mit ſchwarzen Zähnen, da möchte ich nicht begraben ſein." — Der Ehrenhalt verwies ſie als eine unverſtändige Närrin zur Ruhe, bei ihrem Kuhmelken und Pomeranzenverkauf werde ſie viel wiſſen, was zu einer Ritterburg gehöre. „Seht Herr," ſagte er zu Berthold, „das iſt Hohenſtock, weil der Fels, worauf es ſteht, wie der Stock eines Baumes aus dem tiefen Bruch heraus ſieht. Das iſt gegen jeden Angriff ſicher, wenn die Brücke und der einzige Damm zerſtört ſind, der bis dahin führt. Durch den Sumpf watet kein Menſch und die warmen Quellen hindern, daß er je zufriert; der Kaiſer mag klug ſein, aber wäre er recht geſcheidt, ſo ſetzte er ſich in Ruhe auf Hohenſtock, würde einer der Unſern und ließe die regieren, die dazu geboren ſind. Bei uns da iſt alles im Überfluß, was ſich ein Menſch wünſchen kann, Fiſche, Wildbret, Früchte, auf der Welt giebt's keine fruchtbarern Gärten, als die ihr ſo rings an dem Schloßfelſen glänzen ſeht. Gott gebe, daß ich von der Wacht auf der Kronenburg entlaſſen, dort endlich in Ruhe meine Tage beſchließen kann." — Berthold und Anna wollte das Schloß nicht ſo erfreulich erſcheinen, doch äußerten ſie nur, daß ihnen der Bau gar ſeltſam verwirrt ſcheine, die Gebäude lägen in allerlei ſpitzen

Winkeln, ſelbſt in Krümmungen an einander, wie Kinder in ihren Spielen zu bauen pflegen. — „Das verſteht unſer einer nicht," antwortete der Ehrenhalt, „aber ſeht das große Schloß nach dieſer Seite gehört Eurer Linie, und das kleinere drüben gehört dem Grafen Rappolt, und in dem Mittelſchloſſe iſt die Kapelle und der Waffenſaal." — „Vom Grafen Rappolt habt Ihr mir noch nie ausführlich geſprochen," ſagte Berthold. — „Es iſt nicht viel von ihm zu ſagen," antwortete der Ehrenhalt, „als daß er Euer Oheim iſt, er iſt meiſt verwirrt im Kopfe und was ihm allen Verſtand nimmt, iſt die Liebſchaft zu ſeiner Ausgeberin Jtha, die ſein Sohn nicht mehr bei ihm dulden will, weil ſie dem alten Manne alles abſtiehlt und den Ihren zuſteckt. Ihr müßt ihn wohl beſuchen, aber weiter kümmert Euch nicht um ihn, es kommt nichts dabei heraus, als daß Euch der alte Herr leid thut."

Ein Wächterhorn von der Dammwarte verkündete ihre Ankunft nach dem Schloſſe, als der Weg anfing, gepflaſtert zu ſein. Alle ſtiegen in den Wagen und nun ging es faſt eine Viertelſtunde in vollem Lauf über den hohen Damm, der an beiden Seiten mit Obſtbäumen und Weiden beſetzt war, und über Brükken dem Schloſſe zu, deſſen hohe Lage ſie erſt jetzt in der Ebene erkannten.

Endlich rollten ſie durch das enge Thor und da

ging es langſam durch den ſchmalen Burgweg hinauf, der allmählig anſteigend um den Felſen lief, auf einer Seite von Mauern mit Thürmen gedeckt, auf der andern Seite mit kleinen Häuſern und Ställen beſetzt, vor denen Landleute in ſo ſchlechter Bekleidung ſtanden, daß die Städter ſie für Bettler hielten. „Nein,“ ſagte der Ehrenhalt, „das ſind in ihrer Art ſehr reiche Leute, aber ſie gehen gern bequem in ihren Kleidern und mögen ſich ihr gutes Zeug nicht verderben; die haben mehr auf's Brod zu ſchmieren, als Eure Federhänſe in der Stadt, die ſich vor Gott mit dem Sprichwort rechtfertigen: ein jeder ſieht den Kragen und keiner in den Magen.“ — Der Wagen hielt vor dem alten Schloſſe und ſie traten in große, gewölbte Zimmer, die nur von ſehr kleinen, ohne Regel vertheilten Fenſtern erhellt waren, aber die Ausſicht war ſchön über die grüne Fläche nach dem Gebirge, ein grünes Meer voll Vögel ſtatt der Fiſche. Auf eigenſinnige Art war der Boden zwiſchen den verſchiedenen Zimmern verungleicht, es mußten immer Stufen geſtiegen werden, um aus einem Zimmer in's andre zu gelangen. Große ſchwere Schränke von Eichenholz, mächtige gepolſterte Lehnſtühle, große runde Tiſche und ein Bette, in dem wohl viere Raum hatten, zierten das größte, mit achteckigen Steinen gepflaſterte Zimmer. „Hier iſt das Schlafzimmer für die Gäſte,“ ſagte der Ehrenhalt, „laßt Euch ja nicht

merken, daß Ihr eigentlich hier mehr zu befehlen hättet, ſonſt müßt Ihr hier bleiben gegen Euren und meinen Willen.“ Anna erbleichte etwas, ſie ſchrieb es dem mit Kalmus beſtreuten Boden zu, auch war mit Wachholder geräuchert, weil das Zimmer ſo lange unbewohnt geblieben. Anna ſah zum Fenſter hinaus, um eine gewiſſe Beklemmung ihres Herzens aufzulöſen, aber ſie mußte es vor aufdringendem üblen Geruche ſchließen. „Ihr müßt Euch nicht verwundern,“ ſagte der Ehrenhalt, „da unten iſt der große Hundeſtall, doch wenn er Euch läſtig, ſo ſchaffen die Knechte morgen alles fort. Kommt heute zu dem Oheim im zweiten Antheile, doch muß ich Euch vorher ſagen, die vielen Kinder, die da herumfaulenzen, ſind keine ächte, das iſt ſo uneheliches Zeugs, von ihm und der Frau Itha, ſeiner Ausgeberin, und Gott weiß von wem noch ſonſt, haltet Euch die vom Leibe, die ſchnüffeln und betteln überall, ſind Wild- und Fiſchdiebe, wie keine auf der Welt; wenn der alte Graf ihnen nicht täglich die Haut gerbt, ſo behält der erſte Antheil nichts.“

Nachdem Berthold und ſeine Frau angemeldet waren, ſo traten ſie in das Zimmer des alten Oheims, der ihnen wie ein ernſtes Knochengerippe von einem Rieſen der Vorzeit entgegentrat und ſie feierlich, doch verlegen, nicht als Verwandte, ſondern als Fremde begrüßte. Es wollte ſich kein Geſpräch anknüpfen,

der Alte brummte einige unverſtändliche Höflichkeit, während Berthold und Anna mit Verwunderung das Zimmer überblickten. Ein kleines Mädchen fütterte da unzählige junge Hühner, während die alten Gluckhennen gegen einander eiferten, eine Mäſtgans wackelte auch herbei und die Nudeln, mit denen ſie genudelt werden ſollte, dunſteten mit ſchrecklichem Geruch von dem ſcharf geheitzten Stubenofen, in welchem gebacken wurde, während die Fenſter gegen die Sommerhitze verſchloſſen waren. Drei alte fette Hunde, deren Haar vom ſteten Liegen abgerieben war, bellten von den ſchmutzigen Polſterſtühlen, indem ſie ſich ausſtreckten, an der Decke wankte ein großer Wermuthbüſchel mit den Fliegenleichen und eine Wetterdiſtel drehte ſich, als ob ſie ein nahes böſes Wetter verkündigte. Sollte dies aber aus einer Weltgegend kommen, ſo mußte es zunächſt von Frau Itha ausgehen, die im Hintergrunde den geſchundenen blutigen Körper eines Haſen ſpickte. Dies Ungewitter mit ſtarken Schlägen traf aber ein etwas erwachſenes Mädchen, das ſich an Anna heran geſchlichen hatte und ihr die Röcke ſacht von der Seite ein wenig aufhob, um zu ſehen, von welchem Zeuge ihre Unterröcke wären, denn das erklärte ſie jetzt unter der peinlichen Backengerichtsordnung der Mutter als einzigen Grund ihrer heimlichen Beſtrebungen. Der alte Rappolt wollte gern Frieden ſtiften, drückte aber dabei vorſichtig

wie

wie eine Katze, die Schläge fürchtet, die Augen zu, auch wurde ſeine Vermittelung abgewieſen. Dagegen ſtiftete ſich ſogleich Friede, als ein junger derber Burſche Frau Ithen mit den Worten in die Hände griff: „Mutter Sie iſt verrückt, was ſollen die fremden Leute von Ihr denken, Sie meint noch immer, daß Sie die Schweine unter ſich hat, geh Sie mit Ihrem Küchenſchmutz in die Küche." Frau Itha entſchuldigte ſich und ging fort, der alte Rappolt ſah mit dankbarer Rührung den höflichen Jüngling an und erklärte ſich offner gegen Berthold. Die gute Frau ſei ſehr heftig, aber ſie ſei ſein einziger Troſt, er müſſe beherrſcht werden, Gram nehme ihm die Beſinnung und ohne ausgezankt zu werden komme er zu keinem Entſchluſſe. Sie ſollten ſich vor den Kronenwächtern in Acht nehmen, fuhr er nach kurzem Stillſchweigen fort, eben ſo auch vor den andern. Er habe einen ſchönen Sohn von ſeiner verſtorbenen geliebten Frau gehabt, mit Namen Friedrich, den hätten ſie zuerſt auf der Kronenburg erzogen, der ſei von einem fremden Ritter in das Waſſer geſtürzt worden, er habe es unter der Hand erfahren. Darauf er nach langen Jahren Zwillingsſöhne, Anton und Konrad bekommen. Bald hätten ihm die Kronenwächter ſeinen kräftigen, hell gelockten Anton genommen und der ſei entflohen, kein Menſch wiſſe wohin, nun ſei ihm nur noch Konrad übrig, der ſei ein dürrer Neidhart von

Jugend an geweſen und werde jetzt auf der Kronen-
burg erzogen, wolle da nicht mehr gut thun, ſie wür-
den ihn auch bald bei Seite ſchaffen. Als er dies
beendet, fiel er in ein Weinen und der Baſtard rieth
Berthold fortzugehen, „denn,“ ſagte er, „kommt
Vater auf die alten Geſchichten, da weiß er nicht
mehr was er will, da kann die Mutter kaum mit
ihm fertig werden, da will er Waffen anlegen und
darf doch nicht heraus. Er hat einmal in ſeinen frü-
hern Jahren die Kronenburg verrathen wollen, iſt im
unterirdiſchen Gange im Sperrwaſſer gefangen und
aufgefiſcht worden, ſeitdem mußte er hier hocken. Sie
wollten nur Söhne von ihm haben, dann, ſagten ſie,
wollten ſie ihn hinrichten. Wie ginge er ſo gerne auf
die Jagd, aber er darf nicht heraus, da ſieht er drü-
ben die Hirſche am Gebirge ſich ſonnen, ſeht Ihr,
wie er hinſieht, er kennt ſie alle am Geweihe, er darf
aber nicht heraus. Das hat ihn ſo unſinnig gemacht.“
— „Aber hört er denn nicht, was Du jetzt ſprachſt?“
fragte Berthold, indem er mit Annen fortging. —
„Kein Wort hört er, wenn er ſo in ſich verſinkt,“
antwortete der Knabe und nahm Abſchied.

Berthold und Anna ſahen einander verlegen
an, als ſie auf ihrem Zimmer allein waren, Anna
war ſehr enttäuſcht von den hohen Erwartungen gräf-
licher Herrlichkeit, Berthold warnte ſie, gegen Nie-
mand davon zu reden, ſie ſtänden in einer unerbittlichen

Gewalt. Die Tyrolerin kam jetzt herein und brachte viele Nachrichten von der Burgverfaſſung. Eben ſeien wohl zehn Raubgeſellen in Dienſt genommen, um einem Nachbarn, der ſich gegen die Bauern vergangen, das Vieh wegzutreiben, die tobten und tanzten in der Geſindeſtube, Niemand höre ohne Fluchen und Schläge was ihm geſagt würde; der eine habe ihr das Eſſen umgeſtoßen, weil er ſie durchaus küſſen wollte. Die Roſſe lägen im Hofe, daß Niemand gehen könne, die Hunde heulten und biſſen aus allen Ecken und die Enten ſtürmten die Küche, der Ehrenhalt ſei fort und ſie wiſſe keinen andern Rath, als daß ſie drüben aus der Küche ſich etwas ausbäte, um ihre Herrſchaft zu ſpeiſen.

So waren beide genöthigt, bei Frau Itha anzuſprechen, die eben in dem Kreiſe mehrerer anderer Frauen beim Mahle ſaß, die ſie ihnen als die Weiber von Kronenwächtern vorſtellte, welche dahin gekommen, um ihren Männern weiße Wäſche zu bringen. Alle fielen über Frau Anna her, ſie zu herzen und zu küſſen. Der Becher ging fleißig umher, Frau Itha lief zuweilen in die Schlafkammer, wo der Alte jammerte und brachte ihm etwas, klagte aber dann bitterlich zu Annen, was ſie für einen alten gebrechlichen Herrn habe, wie der ſie plage, da ſei ſie mit ihrem Berthold beſſer verſorgt. Nun erzählten die Frauen von den Thaten ihrer Männer; wie vielen

Herren der eine gedient habe, ehe er von den Kronenwächtern aufgenommen ſei, wie der andre einen Mauren im Zweikampfe erlegt habe, wo ein dritter unter den Schweizern gegen den Herzog von Burgund gefochten und das Gold nachher in Metzen ausgemeſſen habe. Der Ehrenhalt betrat jetzt das Zimmer, wurde von allen gar ehrfurchtsvoll begrüßt, die Frauen baten ihn, ſeine Geſchichten im Morgenlande zu erzählen, wie er dem Emir, bei dem er gefangen, mit einem ſilbernen Becher den Hals zerhauen habe, worin ihm dieſer Wein unter Verwünſchung des Chriſtenthums gereicht, und wie er auf dem Pferde des Emirs der Strafe und der Gefangenſchaft zugleich entkommen ſei. Es wurde, als dieſer Alte erzählte, eine lebendige Freude ausgegoſſen, jeder fühlte ſich größer, nur Berthold fühlte ſich unendlich gering, daß er noch nichts Kriegeriſches gethan. Noch ſchmerzlicher fühlte er ſich gekränkt, als Frau Anna, die ihren Mann gern auch empfehlen wollte, mit der Turniergeſchichte in Augsburg anrückte. Da riefen alle, es ſei Schade, daß er nicht einen Tag früher gekommen, es hätten geſtern nahe der Burg ein Paar Ritter auf Leben und Tod mit einander gerannt und wären beim zweiten Anlauf auf dem Platz geblieben, durch ihre Spieße unauflöslich verbunden.

Als ſie alle auseinander gegangen, mußte Berthold eingeſtehen, ſo ſeltſam dies Völkchen ſei, ſo

ſtehe doch jeder feſt auf ſeinen Füßen und wiſſe ſeine Bahn; er möchte gern auch im Kriege ſich verſuchen und wiſſe nicht, wie er es anfange. Anna dagegen wünſchte ſich und ihn von Herzen aus dieſem Kreiſe, aus dieſer Gegend fort, ſie behauptete, daß die armen Spinnerinnen in Augsburg in ihren Spinnſtuben nicht ſo roh und gemein, ſo grob und frech ſich ausgedrückt hätten, wie dieſe edlen ritterlichen Frauen, Berthold habe nur nicht alles gehört, was ſie leiſe unter einander und zu ihr heimlich geſprochen hätten. Berthold wollte ihren Wunſch, bald abzureiſen, gern erfüllen, nur bat er ſie, ihn nicht ſo kund werden zu laſſen, auch die Wände hätten da Ohren, das ganze Schloß ſei von geheimen Gängen durchzogen, dieſen ſei alle Schönheit und Regelmäßigkeit aufgeopfert, das habe er endlich durch ſeine Kenntniß vom Bauweſen herausgebracht.

Am andern Morgen fragte Berthold den Ehrenhalt, ob er nicht den Zug gegen die Nachbarn mitmachen könne, wozu ſchon Leute geworben wären, die geſtern im Schloſſe gelegen. Der Ehrenhalt lächelte ihm zum erſtenmal recht freundlich zu und ſprach: „Es iſt recht, daß Ihr etwas thun wollt, was vor der Welt beſteht, der alte Hohenſtaufe regt ſich in Euch, im Kriege macht der Menſch ſein Schwert zum Maaßſtab der Welt und mißt alles nach ſeiner Elle von vorne durch, ſo kommt alles in die Lage,

wie es ihm gefällt; er braucht nicht mehr zu denken, ob er es alles Leuten recht macht, die Leute müſſen ihm thun, wie er ihnen thut. Was aber den Zug von geſtern Abend angeht, ſo iſt der ſchon zurück und die Leute ſind entlaſſen. Unſer junger Graf Konrad hat einmal wieder ſchlimme Streiche gemacht, Ihr werdet das ſaubre Früchtchen heut noch ſehen, ein rechter Lilaps und Hannepampel. Kaum war der Zug beim großen Lug, ſo ſah der Graf im Vollmondſchein ein aufgeſchürztes Mädchen darin ſtehen, die Sumpfgras in ihre Kiepe für die Kühe ihrer Mutter ſchnitt. Gleich war er verliebt, rief ſie zärtlich und als ſie ihn verlachte und verhöhnte, weil er ſchwerlich ihr da durch das Waſſer nachſteigen konnte, wo dieſe armen Leute ſeit erſter Kindheit Steg und Weg auswendig lernen, ſo beſchoß er ſie mit ſtumpfen Bolzen, als wäre ſie eine Feſtung. Das Mädchen war aufgeſchürzt und ſchrie ach und weh, und ſuchte nach der andern Seite zu entkommen. Er ſetzte ihr mit den Reiſigen wie einem Hirſch nach, der in's Waſſer getrieben, ein Paar ſtürzten, endlich fing er das arme, ganz erſchöpfte Mädchen und brachte ſie zu einem Einſiedler, der eine Art Poſſenreißer iſt. Da wurde getafelt und getobt, daß ein frommer Reiſiger, der draußen blieb, bei dem nächtlichen Sturm jeden Augenblick meinte, der Teufel werde die ganze Geſellſchaft holen. Statt des Viehes bringt uns der Graf

heute das Mädchen auf das Schloß, das er nicht laſſen will und das doch zu den Jhren verlangt. Zum Glück ſchicken ihn die Kronenwächter bald fort zum Herzog Wilhelm von Baiern, er ſoll da dem ſchwäbiſchen Bunde dienen und die tollen Hörner ſich ablaufen. Vielleicht läßt ſich etwas erreichen und auch Jhr ſollt dann dazu wirken. Der ſchwäbiſche Bund iſt auf unſrer Seite, wie wir ſicher glauben, Herzog Ulrich feindet ihn an, es brechen gewiß Streitigkeiten aus, der Herzog wird verjagt, der Kaiſer ſtirbt bald, wir beherrſchen das Land, vielleicht könnt Jhr in Eurer Stadt mehr dabei wirken, als unter den Reitern, wir brauchen auch Männer von der Feder, der Hutten führt ſie zu wild und unbändig."

Die Tyrolerin kam jetzt aus der Küche hereingeflüchtet, Graf Konrad hinter ihr her, der ohne Aufhören ſchrie: „Sie hat einen Bart!" Der Ehrenhalt trat ihm entgegen: „Nun Graf, ich dächte Jhr hättet heute keinen Grund, ſo laut zu krähen, der Zug iſt ſchlecht ausgefallen, Jhr müßt fort von hier, die Briefe ſind geſchrieben, Jhr ſollt zum Herzog Wilhelm von Baiern, doch lernt vorher noch anſtändig ſein im Hauſe des erſten Antheils." — Graf Konrad war ſchnell wie verwandelt, er entſchuldigte ſich mit der Seltſamkeit des Bartes an einem Mädchen, das noch ſo jung ſcheine, nahm gar artige Stellungen an und fiel Frau Annen gar nicht unangenehm in

die Augen. Er gleicht dem Malerburſchen Anton, fiel ihr ein, aber ſie wagte es nicht auszuſprechen, weil ſie dem Manne nichts von der Geſchichte am Morgen der Hochzeit erzählt hatte. Auch Berthold dachte umher, bis ihm die Ähnlichkeit mit Anton einfiel, während er den Grafen begrüßte. Die Tyrolerin war bei Konrad gleich vergeſſen und Grünewald kam diesmal mit dem Schrecken davon, erkannt und vielleicht ſehr hart beſtraft zu werden. Graf Konrad ſtrengte alle ſeine Erfindung an, um durch artige Feſte den Tag zu verſchönern.

Er ritt mit Berthold und Anna zur Jagd, aber ein Paar Gewitterſchläge brachten ſo unglaubliche Regengüſſe, daß ſie in wenig Minuten ganz durchnäßt den Damm zur Heimkehr ſuchten. Ihr Weg führte ſie an dem Felde vorbei, das zu Hohenſtock gehörte, wo die Schnitter eben mit der Ernte beſchäftigt geweſen, von bewaffneten Reiſigen bewacht. Aber hier hatte der Himmel mit ſeinem Feuer gegen die Erde geſchlagen, es brannte ein abgeſtorbener wilder Birnbaum und der Hagel ſchüttete ſich aus der Wolke, wie aus einem zerriſſenen Säetuche über die Weizenähren. Die Jagdgeſellſchaft mußte von den Pferden ſteigen, weil dieſe wild wurden, die Landleute deckten ihre Kinder mit Schürzen zu, aber alles ſchrie jammervoll! Nur zehn Minuten mochte der Hagel geſchlagen haben und die Ernte, der Lohn eines

mühevollen Jahres war wie von einem Kriegsheere in den Boden geſtampft und zerſtreut. So lange das Wetter ſo währte, war Konrad gar kleinmüthig, fragte wohl gar wegen des jüngſten Tages bei Berthold nach. Aber kaum verwandelte ſich der Hagel in Regen, der Regen in Sonnenſtrahlen, ſo kannte ſein Muthwillen keine Grenze. Abgefallene Kappen und Hauben der Landleute ſpießte er auf ſein Jagdſpieß, hetzte mit ſeinem Pferde die Kinder wie Haſen, daß endlich Berthold ſeine Mißbilligung nicht länger zurückhalten konnte. Konrad fuhr mit häßlichen Reden gegen ihn an, nannte ihn einen Wollkratzer und Federfuchſer, was Frau Anna ſo beſchämte, daß ſie in Thränen und dann in die Worte ausbrach: „Wie dürft Ihr einen der Euren ſo ſchelten!“ — Nun hielt ſich Berthold nicht länger, er ſagte, daß ein bedeutendes Geheimniß verrathen ſei, er möchte es verſchweigen und ſeinen Hochmuth bezähmen. Aber um ſo ärger verhöhnte ihn Konrad, ſchwor darauf, er ſei von den Kronenwächtern zum Beſten gehalten mit ſeiner hohen Abſtammung, und dafür wolle er ihn ſogleich aus dem Paradies verjagen, wo er ſich fälſchlich eingeſchlichen habe. Dabei machte er eine Bewegung, als wolle er Berthold mit entehrenden Schlägen angreifen. — Berthold, deſſen unruhiges Pferd ſeine Aufmerkſamkeit forderte, hatte dieſe Tücke Konrad’s nicht beachtet, hatte nicht bemerkt, daß

Frau Anna im Zorne ihr Meſſer gezogen und ihrem Berthold zum Schutz vor ihm ſchirmend gehalten, daß jener es ſich durch die Hand geſchlagen und nun erſt den gewaltſamen Schmerz dieſer Wunde fühlte. Da war ihm aller Muth gefallen, er bat um ſein Leben, er bat jammernd um Verzeihung, um Hülfe, um einen Wundarzt, er verſchwor ſich bei allen Teufeln, daß er immer Unglück habe. Berthold meinte erſt, daß Konrad von einem Blitzſtrahl getroffen ſei, jetzt aber ſah er das blutige Meſſer in ihrer Hand und erkannte es gleich als jenes, das er bei dem Schatze gefunden hatte, und die Verwunderung darüber machte ihn einen Augenblick unthätig. Dann aber kam er dem ſchwachmüthigen Konrad zu Hülfe, verband ſeine Wunde mit allem Fleiß und ſuchte ihn zu tröſten, die Hitze habe ſein Gemüth verwirrt, er möchte ſich heimführen laſſen und ſich zu beruhigen ſuchen.

Grünewald, die Tyrolerin, hatte, ehe es noch ſo weit gekommen, den Ehrenhalt, der bei den Wachen der Schnitter ſich befand, in großer Eile herbeigerufen. Dieſer kam eilig geritten und machte Konrad ernſte Vorſtellungen, daß er überall Händel anfange und überall in den Händeln ſchlecht beſtehe. Konrad war noch in der Periode der Schwachherzigkeit, er weinte über ſein Unglück, bat tauſendmal um Verzeihung und machte dem Ehrenhalt nur ſanfte Vorwürfe, daß er ihm nicht anvertraut habe, dieſe

Fremden ſeien mit ſeinem Hauſe verwandt. — „Wir ſind's nicht," ſagte Berthold, der lebhaft das Verſehen ſeiner Frau einſah, „wir rechnen uns nur zu den Euren, weil wir ſeit vielen Jahren jeden, der uns von hier geſandt, gaſtfreundlich aufgenommen haben und ſo ſollt auch Ihr uns willkommen ſein, wenn Euch der Weg durch Weiblingen führt." — Nach dieſen Worten wuchs dem Konrad wieder Hochmuth, das Blut der Wunde war geſtillt, er ſchwang ſich auf ſein Pferd und ritt davon, indem er zum Ehrenhalt ſagte: „Er möchte erkennen, daß ihr Haus durch die Verbindung mit ſolchen Leuten keine Ehre gewinnen könne, er müſſe mit der meuchelmörderiſch ihm vielleicht für immer unbrauchbar gemachten Hand heimreiten, und das Volk lebe ſchon mehrere Tage auf Koſten ſeines Hauſes. Berthold fand ſich tiefgekränkt, er ſchwor, daß dieſer junge Hochmuth eine Art habe, ſeinen Zorn zu erregen, wie ihm nie etwas begegnet ſei, er fühle ſich auf ihn gehetzt, wie der Jagdhund auf die Fährte des Wildes, ohne genau zu wiſſen warum. — „Einem Verwandten läßt ſich doch eher, als jedem andern, eine Kränkung überhören," antwortete der Ehrenhalt, „doch daran erkennt Euer Blut, woraus Ihr ſtammt; lernt es fürchten, denn ſelten begegnen ſich zweie der Euren in Frieden und Einigkeit. Es führte uns zu weit, Euch den Grund und die Veranlaſſung dieſes Zwiſtes aus fernen Zei-

ten zu erzählen, es ſei genug, Euch zu warnen; in dieſem Zwiſte iſt alles untergegangen, was die Kronenwächter und alle edlen Geſchlechter, die ihnen anhangen, für die Euren unternommen und beabſichtigt hatten. Die Kronenwächter trennten deswegen die verſchiednen Zweige, ließen viele in der Unwiſſenheit, daß ſie zu dieſem Geſchlechte gehörten, ſorgten aber für ihre Aufziehung, daß ſie brauchbar ſich fänden, wenn die Stunde ſchlägt. Aber auch mit dieſen, wenn ſie zufällig einen der Unſern berührten, brach Streit aus und Blutvergießen. Frau Anna hat ein Wort fallen laſſen, daß Euch großes Unheil droht! Können wir hier alles bewahren? Kann nicht eine Stunde kommen, wo Konrad Euch überfällt in der Sicherheit, im Schlafe; können wir doch kaum Frau Jtha gegen ihn ſchützen, die ſchon einmal am Felſen mit ihm rang, als er ſie hinunter ſtürzen wollte. Jhn bändigt nur der Schrecken in ſeiner Seele, da ſchwankt er in ſeinen boshaften Entſchlüſſen, Mitleid und Edelmuth ſind ihm fern. Herr Berthold, Jhr müßt fort, Jhr dürft noch nicht untergehen, wir brauchen Kinder von Euch, Jhr ſeid hier nicht ſicher, ich geleite Euch mit der Frau nach Jsny, die Tyrolerin mag den Wagen mit Euren Sachen nachfördern!" „Nehmt mich mit," rief die Tyrolerin, „der böſe Bube verfolgt mich überall." — „Seid ruhig," ſagte der Ehrenhalt, „ich empfehle Euch meinen Waffenbrüdern,

ſie kennen ihre Pflicht. — Der Beſuch war nur kurz," fuhr der Ehrenhalt fort, „aber Ihr kommt nicht um Euer Erbtheil, guter Berthold, es kann die Zeit der Noth kommen, die Euch hieher treibt, Ihr wißt die Wege und habt hier den Reichthum an allem, was der Menſch zu ſeinem Unterhalt fordern kann, überſehen; dies Feld iſt verhagelt, der Weizen nährt die Hirſche und Eber, ſeht, wie ſie ſchon herandringen, nun ſie nicht mehr zurückgejagt werden, aber jenſeits des Waldes ſind unſre Felder noch unverſehrt, die Schnitter ziehen dahin und gingen auch dieſe durch die Witterung verloren, ſo ſchützen uns Vorräthe auf zehn Jahre gegen jeden Mangel. Der ganze Felſen von Hohenſtock iſt innerlich zu einem großen Vorrathshauſe ausgehöhlt, da können wir uns ruhig belagern laſſen. Hier wo ſich der Wald öffnet, ſenkt noch einen Blick auf Hohenſtock, verwundert Ihr Euch?" — „Es liegt in einem großen See," rief Berthold, „kaum ragt der hohe Damm über das Waſſer hinaus." — „Seht," fuhr der Ehrenhalt mit Behagen fort, „ſo etwas habt Ihr weder in Weiblingen, noch in Augsburg geſehen; der Wolkenbruch hatte unſre Fiſchweiher zwiſchen den Bergen zum Überfließen angefüllt, auch iſt einer ganz abgelaſſen, um Fiſche für die Ernte zu geben, ſo können wir unſren Sumpf künſtlich anfeuchten, wenn je ein ſeltſam trocknes Jahr ſeine Oberfläche zu erhärten drohte, daß

Feinde ſich darüber hinzugehen wagen möchten. Aber das denkt Euch einmal, was bei dem wildeſten Gewäſſer, beim dichteſten Walde, bei dem höchſten Berggipfel nicht gedacht werden kann, ſo lange die Erde ſteht, ging nie ein Menſchenfuß über dieſe Fläche, als nur auf dem einzigen Wege, auf dem Damme, den der Teufel erbauen half, aber freilich zur Mitgabe Zank und Streit in dieſes Geſchlecht pflanzte, indem ſolche wunderbare Liebe für dieſen wunderbarſten Fleck der Erde entſtand, daß jeder ihn allein und einzig zu beſitzen trachtete.“ — „Ja, es iſt ſeltſam,“ ſprach Berthold, „nun ich auf längere Zeit von dem wunderbaren Schloſſe Abſchied nehme, quält es mich recht innig, daß ich nicht zum ausſchließlichen Beſitz deſſelben kommen kann, ich möchte dem Rappolt ſeinen Antheil mit meinem Hauſe abtauſchen, geht das wohl?“ — „Nimmermehr!“ antwortete der Ehrenhalt. — „Gott behüte mich vor dem Neſte“ fuhr Anna heraus, „das ſchöne Haus in Weiblingen, wer möchte es mit dieſer Vorhölle der Langeweile vergleichen; ich athme erſt wieder friſch, ſeit ich weiß, daß wir es ſobald nicht widerſehen, noch ſchwebt mir aller üble Geruch, das rohe Wirthſchaften der Menſchen, ihr Abſterben in der Trennung von aller Welt deutlich vor, jeder ſorgte nur für Eſſen und Trinken und aß und trank, und der Hochmuth der Frauen und der ſteinerne Boden in den Zimmern, der wahn-

ſinnige Alte, der Wachholdergeruch, die fiſchig riechenden Netze an allen Bäumen aufgehängt, der Koth überall, wo ein Menſch noch zu gehen Luſt hatte, das Zanken und Schlagen mit den Dienſtleuten, die doch nicht des Herrn Willen thaten, das Diebswesen und die Heuchelei, wo in den Städten findet ſich das alles ſo zuſammen, wie in dieſem Landleben.“ — „Frau Anna,“ ſagte der Ehrenhalt, „Ihr werdet ſicher noch einmal wünſchen, hieher zurückzukehren, verſcherzt das nicht, Ihr wißt doch nur erſt wenig von unſrem Burgleben, das Jahr iſt uns eine That, die uns vom Beginnen bis zum Schluß unter Arbeit und Feſten an ſich feſſelt, als gehörten wir nothwendig zur Welt, ja wir fühlen uns Mitſchöpfer und Mitgeſchaffene zugleich. Wer hat Euch die Grillen in den Kopf geſetzt?“ — „Jeder, der mir begegnete,“ rief Anna, „machte mich zum Vertrauten ſeiner Sorge, ſeiner Bosheit, ſeine Abſichten ſchienen durch jede Verläumderei und doch wollten ſie deren nicht Wort haben. Wie viele heimliche Liebeshändel, wie viel Eigennutz in der Liebe.“ — „Sie ſind wie die Kinder geblieben,“ ſagte der Ehrenhalt, „ſie müſſen bis an ihr Lebensende erzogen werden, ſie ſind Bauern, ſie werden nie mit ſich fertig, noch weniger mit ihren Wünſchen und mit ihren kleinen Feindſchaften, aber eben, weil ſie nie zu leben aufhören, iſt auch jedes neue Leben von ihnen zu fordern und durch ſie zu fördern.

Gebt Acht, was Eurem Hauſe die Bauern werden bringen, wenn ſie mit Macht und Andacht ſich für die Euren erheben. Ihr werdet Euch ſchon eines Andern bedenken und vergeßt nicht zu ſchweigen." — Jetzt drängten ſich einige Kinder zu Annen hin, denen ſie im Schloſſe einige kleine Gaben geſchenkt hatte, ſie weinten und wollten ſie nicht abreiſen laſſen. „Wie haben wir hier ſo ſchnelle Freunde und Feinde gefunden," ſagte Anna, „ſieh wie die Kinder uns mit Gewinden von Kornähren feſt zu halten ſuchen." — „Die Blumen hat der Hagel nicht erſchlagen," ſagte die Tyrolerin, „Ihr weint liebe Frau, erlaubt mir, daß ich in Eurem Namen und in Eurem Grame dem Schloß einen Abſchied ſinge.

Nun Ade, du altes Schloß,
Das da über mir gehangen,
All mein Hoffen und Verlangen,
War auch nur ein Wolkenſchloß,
Nun Ade, ihr ew'gen Quellen,
Die ich gähnend angeſehen,
Wenn ich hier nicht werde gehen,
Höret nicht zu fließen auf,
Denn die Welt hat ihren Lauf.

Nun Ade, du Berg und Thal,
Die um Waldes Lieblichkeiten
Ihre Felſenarme breiten,
Ihr ſeid doch wie überall,
Nun Ade, Ihr Kindlein kleine,

Euch

Euch alleine will ich grüßen,
Für die Gaben laßt Euch küſſen,
Wißt nichts von des Schloſſes Qual,
Seid wie friſches Grün im Thal.

Nun Ade, du alte Zeit,
Die in ihren Mutterarmen
Sehnlich trug ein tief Erbarmen,
Mich zu tröſten war bereit,
Aber gar nichts konnt erſinnen
Und mit mir fing an zu weinen,
Thränen froren im Beſinnen,
So fiel Hagel mir zum Heil
Und zerſchlug die Langeweil.

Anna küßte erheitert die Tyrolerin zum Dank und Abſchied, der Ehrenhalt mochte über ſie ſchelten, er mußte ſie doch nach dem verwünſchten Schloſſe hinſenden, um Annens Reiſegeräth einzupacken, während er mit Berthold und Anna die unbequeme Landſtraße über's Gebirge einſchlug.

Fünfte Geſchichte.

Traubenleſe.

Wer ſein Haus verläßt, um zu verreiſen, mag ernſtlich beten, daß er alle darin wiederfinde, aber unſerm Berthold wurde dies Gebet nicht erfüllt. Er kam früher heim, als er verſprochen hatte, und doch zu ſpät, Frau Apollonia trat ihm entgegen vor ſeinem Hauſe, küßte ihn und fragte, ob er wohl ſei. Der alte Fingerling ſei nach kurzem Krankenlager geſtorben. — „So ſind nun alle todt, die meine Jugend ſchirmten,“ rief Berthold, „aber ich habe Euch beide, Ihr treuen Seelen, mir gewonnen.“ Mit Thränen küßte er Annen und Apollonien und fühlte ſich reich in ihrer Mitte. „Wo iſt die Tyrolerin?“ fragte darauf Apollonia, um die ſchmerzliche Stimmung zu zerſtreuen. — „Wir wollen ein andersmal von ihr reden,“ ſagte Berthold, „ſie war ein Mann, hieß Grünewald, ein Sänger des Herzogs von Baiern, iſt vom Grafen Konrad auf Hohenſtock in ihrer Verkleidung entdeckt und dort gefangen zurückgehalten worden.“ — „Ich muß mich ewig ſchämen,“ rief Anna verdrießlich, „ließ ich ſie doch aus

Mitleid während der Reiſe zweimal in meinem Bette ſchlafen, täglich mußte ſie mir die Kleider zuſchnüren, ich hatte ſo ein blindes Vertrauen zu dem Mädchen, weil ſie die ſchönſten Sprüche von Tugend und Frömmigkeit mir vorſagte, ſtreng faſtete, kein Gebet verſäumte, alles mit einem Eifer, wie es in unſrer Zeit ſelten zu finden." — So hatte Sabina doch recht, dachte Frau Apollonia in ſich und betrachtete ihre Tochter mit Abſcheu, doch unterdrückte das traurige Ereigniß ihren Zorn.

Berthold hatte mehr verloren, als er ſogleich überdenken konnte. Das Jahr hatte viel an ihm verändert, es hatte ihm einen zweiten Lebenslauf geſchenkt und der wich immer weiter von jenem erſten ab, der mit Fingerling und Hildegard Haus und Handlung begründete. Was er damals errungen, ſchien ihm jetzt an ſich nichtig, nur als Mittel ſeinen Durſt nach That, Wirkſamkeit und Einfluß auf die Geſchicke zu befriedigen, konnte er es noch loben. — Er gedachte jener früheren erwerbenden Zeit, wie ein lebensluſtiger Sohn ſeines emſigen Vaters, er iſt ihm dankbar, aber er mag nicht ſeinem Beiſpiele folgen, ſondern lieber dem Gelde einen zweckmäßigen Abzug verſchaffen. Die kleinen Geſchäfte der Handlung, die Fingerling ſcheinbar ohne Mühe vollbracht hatte, weil ſie mit ihm ganz eins geworden waren fielen jetzt drückend auf den Bürgermeiſter. „Ein doppeltes Leben

iſt eine ſchwere Aufgabe," ſeufzte er oft, wenn er von den nahenden Ereigniſſen träumte, und von den Arbeitern mit unzähligen Anfragen, Forderungen und Beſtellungen umdrängt wurde, „ich habe nicht die Kraft, zweierlei zugleich zu thun, zu bedenken." Anna erſchwerte ihm dieſe Aufgabe durch eine eigne ſtörrige Laune, die wohl aus ihrem Zuſtande hervorging. Von steter Üblichkeit gequält, hatte ſie eine Art Ärger an ihm, der die Urſache dieſer Leiden und ſich doch dabei vollkommen wohl befand. Sie konnte ihn oft nicht anſehen und Berthold ſuchte ſich dann, der Bücher und Schreibereien überdrüſſig, ein Stündlein freundlicher Unterhaltung bei Apollonien, die von ihrer Magd Sabina beſchwatzt, gar viel Böſes von ihrer Tochter ſagte, wofür ſie den guten Berthold mit der höchſten Freundlichkeit keinen Erſatz geben konnte. Verena war nicht müßig, jedesmal ihrer betrübten Frau zu erzählen, wann der Herr zu Apollonien gegangen und was die Leute ſagten, wie ſie ſo luſtig wären mit einander, während Berthold bei ihr immer tiefſinnig und geſchäftig vorbeieile. Verena wurde durch dieſes Zutragen von Neuigkeiten ihr Liebling und ihre Vertraute, von ihr erfuhr auch Anna, daß Berthold durch das Blut eben jenes Anton geneſen ſei, der zu ihr in's Fenſter gefallen. Es war gewiſſermaßen ein Dank für das geliebte Leben Berthold's, daß Anton, den Verena

für ihren Schatz ausgab, dieſe zu beſuchen Erlaubniß erhielt. Anton wußte durch Sixt, daß Berthold ihn nicht im Hauſe ſehen mochte, ſo erwartete er die Stunden, wenn jener am Brunnen zu Apollonien gegangen war, was er von ſeiner Dachſtube genau ſehen konnte, und brachte dann ſeinen Abend bei Verena zu, indem er ſich wohl bewirthen ließ, ſie malte und ihre Zärtlichkeit von ſich abwies. Der arme Junge meinte, es ſei nur die gute Küche, die ihn hinziehe und bemerkte nicht, daß er alles kalt werden ließ, um Frau Annen einen Augenblick im Durchgehen durch das Zimmer oder im Hofe zu ſehen, und daß ſein Herz frohlockte bei einem Worte, das ſie ihm im Vorbeigehen auf Verena's Bitte ſagte, um ihn zu beſtimmen, ſich bald niederzulaſſen, ſich zu verheirathen und als Meiſter ſein Glück zu begründen. Alle dieſe Beſuche erfuhr Frau Apollonia durch Sabina, die nicht ihre Schweſter Verena, ſondern Frau Anna als die Urſache derſelben angab, in der Hoffnung, daß Anton auf dieſe Weiſe am ſchnellſten aus jenem Hauſe vertrieben würde. Frau Apollonia wollte mehrmals darüber reden, aber Anna machte ſie durch ihre ſtolze Sicherheit in ihrer Meinung ſo zweifelhaft, in dieſer Unbeſtimmtheit mieden ſich beide, beide ſahen einander ſo ſelten, nie kam es zu einer Erklärung, und beide glaubten mehr auf dem Herzen zu haben, als ſich durch bloßes Beſprechen gut machen laſſe.

Auch trat eine Störung eigner Art zwiſchen alle dieſe eingebildeten Leiden. Herzog Ulrich wollte die Jagden in der Gegend von Weiblingen benutzen und beſchloß, ſich einige Tage in dem Orte niederzulaſſen. Berthold und Anna ſahen eines Morgens zum Fenſter hinaus, da war der Marktplatz von Jägern, Hofgeſinde und Hunden beſetzt. Ein dicker Herr, ganz in grünem Sammet gekleidet, ritt in der Mitte heftig zankend, und ſtieß mit ſeinem rechten Fuße einem Jäger in die Rippen, der die Hunde führte und dieſe nicht zur rechten Zeit angelaſſen hatte. Darüber verlor der Herr das Gleichgewicht und ein Jäger zog ihn in guter Abſicht wieder auf die Mitte des Pferdes. Die gute Abſicht wurde ihm aber mit Fußtritten vergolten und der Herr wackelte nach der andern Seite über, ſo daß er ganz gelinde vom Pferde herunter ſank und auf die Beine zu ſtehen kam. Jetzt ſah ſich der Herr um, den Berthold ſogleich als ſeinen Herzog Ulrich erkannte. Der Herzog ging auf ſein Haus zu, weil es bei weitem das größte und angeſehenſte in der Stadt war. Berthold eilte ihm entgegen und der Herr war ſehr gnädig, fragte ohne Aufhören, denn er wartete nie auf die Antwort, erzählte dazwiſchen recht luſtig und trocknete den Schweiß, der ihm reichlich von der Stirn floß und ſtreichelte ſeine großen Hunde, die an ihm heranſprangen und ſeine feurige Naſe berochen

Er trat ohne weitere Anfrage in's Haus und zwar in das Zimmer, wo Anna eben einiges Tiſchzeug zuſammenlegte. Er trat auf ſie zu, befahl ihr den Tiſch gleich zu decken, er habe ein großes Mahl auf ſeinen Packpferden, ließ auch gleich ſpaniſchen Seckt bringen und Kuchen; trank, tunkte ein und fütterte Annen, wie einen jungen Falken. Anna konnte ihm nicht böſe ſein, er machte das alles mit einer gewiſſen Gutmüthigkeit, während er ſich bei Berthold nach der Zahl ſtreitbarer Männer, nach der Art ihrer Bewaffnung genau erkundigte. Bald ſtellte er Berthold einen neuen Voigt vor, der an die Stelle des alten hinfälligen Brix treten ſollte, er nannte ihn Grünewald, ſagte, er ſei noch etwas neu in den Geſchäften, aber vom beſten Willen beſeelt, ſich durch ihn belehren zu laſſen, er habe ſich dieſe Stelle als Gnade für ein Trinklied erbeten, das ihn entzückt habe. Berthold war nicht wenig verwundert, den armen Sänger und die Tyrolerin jetzt in ſchimmernden Hofkleidern als Geſchäftsmann einführen zu ſehen, dagegen that Grünewald, als ſähe er ihn und die Stadt zum erſtenmal, und ſprach von einem luſtigen Vetter, den er habe, der ſich überall herumtreibe und ſchon manchmal mit ihm verwechſelt ſei. Berthold war beſchwichtigt durch die Dreiſtigkeit dieſes Leugnens und Anna beſchämt, aber Grünewald entwickelte ungeſtört eine Menge guter Einſichten über die Ver-

hältniſſe der Stadt, über ihren Weinbau und endlich auch über die Weinleſe, die an dieſem Tage ihre Freudenfeſte zu feiern begann. Der Herzog wollte alle Luſt mitgenießen, er ſetzte alle ſeine Leute in Bewegung, um im ſchönen Thale ein Mahl zu bereiten, er war heftig im Befehlen und ſehr ungeduldig, wenn einer ein Wort nicht verſtand, obgleich er eine eigne, abgekürzte Sprache ſich angewöhnt hatte, die nur ſeiner ſteten Umgebung ganz geläufig war.

So wurde nun in feierlichem Zuge nach den Weinbergen ausgegangen, der Herzog zwiſchen Berthold und Anna, ging voran, ihnen folgte die Jägerſchaar und alle Bewohner der Stadt, die nicht ohnehin ſchon draußen mit der Traubenleſe beſchäftigt waren. Oft wurden ſie auf den engen Wegen von den Ochſenwagen mit großen Tonnen eingetretnen Moſts in ihrem Marſche gehemmt, wo dann der Herzog heftig zankte, ſich aber durch Annens Zureden beſänftigen ließ, oder durch ein Lied von Grünewald auf die ſchöne Abſchiedsſtunde des Jahres. Als ſie endlich an die Stelle unter dem zerſtörten Schloſſe gekommen waren, die Grünewald zum Feſte eingerichtet hatte, welch ein Anblick, vor ihnen Weiblingen mit vielen andern Ortſchaften im Thal, unter ihnen der Fluß, umher alle gleich dicht mit Menſchen, wie mit Reben bepflanzten Berge. Beim Aufjauchzen der Jagdhörner verbreitete ſich der Jubel

durch alle Anhöhen, der die Ankunſt ihres Herzogs verkündigte. Bald ſetzte ſich der Herzog zur Taſel, die von reichen Pokalen ſchimmernd, unter einem geſtickten, rothen Baldachin aufgetragen war. Bald ſtieg ein Zug von halb entkleideten Arbeitern, wie es die Hitze des Tages forderte, mit Weinblättern gegürtet und bekränzt, den Berg herunter, deren vorderſten zweie ein nacktes ſchönes Kind in einer Butte trugen. Dies Kind trugen ſie zum Herzog, daß es ihm einen Kranz von höchſt ſeltenen ſpäten Weinblüthen aufſetzen ſollte, der Herzog aber nahm den Kranz mit freundlichem Danke und ſetzte ihn Annen auf den Kopf, indem er die Geſundheit ſeiner ſchönen Wirthin ausbrachte, die dann von allen Bergen wiederhallte. Und ſo geſchah bei jeder Geſundheit, die der Herzog ausbrachte, und er ſelbſt und ſeine Hofjunker ſahen ſtrenge darauf, daß jeder ſeinen Becher leerte. Grünewald allein wußte ſich von dem Trinken frei zu machen, indem er für jeden Becher ein Lied ſang, das an den Felſen wiederhallte und wurde ſtumpf ſeine Stimme, ſo ſchrie er um ſo ärger. Das Mahl war reichlich und der Wein ſtark, der Himmel wurde dunkler, die Köpfe heller, überall zündeten ſich Fackeln und Feuer, alle Arbeiter drängten ſich heran von den Bergen, hundert Melodieen pfiffen und grüßten unter einander, wer nicht mehr feſt ſtehen und ſitzen konnte, tanzte ſich wieder nüch-

tern. Hätte Berthold nur tanzen können, aber er war ſchon umgeſunken, wie viele andre, mit denen er auf Tragebahren wohlbekränzt und feſtgebunden, zum feierlichen Heimzuge gelegt war. Anna ſchämte ſich ſeinetwegen und war um ſo mehr verlegen, da der Herzog ihr ſehr zudringliche Artigkeiten ſagte und Hutten's unglückliche Geſchichte ihr vor Augen ſchwebte. Grünewald mochte an der Verlegenheit ihres Blicks ahnen, was ihr der Herzog zuflüſterte, er benutzte die Zeit, als dieſer ſich von ihr abgewandt hatte, ihr unbemerkt zu ſagen, ſie ſollte ſich nicht ängſtigen, er wolle ſie wie ſeinen Augapfel bewahren. Dann that er wieder, als ob er taumle und ſang: „Grunzt ihr meine lieben Schweine, ich bin der verlorne Sohn, und ihr ſinget als Gemeine, was ich ſinge von dem Thron.“ Und nun ſprang er in das Fenſter des alten Schloſſes und fing an gräuliche Geiſterhiſtorien vorzutragen, von Verſtorbenen, die zu einem Feſtmahl gekommen, von Geiſtern, mit denen Menſchen gerungen hätten und die ihnen ſchreckliche Schläge gegeben. Der Herzog verbot es ihm kleinlaut, es half nichts, denn alle waren zu ſo etwas Übernatürlichem durch Rauſch und Nacht geſtimmt. Zuletzt erzählte er von einem Kobold, der, wie er gehört, am Brunnen Berthold's zu Weiblingen hauſe, auch Nachts das Haus durchziehe. Das wurde dem Herzog zu arg, er ſah ſich ängſtlich um und wagte

nicht zu reden, endlich ſprach er unordentliche Worte, weil er ſich der Furcht ſchämte und brach auf. Grünewald flüſterte Annen zu: „Nichts in der Welt fürchtet der Herzog ſo kindiſch, wie Geiſter, ſie müſſen ihn in der Jugend ſchrecklich untergekriegt haben, weil ſie ſeine Bosheiten wohl merkten; die Geiſter ſollen Euch dieſe Nacht gegen ihn bewahren.“

Dieſe Worte gaben Annen ein beſſeres Vertrauen, ſie hörte die zudringlichen Reden des Herzogs kaum, als er wieder Muth gefaßt hatte, ſondern blieb mit Berthold beſchäftigt, der auf der Bahre heimgetragen wurde und zuweilen ſeufzte. Überhaupt ſtand der Rückzug im grellſten Widerſpiel mit der Pracht des Hinzugs; die Menge drängte ſich verwildert der Stadt zu, auch der Herzog empfing manchen Stoß, den er ungeduldig mit Gegenſtößen erwiederte, die oft den Unſchuldigſten trafen. Ein ſcharfer Nachtwind erlöſchte die Fackeln und die eignen Leute des Herzogs achteten ſeiner wenig mehr in der Dunkelheit. Im Hauſe Berthold's änderte ſich das alles. Der Herzog wurde feierlich von den Zurückgebliebenen empfangen, auch war ein Nachteſſen bereitet und er befahl für ihn und Annen zu decken. Da entſchuldigte ſich Anna mit ihrer Ermüdung, aber er ließ ſie nicht fort, er warf ſich vor ihr nieder, ſprach mit Rührung, daß ſie alle ſeine Sinne verwirre, ſeine feſten Entſchlüſſe für das Wohl ſeines Landes breche, ihn

zur Wuth und Feindſchaft entzünde, wenn ſie es ihm nicht gewähre, die letzte Hälfte der Nacht mit ihm zu theilen. Seine Beredſamkeit ließ ſie nicht zu Worten kommen, er mochte eine Stunde ohne Aufhören zu ſeinen Gunſten geſprochen haben, als die Hofjunker das Mahl forttrugen und er mit zuverſichtlichem Lächeln befahl, ſeine Nachtkleider zu bringen.

Anna empfahl ſich in Verlegenheit, er verſprach ihr zutraulich, bald nachzukommen, Berthold ſchlafe ſo feſt, daß er ſie nicht ſtören werde und ſeine Leute ſchicke er alle in's Nebenhaus, daß keiner ſie belauſche und verrathe, ſie möchte gleiche Vorſicht brauchen. Auf ihre Gegenrede hörte er nicht, er ging in ſein Zimmer und ſie ging in ihr Schlafzimmer, entſchloſſen zu entfliehen. Aber Verena kam ihr mit der Nachricht entgegen, das Haus ſei von den Wachen des Herzogs mit dem Befehle beſetzt, Niemand ein- oder auszulaſſen. Anna fragte, wie ſie das erfahren habe? Das Mädchen berichtete, daß Anton bei ihr auf Grünewald warte, der ihm Kleider, viele Schlüſſel und einen beleuchteten, als Geſicht ausgeſchnittenen Kürbis habe bringen wollen, denn Anton ſolle dieſe Nacht einen Geiſt ſpielen, aber Grünewald bleibe aus und als ſie nach ihm ſich umſehen wollen, ſei ſie von der Wache zurückgewieſen. Sie klagte, daß ſie nun gezwungen wäre, Anton die ganze Nacht zu beherbergen. — „Das wird Dir keine Qual ſein,“

ſagte Anna und konnte ſich der Thränen nicht erwehren, „aber wo finde ich Hülfe gegen alle Qual, die meiner wartet, nun Grünewald mit ſeiner Klugheit mir fehlt.“ Sie machte den Verſuch, ihren Berthold zu erwecken, aber ſein tiefer Schlaf ließ ahnen, daß ſchlafbringende Mittel ihm in dem Weine beigebracht worden. Dieſe Tücke des Herzogs erregte ihren Zorn, das Drachenmeſſer bewegte ſich in ihrer Hand, aber die Gefahr für Berthold, die daraus entſtehen konnte, drängte auf andere Mittel. Sie erzählte Verena ihre Noth, ſie beſchwor das Mädchen, ihr Rath zu geben, denn alle ihre Klugheit gehe in Zorn und Sorge unter. Verena beſann ſich und ſprach endlich, daß ſie ſich ihr aufopfern wolle, wenn ſie ihr ſchwöre, alles vor Anton geheim zu halten und ſie auszuſtatten, auf daß Anton ſie heirathen könne. Anna verſprach alles, ohne ihre Abſicht zu errathen. Als aber Verena jetzt ihre Kleider anzog und ſie nöthigte, in das Zimmer zu Anton ſich zu begeben, da errieth ſie, daß dies liſtige Mädchen, das ungefähr in gleicher Größe mit ihr, im Bunde mit der Nacht, den Herzog anführen wolle. Sie wollte ihr danken, aber Verena antwortete: „Mir koſtet es wenig und Euch hilft es viel.“

Anna ging jetzt zu Anton und erzählte ihm, ſie ſei nicht ſicher in ihrem Zimmer und wolle von ihm bewacht, die Nacht dort zubringen, ſie habe Verena

als Schildwacht ausgeſtellt. In ängſtlicher Stille harrten ſie, denn Anna quälte ſich immer mit innerem Vorwurfe, daß eine Andre ſich aufopfere und Anton ärgerte ſich daß Grünewald ihn ſo habe ſitzen laſſen und daß Frau Anna ſich ängſtige, obgleich er ihr tauſendmal geſchworen, daß er jeden niederſchlage, der Gewalt gegen ſie üben wolle; auch beteten beide, als es zwölfe ſchlug und ſie Tritte im Gange vernahmen. Da ſauſte es um ſie her und lichte blaue Flammen blickten durch die Ritze der Thür, die Tritte wichen von dem Gange in Eile und mit großem Krachen, als ob ein Stückfaß die Treppe hinunterrolle, ſchien ihr Feind dieſe herunter zu fallen. Die Flammen waren verſchwunden, aber ſie wagten nicht, hinaus zu blicken, obgleich Anton einmal über das andre rief: „Der Grünewald iſt liſtiger, als ein Menſch denkt."

Erſt nach einer halben Stunde blickte Anton auf den Gang, kein Feuerdunſt war zu bemerken, aber in die Thür war eine Fauſt mit aufgehobenem Zeigefinger eingebrannt, wo die Flammen durch die Ritze geſpielt hatten. Das berichtete er und lähmte Annen noch mehr in ihrem Vorſatz, Verena zu beſuchen, wer konnte ihr zuſichern, daß ſie nicht den Herzog dort finde und daß der Gefallene wirklich der Herzog geweſen. „Erzählt mir etwas aus Euren Begebenheiten," ſagte Anna, „das wird mich zerſtreuen und

wach erhalten, bis das Licht am Himmel und unſre Feinde auf Erden uns Einſicht in dieſen Handel verſchaffen.“

„Warum waret Ihr damals ſo entſetzt vor dem Ehrenhalt?“ — „Euch kann ich nichts verſchweigen, liebe gnädige Frau,“ antwortete Anton, „aber ich verrathe Euch ein ſchreckliches Geheimniß und wenn Ihr es nicht bewahrt, ſo trifft mich gar bald die Rache der boshaften Geſellen der Kronenwächter. Habt Ihr je von Hohenſtock gehört?“ — „Freilich,“ ſagte Anna ſehr geſpannt, „Gott ſei jedem gnädig, der da zu hauſen gezwungen iſt.“ — „Da erlebte ich frohe Tage,“ antwortete Anton, „mein Vater war wohl zuweilen ſinnlos, aber immerdar ſehr gut gegen mich und Konrad meinen Bruder. Zwiſchen uns beiden hatte es eine ſonderbare Bewandniß. Der Vater hatte alle ſeine Kinder verloren, wir waren ſpät nachgeborne Zwillinge. Die Freude über uns verwandelte ſich in tiefe Trauer, als die gute Mutter nach der ſchweren Geburt ihr Leben aufgab. So wurden wir, die erſt ſo eifrig erſehnt worden, ganz vernachläſſigt. Wir wurden in den erſten Lebenstagen einander ſo ähnlich, daß wir mit einander verwechſelt wurden und daß bald keiner wußte, wer von uns zuerſt geboren, wer von uns beiden in der Nothtaufe den Namen Anton und welcher den Namen Konrad erhalten hatte. So trieb der Teufel mit uns

ſein Spiel und wir wußten lange nichts davon, denn es ſollte verheimlicht bleiben, daß wir einander nicht anfeindeten. Das hatten ſie nicht nöthig zu befürchten, wir beiden Brüder waren ſo unzertrennlich von einander auf der Welt, wie im Mutterleibe und als Konrad die Geſchichte einmal von den Kronenwächtern abgehorcht hatte und daß ſie den Stärkſten von uns für den Älteſten erklären wollten, da gab ich kaum darauf Achtung. Ich dachte gar nicht, daß dieſe Entſcheidung für mich Folgen habe, daß ich meinem Konrad ſo bald entriſſen werde. Aber einige Tage ſpäter ward ich in der Mitternachtsſtunde von Geharniſchten aus dem Bette genommen, in einen Mantel eingeſchlagen und auf ein Pferd gebunden. Das war eine Schreckensnacht, es ging ſo eilig fort, daß die durſtenden Pferde kaum ihre Zungen in den Quellwaſſern kühlen durften, durch die wir ritten. Wir ſtiegen von den Pferden, da ging's über Höhen, in unterirdiſchen Gängen durch die Felſen, über Gewäſſer. Die Augen wurden mir zugebunden und als mir die Binde abgenommen, ſaß ich einſam mit einem Löwen in einem blühenden kleinen Garten. Ich war in der Kronenburg, wer könnte ſie Euch beſchreiben! Aber alle ihre Wunder erfreuten mich wenig; der Löwe ward mir gleichgültig, ich ſchrie nach meinem Konrad, weil ich ohne ihn nicht ſpielen konnte. Konrad's Muthwille war unerſchöpflich im Erfinden

von

von allerlei Streichen, die ich ihm ausführen mußte; ich ſchwor, daß ich nichts eſſen, daß ich zu ihrem Gram verhungern wolle, wenn ſie mir Konrad nicht ſchafften. Als ſie meinen Ernſt merkten, berathſchlagten ſie untereinander. Nach wenig Tagen ward Konrad in meine Arme geführt. Nun war es eigen, wie ſich Konrad in den wenigen Tagen geändert hatte! Es mochte ihn kränken, daß ich als der Älteſte anerkannt worden, er mochte gar nicht davon ſprechen, er ſah mich ſcheu an. Da ich mir alle Mühe gab, ihm zu verſichern, daß, wenn ich erſt erwachſen, wir Krone und Burg mit einander theilen wollten, ſo wurde er muthwillig, wie er geweſen. Wir ſpielten den Kronenwächtern manchen Streich, bemalten ihnen die Geſichter, wenn einer einſchlief, ſchmierten dem Löwen Butter auf die Naſe, daß er tagelang danach leckte, kratzten allerlei Fratzenbilder in die gläſernen Wände. Er war unerſchöpflich in ſolcher Erfindung und ich in der Ausführung und niemals verrieth ich ihn, ſondern ertrug die Hiebe mit der Klinge ganz allein, die mir dafür von den Kronenwächtern zuerkannt wurden. — So vergingen ein Paar Jahre, in denen ſie mich und Konrad zu allen Künſten und Kunſtſtücken einübten. Die Thürme kletterte ich in die Höhe, als wäre ich ein Eichhörnchen, eben ſo die Felſen umher, ich konnte mit den Fiſchen um die Wette ſchwimmen und tauchen. In dem allen war ich

Konrad überlegen, aber um ihn nicht zu kränken, verbarg ich gar oft, daß ich mehr als er leiſten konnte; was konnte er dafür, daß ihm der Himmel nicht ſo viel Kraft und Ausdauer verliehen hatte. Eines Tages kam ein Geflüſter unter die Kronenwächter, wir wurden beide in ihre Mitte berufen. Sie erklärten uns, daß der Tag gekommen ſei, uns zu bewähren, unſern Feind zu vernichten, der Kaiſer Maximilian habe ſich in unſer Gebirge gewagt und ſtehe dort auf einem Felsgrat, er würde uns vernichten, wenn wir nicht den Muth hätten, ihn herab zu ſtürzen; als Wahrzeichen der That ſollten wir ſein Schwert, das Schwert Karl's des Großen, deſſen er ſich angemaßt, dem Zerſchmetterten abnehmen und heimbringen. Konrad ſagte, der Felsgrat ſei zu ſteil und unerſteiglich, ich zeigte mich gleich muthig zu dem Unternehmen, der Kaiſer war mir durch die Erzählungen der Kronenwächter zu einem Drachen verfabelt, den zu vernichten höchſtes Verdienſt ſchien. Als Konrad mich bereit ſah, ging er zagend mit, kehrte aber wieder um, als er den ſteilen Felſen vor ſich ſah. Ich kletterte ohne Sorgen hinauf, wo der Kaiſer ſich verſtiegen hatte, und ſah ein mildes Antlitz im Gebet ergoſſen, in ſeinen Untergang ergeben und doch voll Vertrauen zum Himmel. Solch einem Antlitz widerſtehe, wer aus Felſen gehauen, ich beſchloß, den Kaiſer zu retten, führte ihn zu einem Wege, den ich beim

Jagen kennen gelernt hatte und erbat mir zur Belohnung ſein Schwert. Er ſtreichelte mich mit der Hand, küßte das Schwert und gab es mir. Mit dieſem kam ich gar beunruhigt zurück, ob ich auch frech genug, den Wächtern ſeinen Tod vorlügen könnte, das Lügen war mir immer ſo ſchwer und darum blieb keiner meiner böſen Streiche unbeſtraft. Konrad kam mir zum Glück entgegen, ich fragte ihn um Rath. Er ſagte mir, die Wächter hätten ſchon wahrgenommen, daß ich den Kaiſer nicht herabgeſtürzt hätte, das Schwert ſei ſchon geſchliffen, um mich zu enthaupten, er ſei mir heimlich entgegen gegangen, mich zu warnen, denn ſo gewiß die Steine unter unſern Tritten den Berg nicht hinauf, ſondern herunter rollten, ſo gewiß würde mein Kopf zu Boden fallen. Ich hatte ſchon einen Kronenwächter hinrichten ſehen, gleich war die Flucht beſchloſſen, ich wußte alle geheime Wege und Stege, Konrad gab mir einiges Geld, das ein Kronenwächter verloren, dem ich die Taſche aufgeſchnitten hatte; zuletzt tauſchten wir noch mit den Schwertern, weil er meinte, das kaiſerliche ſei mir zu ſchwer und könne mich mit ſeiner Pracht verrathen. Ich mußte ihm verſprechen, ſo weit zu wandern, bis ich das Meer vor mir ſehe, ſonſt erreichten mich dennoch die Kronenwächter." — „Gewiß hat Euch Konrad betrogen," unterbrach ihn hier Anna, „ich darf Euch jetzt nicht mehr vertrauen, aber vielleicht erzähle ich

Euch bald mehr von der Sache, als Ihr ſelbſt wißt."
— „Hat der Ehrenhalt auch davon geſprochen?" fragte Anton ängſtlich, „hat er mich ausgekundſchaftet, ich bin verloren, wenn ſie mich fangen, ich kenne ihre Strenge, wohl mancher Kopf liegt getrennt vom Rumpf auf der Kronenburg, ſie üben das ſtrenge Recht unter ſich und über uns unglückliche Hohenſtauſen, die grauſamen Kronenwächter!"

Allmählig ging Erzählung und Nachdenken in Schlaf unter. Von allen zuerſt wachte Berthold auf, ein heftiges Weh ſchraubte ſeinen Kopf zuſammen, ſeine Zunge lechzte, er blickte um ſich und befand ſich in ſeinem Schlafzimmer und ſeinem Bette. Er glaubte Anna neben ſich zu erblicken, es war ihr Nachtkleid, aber ſie war ihm ſo fremd geworden in der Nacht, er rieb ſich die Augen. Endlich bemerkte er, es ſei Verena und verwunderte ſich noch mehr, wie das Mädchen in die Kleider und an den Ort gekommen ſei. Aber Verena hatte ſich ſo lange gegen den Schlaf gewehrt, daß ſie jetzt nicht ſo leicht zu erwecken war. Er ging in das Zimmer der Verena, um ſich Aufſchluß zu verſchaffen und fand Anna auf einer Seite des Tiſches und Anton auf der andern eingeſchlafen. Ehe er ſie erwecken konnte, pochte ſchon ein Jäger an, der Berthold befahl, ſogleich zum Herzog zu kommen. Da er angezogen zu Bette gebracht worden, ſo forderte es nur einen

Augenblick, ſich in Ordnung zu bringen, er folgte dem Boten, ohne etwas von dem Zuſammenhange aller Ereigniſſe zu wiſſen.

Berthold nahm ſich zuſammen, als er beim Herzog eintrat, die Neugierde hatte faſt ſein Kopfweh unterdrückt, er fragte ehrerbietig, wie der Herzog unter ſeinem Dache geſchlafen. — „Schlecht,“ ſagte der Herzog, „ich habe das Unglück gehabt, aus dem Bette auf den Stiefelknecht zu fallen, die Stirn iſt wund, das Auge entzündet, ich brauche ſchon die halbe Nacht kalte Umſchläge und jetzt läßt der Schmerz etwas nach.“ — Berthold bedauerte ihn und ſagte, daß er ſich nach dem Rauſche auch übel befinde, zugleich äußerte er ſeine Verwunderung, wie der Wein des Herzogs ſo betäubend auf ihn gewirkt habe. — „Ich bin daran gewöhnt,“ ſagte der Herzog, „er iſt mit türkiſchem Mohnſaft in der Gährung verſetzt, aber es gefällt nicht Jedermann. Wie haltet Ihr es aber in dem Hauſe aus,“ fuhr er fort, „das könnte ich nicht vertragen.“ — Berthold fragte, ob ihn Wanzen oder Mücken geplagt hätten? — „Nein, die Geiſter meine ich,“ antwortete der Herzog, „hier halte ich es keine Nacht mehr aus bei den leuchtenden Geſtalten, wie alte Kaiſer mit feurigen Kronen, die einem ſo dicht vor den Augen herumziehen, daß man meint, ſie ſpringen in die Augen und dann die heftigen Blitzſchläge durch alle Glieder. Ihr ſeht

mich ungläubig an! Laſſen wir das, ich habe Wichtigeres mit Euch zu verhandeln."

Nun erzählte der Herzog mit Auflodern, die Reutlinger hätten ſeinen Voigt von Achalm erſchlagen, was Berthold ſchon wußte, blos weil er in ihrer Stadt über einen Reutlinger geſpottet hatte, den der Herzog vorher hinrichten laſſen. Er wolle jetzt ſein ganzes Land bewaffnen. — „Gegen die eine Stadt?" fragte Berthold. — „Nicht wegen der Reutlinger muß ich mich bis zum Kinn verſchanzen," antwortete der Herzog, „Ihr werdet bald mehr hören. Es harren zwölf Edelknaben mit Abſagebriefen von dem ſchwäbiſchen Bunde vor dem Thore, weil ich in aller Eile das Reutlinger Stadtgebiet verwüſten ließ." — Bei dieſen Worten wurde er ſo zornig, daß ihm zwei Blutſtrahlen aus der Naſe ſprangen. Berthold reichte ihm Waſſer und der Herzog ſagte: „Der Aderlaß hat mich beruhigt, ich will jetzt den Boten, die vor den Thoren harren, entgegenreiten und Ihr begleitet mich."

Der Herzog auf einem hohen ſchweren Falben, Berthold auf ſeinem braunen treuen Rennpferde, umgeben von Grünewald und der großen Schaar Diener, ritten vor's Thor, wo die Edelknaben harrten. Der Herzog winkte ſie zu ſich, ſie überreichten ihm die Abſagebriefe, die an den Spitzen ihrer Spieße befeſtigt waren und er ließ jedem dafür eine Flaſche

Moſt an den Spieß hängen mit freundlichem Gruße und ſo ſchmecke der diesjährige Wirtemberger Moſt und wenn er klar gegohren, würde es zwiſchen ihnen auch klar ſein.

Die Edelknaben wurden entlaſſen, der Herzog ſprach eifrig von der Sicherung der Stadt gegen den ſchwäbiſchen Bund und Grünewald ſehr gelehrt von allen Arten der Befeſtigung. Endlich beſtellte er noch durch Berthold einen Gruß an Frau Anna und daß er bald wieder kommen werde und gab ſeinem Pferde die Sporen, um nach Schorndorf zu reiten. Ihm folgte ein zahlreicher Jägerhaufen zu Roß und zu Fuß, mit Hunden und Falken, mit Küchenwagen und Zelten, als ob ein Volk mit Hab und Gut auswandre.

Alte Stille blieb nun in der Stadt zurück, die Einwohner konnten ruhig die Traubenleſe fördern und Berthold hatte endlich Zeit, ſich nach dem Zuſammenhange aller der Begebenheiten zu erkundigen. Aber Grünewald wußte ihm nur zu berichten, daß er durch die Vorſichtsmaßregeln des Herzogs in ſeinem Geiſterſpaß gehemmt worden ſei, er hätte dem Anton einen Kürbis und Ketten überbringen wollen, aber die Wachen hätten ihn nicht eingelaſſen. Im Hauſe hörte er von Annen den ganzen Verlauf, ſo weit ſie ihn wußte und küßte ſie tauſendmal für ihre Vorſicht und hätte dem Anton gern gelohnt, daß er

ſich ſo willig zu der Geiſterfahrt gezeigt, aber dieſer war ſchon nach Hauſe zu ſeinem Meiſter geeilt. Frau Apollonia kam und klagte, wie ihr die Jäger in der Küche ſo viel Schaden gethan, aber heimlich quälte ſie ſich, daß Anton, wie ihr Sabina erzählt, die Nacht bei Annen zugebracht habe. Alle waren verwacht, verſtimmt, ſie beſchloſſen, einmal wieder den alten Anno, den Einſiedler, auf den Weinbergen zu beſuchen. „Vielleicht iſt's der letzte ſchöne Abend im Jahre," ſagte Berthold, „er will auf außerordentliche Art gefeiert ſein, und der Alte hat eine höhere Freude an der Traubenleſe, als wir geſtern mit allem betäubenden Geſchrei erreichen konnten."

Der Weg in ſeinem leiſen Anſteigen auf mancherlei Krümmungen, zerſtreute ſie mit ſtets wechſelnder Anſicht, ſie holten aus den Weinbergen Berthold's die ſchönſten gelben Trauben und erfriſchten ſich an dem edlen ſchuldloſen Safte, den die wilde Gährung in den Tiefen der Keller bald zur wilden Raſerei verführt. Mit dieſer Gabe ſtiegen ſie weiter hinauf, wo Anno wohnte, den ſie im Gebete vor ſeiner Hütte trafen. Der Platz, wo ſie geſtern an der Burg zum Schwärmen gezwungen waren, lag tief unter ihnen, wie ein niedriges Erdenleben, hier fühlten ſie ſich dem Himmel näher. Der alte Anno empfing ſie freundlich, dankte für ihre Gabe und ſagte, er habe an dem

Tage ſchon eine herrliche Gabe erhalten, von einem jungen Maler Anton ein frommes Muttergottesbild. Anna ſah ſich mit Beſchämung in dem Bilde wieder, auch Apollonia ſah ſie bedeutend an, nur Berthold war mit dem Einſiedler allzu ſehr beſchäftigt, um dies zu beachten. Dieſer erzählte ihm ſeine Geſchichte, wie er ſchon neunzig Jahre, vielleicht noch älter ſei, wie er ſo lange im Dorfe unten gewohnt habe, als er noch viele Kinder und Kindeskinder gehabt. Als ſie ihm aber allmählig abgeſtorben und er ihr Erbe geworden wäre, da hätte ſich ihm in ſeinem Gram eine andre Freude und ein andres Leben eröffnet und er könne die Ereigniſſe dieſer Welt von da an nur immer als Gleichnißreden zur Belehrung, aber nicht als etwas, das an ſich beſtehe, anſehen. Von da an habe er alle Sorgen, aber nicht den Fleiß aufgegeben, denn was er auf ſeinen Äckern und Bergen über ſein Bedürfniß gewinne, das ſchenke er frommen armen Leuten, die es bedürften, oder denen, die ihn in guter Beſinnung beſuchten. Die Geſellſchaft wurde bei der Erzählung immer ſtiller und aufmerkſamer. Er ſprach zuletzt von der Seligkeit reicher Ernte und von der Erziehung des Menſchen in dem Reichthum himmliſcher Gaben, die in der Ernte irdiſch ausgeſprochen würden; „wie viel herrlicher iſt dieſe,“ rief er, „als die Erziehung in Reue und Jammer, aber

nicht jedem iſt ſie gedeihlich, nicht jeder bleibt in ſeiner Unſchuld unſträflich, obgleich menſchliche Irrthümer vom Himmel gern überſehen werden. Darauf brachte er Brod vom friſchen Weizen und einen Becher jungen Moſt und ſprach dabei manches fromme Wort. Es wurde dunkel, aber Berthold konnte ſich der heitern Ruhe nicht entziehen, um an alle Schreckniſſe der vorigen Nacht, an Gewalt und Geiſterſpuk in dem Hauſe erinnert zu werden, deſſen Vollendung ihm einſt als höchſte Glückſeligkeit erſchienen war. Auch die andern wünſchten zu bleiben, der Alte bot ihnen Strohmatten zum Lager an und ſie nahmen die Einladung an. Sie ſchliefen und beteten mit ihm, wie es die Stunden forderten. Am Morgen bat Berthold den Alten, daß er für ſein künftiges Kind bete. Nach dem Gebete ſtand der Alte lange mit ausgebreiteten Armen gegen die Sonne, die über den Nebel wie über ein Weizenfeld hinaufdrang, ſprach dann, mit den Augen zum Himmel gewendet, von der Geburt des Herrn und ſang, indem er Annens und Berthold's Hände ergriff und drückte:

Es ſchwebt ein Glanz hoch überm Gold der Ähren,
Sie tauchen nickend in den Segen ein,
Ein Engel weint die hellen Freudenzähren,
Am Himmel zieht ein einz'ger Stern allein,
Die Hirten ſchlafen noch und lächeln drein,
Sie ahnen ſchon, wie nah der Herr mag ſein.

Dem Engel geht ein Lamm ſo ſtill zur Seite,
Das trägt ein Kreuz und blickt zu allen mild,
Die Schäflein ſehen auf, was das bedeute,
Sie freuen ſich am höhern Ebenbild:
Ihr Hirten wachet auf, verkündet laut,
Ihr habt den Herrn im fernen Glanz geſchaut.

Es naht der Herr in dieſes Tages Frühe,
Im Erntefegen nahet uns der Herr,
Er lohnet uns Vertrauen, Liebe, Mühe,
Er giebt ſich ſelbſt für uns, ſo lohnet er,
Es ziehn die Könige zum Erntefeſt,
Wie kann die Hütte faſſen ſolche Gäſt.

Die arme Hütte kann ſie alle faſſen,
Es macht der Glanz ſie alle froh und ſatt,
Und ſeinen Thron mag jeder gern verlaſſen,
Der hier noch einen Platz zum Knieen hat,
Es iſt ein Kind geboren in dem Glanz,
Ihm bringen ſie den reichen Erntekranz.

Aus Ähren und aus Trauben iſt gebunden
Der Kranz, den ſie dem Kinde bieten dar,
Sie haben es beim Strahl des Sterns gefunden,
Der noch am Tageshimmel leuchtet klar,
Einſt ſegnet dieſes Kind das Brod, den Wein,
Gott wird Euch nah im ird'ſchen Zeichen ſein.

Hat Euch der Herr im Reichthum ſich verkündet,
In ſeiner Ernten ſchöner Mannigfalt,
Verkündet ihn der Welt, der Euch entſündet,
In dem Geſchenk übt göttliche Gewalt:
Gedenkt des Herrn beim Brod, beim Becher Wein,
So kehrt der Herr im Geiſte bei Euch ein.

Sechſte Geſchichte.

Das Todaustreiben.

Wie mag die Erde ſich ſcheuen, wie möchte ſie ſo gern ihren Lauf zurückwenden, wenn ſie in den Winterhimmel tritt, der alle ihre Saaten verſchüttet. Sie ringt vergebens gegen ihren eignen Umſchwung. — Ob die Thiere wohl ihr Leben rühmen mögen, welche auf einen Jahreslauf beſchränkt, nur Frühling und Sommer kennen? Oder ob ſie neidend zu den überlebenden Geſchlechtern hinblicken mögen, ehe ſie ſich vor der kalten Luft verkriechen? Thörigter Neid, ſie wiſſen nicht, wie die Bienen trauern, wenn ſie ihren Vorrath in der Winternoth angreifen müſſen, denn ſie hatten ihn nur zur Erinnerung der Blumenküſſe zuſammengetragen. Sie wiſſen nichts von der Gefangenſchaft der Fiſche, wenn ſich ihr Mund an der harten Eisdecke, die ſie unbemerkt umſchloſſen hat, blutig ſtößt, wie ſie erſchrecken, wenn der Hirſch neugierig auf die Eisdecke klopft, weil ihm verlangte nach dem klaren Bache und das Waſſer ihm in Stein verwandelt iſt. Der Winter kommt den Thieren und den Menſchen zur Verwunderung, nur wenige wiſſen

ihre Zeit voraus, wie die Waſſerlilien, die zum Blühen in rechter Zeit ihre ſtrahlenden Häupter über die Oberfläche der Gewäſſer erheben, um dann genügſam und ruhig in den Abgrund ſeliger Erinnerungen bis zur Wiedergeburt zu verſinken.

Ein harter Winter war dem ſchönen Herbſte gefolgt und während der Moſt zu Wein wurde, froren die Reben, an denen er gewachſen. Berthold wurde am Neujahrstag durch ein Beben ſeines Bettes erweckt, und wollte erſt nicht glauben, die Erde habe gebebt, bis die Nachrichten von allen Seiten kamen und eingefallene Schornſteine ſie beſtätigten. Die treue Muttererde bebt, dachte er im Stillen, die treue Mutter hat mir kein Lebenslicht zum neuen Jahre überbracht und Anna denkt an ſo etwas nicht. Aber dieſe kleine Sorge ging ihm ſchnell in der ſchwereren für ſeine Stadt unter. Durch die Hoffnung eines Kindes hatten ſich ſeine Stadtpläne, die ihn ſchon immer beſchäftigt, über das mitlebende Geſchlecht hinaus, über entfernte Zukunft ausgedehnt. Die Stadt ſollte ſich frei und ſelbſtſtändig erheben, wie Reichsſtädte, nur dazu waren ihm die Anmahnungen der Kronenwächter, ſich dem ſchwäbiſchen Bunde anzuſchließen, willkommen. Grünewald, der gar keine Meinung über ſo etwas hatte, aber alles ſehr geſchickt auszuführen verſtand, gab ihm in allem nach, hatte er ſich doch überhaupt nur darum in die Gunſt

des Herzogs geſchmeichelt, um in der Nähe Annens mit Anſehen aufzutreten. Auch der Neujahrstag verging, wie ſo mancher andre Tag in vergeblichen Berathſchlagungen mit ihm, wie die Unternehmung des Bundes zu beſchleunigen ſei, da die Erde ſelbſt zu ungewöhnlichen Unternehmungen geneigt ſcheine; das Unternehmen konnte in der Kälte nicht zur Geburt kommen. Der Froſt in den nächſten Tagen nach Neujahr ſtieg immer noch, die älteſten Eichen ſpalteten ſich, der edle Kaiſer Maximilian ſtarb und Berthold betrauerte ihn aufrichtig und war mit den öffentlichen Trauerfeierlichkeiten beſchäftigt. Da kam Botſchaft vom Herzog Ulrich, der Reutlingen troß dem Froſte belagerte, daß ſie die Rüſtungen beſchleunigen und ihm Leute ſenden möchten. Berthold und Grünewald ſtellten ſich dem Willen des Herzogs ergeben, aber je eifriger ſie ſich zur Förderung der Rüſtung anſtellten, deſto weniger vollbrachten ſie. Der Ehrenhalt kam jeßt und verſprach die nahe Ankunft der Schaaren des ſchwäbiſchen Bundes, aber es zögerte ſich, wie mit allen Unternehmungen, die aus dem Entſchluſſe vieler hervorgehen ſollen. Reutlingen mußte ſich ergeben, vom Geſchüß in ſeinen weſentlichen Befeſtigungen zerſtört, während die Gräben zugefroren waren. Der Herzog hielt einen feierlichen Einzug, die Bürger mußten ihm huldigen, die Reichsfreiheit war verloren,

wenn der ſchwäbiſche Bund noch länger zögerte. Berthold hätte verzweifeln mögen, während er Freudenfeſte zur Ehre dieſes Zuwachſes des Herzogthums veranſtalten mußte.

Der Wind wendete ſich, die Zeit war im Nichtsthun vorgerückt, der Frühling ließ wie ein beſcheidner Freund erſt anfragen, während Berthold vor der Thüre ſtand (wie er nach dem Mittageſſen zu thun pflegte), um nach ihm ſich umzuſehen, ob er nicht bald komme. Er fühlte ſich in Frühlingsahnung ganz wehmüthig. Da blies es vom Thurme, den er als Kind bewohnte, in großem Jubel ſchrieen alle aus den Häuſern, doch wußte er nicht gleich, was es bedeute, weil er als Kind nicht unter die Leute gekommen war. Da ſah er den beſchrieenen Gaſt über den Markt ziehen, es war der Storch. Gleich liefen die Kinder aus allen Häuſern am Markt zuſammen, jedes brachte Stroh oder Lumpen, und die größten verfertigten eine gewaltige Strohpuppe, während die kleinen mit Tellern in die Häuſer liefen, um ihren Lohn einzufordern, daß ſie den Winter aus der Stadt vertrieben; ſie kamen auch zu Berthold, der ſie reichlich beſchenkte. Nun begann der große Zug der Kinder, die Strohpuppe wurde an einem langen Seile geſchleift und alle ſchrieen: „Nun treiben wir den Winter aus, den Tod aus unſrer Stadt hinaus.“ Wie junge Roſſe wiehernd einen Leichenwagen ziehen,

mit den Gebiſſen ſpielen, die ſie lenken, ſich von der Erde aufbäumen, der ſie doch nicht entlaufen können, ſo erſchien unſerm Berthold in ſeinem betrübten Herzen der fröhliche Zug, er wußte nicht, welche Freude ihm an dem Tage bevor ſtand, was ihm der Storch an dem Tage gebracht hatte. Anna hatte ihn an dem Tage nicht ſehen wollen, ſie war krank, auch das machte ihn ſehr beklemmt. Da glaubte er ein Kindergeſchrei in ſeinem Hauſe zu vernehmen, er horchte noch einmal, da kam Frau Apollonia mit freudigem Auge und faſt athemlos die Haustreppe herunter, und ſchrie: „Ein Sohn, ein Sohn!“ Berthold fühlte ſich ſelbſt entriſſen von Freude, er ſtürzte die Treppe hinauf in's Zimmer, die Thränen liefen ihm in ſeligem Entzücken über die Wangen, ſchon ſah er das Kind, wie es im Bade ſich allmählig von dem Ärger beruhigte, aufs Trockne verſetzt zu ſein. „Wie ſchön iſt der Knabe,“ rief er, „gleicht er nicht dem Chriſtuskinde an unſerm Giebel, wie ſoll ich Dir danken, Anna, alle Mühe, alle Qual, die Du bei dem Kinde ausgeſtanden haſt, und wie ſchön blickſt Du mich an aus Deiner Schwäche.“ Frau Apollonia war bei den Worten Berthold's erbleicht, ſie ſah das Kind ernſtlich an, es war das vollkommenſte Abbild des Kindes am Hauſe und dies das vollkommenſte kindlichſte Bild Anton's. In ihrer Verlegenheit winkte ſie Berthold, das Zimmer

zu

zu verlaſſen, es ſei nicht gut, die Wöchnerinnen in ihrer erſten Ruhe zu ſtören. Aber er war nicht fortzubringen von dem Kinde, er ſaß da betend wie einer der heiligen drei Könige, und freute ſich immer, daß ſein Kind dem Chriſtuskinde gleiche. Als es endlich eingeſchlafen war und er fühlte, wie er nur hindre, ſtatt zu helfen, und die Straße laut wurde, ſchlich er ſich fort und trat vor die Hausthüre. Da kamen die Knaben von ihrem Zuge zurück, die Winterpuppe war in die Rems geworfen, ſie brachten ſtatt ihrer eine grünende Maie und indem ſie dem Bürgermeiſter das erſte Zweiglein davon darboten, ſangen ſie:

So viel Blätter an dem Strauß,
So viel Kinder in Dein Haus,
Wünſchet Dir die Engelſchaar.

„Mit dem einen iſt's ſchon wahr!" fiel Berthold ein und wendete ſeine Taſche um, ihnen alles Geld zu ſpenden, was er bei ſich trug, ſie ſollten ſich an dem Tage recht luſtig machen, dabei zeigte er auf ſeinen Giebel und ſprach mit Jubel: „Seht Kinder, ſo ſieht mein Kleiner aus." Apollonia ſtand hinter ihm und ſeufzte in ſich und dachte: Wie ſoll ich den armen Mann von der unſeligen Ähnlichkeit abbringen, er breitet ſeine eigne Schande aus, die Wartfrauen nennen ſchon den Kleinen ihren heiligen Anton Berthold ahnete nichts von dem Geſchwätz in ſeiner

Seligkeit, er konnte ſich nicht enthalten, Anton von Herzen zu küſſen, der zufällig den Zug der Kinder mitgemacht hatte, um ihn zu zeichnen und nun zurückkam. Er führte ihn in ſeine Rüſtkammer zu den ſchönen kleinen Puppen, mit denen er ſelbſt einſt ſich die Zeit vertrieb und freute ſich mit ihm, wenn ſie den Sohn da zum erſten Mal hinführen, ihm die Puppen zum Spiel übergeben wollten. Anton ſollte das Kind malen, ſobald es nur ein wenig ausgebildet wäre. Dem Anton ſchenkte er für die leichte Zeichnung des Todaustreibens einen ſchönen rothen Mantel mit goldner Einfaſſung. Anton ging ſo ſtolz aus dem Hauſe, als ob er ſich den Doktormantel verdient hätte, oder, wie die Leute ſagten, als ob alles mit dem Mantel chriſtlicher Liebe zugedeckt werden ſollte. Grünewald ſchüttelte mit dem Kopfe, als er am Abend zu Frau Apollonien ging, und ſprach erſt mit ihrer Magd Sabina über Berthold's Kind und dann mit ihr, als ſie gerufen worden, denn er ließ ſich mit allen Leuten ein und hatte gar kein Geheimniß.

Siebente Geſchichte.

Die Gräber der Hohenſtaufen.

Kaum vier Wochen waren ſeit der Niederkunft vergangen, Mutter und Kind waren friſcher und ſchöner, als je eine Wöchnerin und ein ſo junges Kind in Weiblingen geſehen und die Ähnlichkeit beider mit dem Bilde am Giebel wuchs zu Berthold's Freude mit jedem Tage. Eben ſo wuchs das Gerede der Leute in der Stadt und Anton's Verlegenheit dabei, der ſich keiner Schuld bewußt war. Wie oft verwünſchte er den Einfall, ſich ſelbſt in dem Chriſtuskinde abgebildet zu haben und meinte es frevelhaft, ſeit ſich Frau Anna daran verſehen habe, denn alle Weiber in der Stadt narrten ihn damit und verlangten, daß er ihnen Bilder auf den Giebel malen ſolle, die Männer aber ſtellten ſich, als ob ſie ihn gar nicht mehr in ihren Häuſern dulden dürften. Mitten in dies Gerede, das Grünewald in ſeiner unabweislichen Geſchwätzigkeit und Vertraulichkeit immer neu anregte, ſchrie die Kriegstrompete, daß alles für einige Zeit verſtummen mußte. Der ſchwäbiſche Bund war endlich doch mit ſeiner Rüſtung fertig geworden.

Unter dem Namen Herzog Wilhelm's von Baiern führte Georg von Frundsberg eine große Übermacht gegen den Herzog Ulrich. Der große Frundsberg, an der Spitze einer geringeren Zahl, wäre ſchon des Siegs gegen Herzog Ulrich ſicher geweſen, aber außer der Menge ſtand ihm der ganze Einfluß der Kronenwächter zur Seite, ſie nannten ihn damals ihren Reichsfeldherrn und er wäre es auch geblieben, wenn ſie ihm hätten erfüllen können, was ſie ihm zugeſagt hatten. Der Herzog Ulrich ſammelte ſein Volk in Blaubeuren und kamen viele Boten an Berthold und Grünewald wegen Beſchleunigung der Rüſtung, als Berthold gerade beſchäftigt war, das der ganzen Stadt zur Taufe verſprochene Feſt einzurichten. Alle fröhlichen Anſtalten wurden gehemmt, auch dem Meiſter Kugler abgeſchrieben, der zur Taufe eintreffen wollte. Nun wurden die Rüſtungen wieder durchgeſehen und der Ehrenhalt trat als Waffenſchmid auf, weil in dem Jahre der Weiblinger Waffenſchmid geſtorben war und die Wittwe zu häßlich war, um ſogleich einen jungen Mann für ihre Nahrung zu finden. Der Ehrenhalt beſchaute die Bürgerwaffen, riß hier eine Schiene ab, dort ſchlug er eine ein, um den Bürgern zu beweiſen, daß ſie verloren geweſen, wenn ſie mit ſo verroſteten Waffen ausgezogen wären. Unterdeſſen wurde mit Herzog Wilhelm verhandelt, und was ſehr ſeltſam,

durch den herzoglichen Voigt Grünewald, der ſeinen alten Herrn gern einmal wieder ſehen und ihm einige neue Liebeslieder vorſingen wollte. Der Herzog ließ der Stadt Reichsfreiheit verſprechen, wenn ſie ihre Streitkräfte mit ihm vereinigte. Der eifrige Berthold durch Erziehung, Kränklichkeit, Reichthum und Bildung immerdar von der Maſſe der Bürger getrennt und nur in Geſchäften mit ihnen bekannt, ſetzte voraus, daß ihre Geſinnung ganz mit der ſeinen übereinſtimme, daß ſie als eine Wohlthat annehmen würden, was er für ein Glück erkenne. So kam's, daß er ſich nicht einmal die Mühe gab, die Meinung der Zünfte über dieſe Angelegenheit zu erforſchen, auch fehlte ihm dazu der gute Fingerling. Die Zunftmeiſter wunderten ſich zwar über die langſame Rüſtung, aber ſie hatten gerade auch keinen Übermuth zu dieſem ganz unnützen verderblichen Kriege, ſie ließen es ſo gehen. Endlich hieß es, alles ſei fertig, die ältere Mannſchaft blieb zur Beſatzung, Grünewald und Berthold ſollten mit den andern zu Herzog Ulrich ausziehen.

Anton war in dieſer Zeit in der unbequemſten Lage, er wollte mitziehen und mußte ſich doch vor dem Ehrenhalt verſtecken, und wußte das bei Muſterungen nicht anders zu bewerkſtelligen, als durch eine ſcheinbar zufällige Färbung ſeines Geſichts, über die ihn die Leute zwar auslachten, die er aus der Unruhe jener Zeit erklärte, die nicht Zeit zum Waſchen laſſe,

zugleich ſteckte er eine Kugel in die eine Backe, als ob ſie vom Zahnweh geſchwollen wäre, ſo daß ihn Meiſter Sixt ſelbſt zuweilen nicht erkannte. Als nun der Zug vor dem Rathhauſe ſich ſammelte, die Weiber und Kinder die Torniſter und Mantelſäcke weinend herbeiſchleppten, konnte er ſich des Lachens nicht erwehren, ihm war ſo ſeelenglücklich zu Muthe, daß ſeine Kugel ihm aus dem Mund in einen Suppennapf mit Klößen fiel, aus welchem ein Bürger eben ſein letztes Mittagsmahl eſſen ſollte. Der Bürger fing an zu eſſen und biß ſich faſt einen Zahn an der Kugel aus, die er für einen Kloß gehalten, es war die einzige Kugel, die bei dieſem Zuge Schaden that.

Frau Anna war von allem unterrichtet und ſtellte ſich daher nur traurig über dieſen Auszug, wegen der fremden Leute, die ſie umgaben. Das Kind ſchmiegte ſich an den ausziehenden gerüſteten Berthold, es hatte ſein Haar gefaßt und wollte ihn gar nicht fortlaſſen, da weinten die Hebamme und die Mägde, und ſie redeten unter einander, wenn es den Pflegevater ſchon ſo feſt gehalten habe, ſo würde Anton ſich nie von ihm haben losreißen können, das hörte Anna obgleich es leiſe geſprochen war, es fiel ihr ſchwer auf's Herz, ſie dachte der Ähnlichkeit nun erſt recht, verſtand manche Winke der Mutter. Ihr Stolz war tief gekränkt, obgleich ſie nichts ſagte und gar nicht that, als ob ſie etwas vernommen habe. Alles

andre war ihr jetzt gleichgültig, ſie ſann darauf, wie ſie dieſen böſen Leumund falſcher Zungen zerſtreue, während der Zug vorüberzog. Sie glaubte in jedem, der hinaufblickte, Hohn und Spott zu erkennen, ſie glaubte zu hören, wie ſie über das Chriſtuskind auf dem Bilde ſprachen. Anton mußte fort aus der Stadt, das Bild mußte geändert werden, das ſtand ihr feſt im Sinne, und ſie grübelte, wie das auszuführen ſei mit einer Ungeduld, daß ihr Kind davon erkrankte.

Viele der Streiter zogen nur mit angetrunkenem Muthe aus, dieſer Muth ſank aber, als ſie ermüdeten, die Pferde ſchienen zu erlahmen, die Fußgänger ruhten ſich oft. Der Ehrenhalt erzählte, nachdem Grünewald von einem Spähen zurückgekommen, es würden ihnen bald Stückkugeln über die Köpfe ſauſen, ſie brauchten ſich darum nicht zu bücken, denn das ſei doch gewöhnlich zu ſpät, er erzählte von den baieriſchen Reitern, wie die ſo genau zuſammenritten, daß ihre Spieße wie eine große Säge glänzten, ſie möchten ſich gefaßt machen, ſie ſtänden ſchon zwiſchen ihnen und dem Herzog. Da ſonderten ſich die Verzagten, einer ſang mit bebender Stimme und wußte nicht, was er ſang, ein andrer, der ſonſt eine ſchreckliche Stimme führte, konnte kaum ſo laut kommandiren, daß es ſeine Rotten hörten, ein Schuſter unterhandelte laut mit Gott, daß er

wohl ein Bein daran geben wolle, wenn er ihm nur ſeine beiden Arme unverſehrt laſſe. Aber die Kräftigen, unter denen Anton gewiß einer der erſten, ließen ſich dieſe Sorgen wenig anfechten, ſie unterſuchten noch ſorgfältig ihre Vorräthe und warteten der thätigen Stunde. Der Ehrenhalt erkannte nach ſeiner Kriegserfahrung die Sicheren, ſonderte ſie auf Berthold's Befehl in eine Schaar zuſammen, ließ ſie nach einer Seite den Feind aufſuchen, wo keiner anzutreffen war.

Kaum eine Stunde, nachdem Anton mit dieſen von der Maſſe ſich getrennt hatte, erblickte Berthold und die bei ihm geblieben, das große Bundesheer beim Ausreiten aus einem dichten Walde gleich einer Überſchwemmung um ſich her, aus der ein Schilf Wald von Spießen und zwölf große Kanonen, wie Krokodille mit offenem Munde hervorragten. Hier war weder an Sieg noch an Flucht zu denken, ſie waren beobachtet, eine Maſſe Fußvolk ſchrie ſchon hinter ihnen im Walde. Berthold wendete ſich zu dem erſchrokkenen Haufen, ſtellte ihnen die ganze Gefahr ihrer Lage dar, ſie müßten ſich auf Gnade oder Ungnade ergeben. Dann aber ſagte er ihnen, daß der ſchwäbiſche Bund keine Ungnade gegen ſie hege, daß er ihm wiederholend Reichsfreiheit für die Stadt habe anbieten laſſen, inſofern die Bürger ſich entſchlöſſen, die Sache Herzog Ulrich's aufzugeben und mit

dem Bunde ſich zu vereinigen. Sie möchten jetzt wählen, er werde ſich ihrem Entſchluſſe ergeben, es ſtehe bei ihnen, ob ſie, ergeben dem trunknen Unholde, von dem ſie nie Schutz, ſondern nur immer Trutz, Zwang und Zahlungsgebote empfangen, der ſie wie Hunde zu ſeinen Jagden, ihre Frauen zum Frevel mißbraucht, in den Wald von Spießen ſtechen, oder ſich ſelbſt als freie Reichsbürger regieren, Niemand als dem Kaiſer verpflichtet ſein, und die Hand dem Herzog Wilhelm reichen wollten, der mit Grünewald geritten komme, um ſie ihnen zu bieten. Die Bürger ſahen einander verwundert an, keiner wollte ſprechen, einige fluchten auf den Bürgermeiſter, aber da keiner Anſtalt zur Gegenwehr machte, ſo begrüßte Herzog Wilhelm Berthold und ſeine Bürger als Freunde, verkündete ihnen Friede und Freiheit und Berthold dankte in ihrem Namen.

Der ganze Zug ging nun nach Weiblingen, den Bürgern wurden die Thore geöffnet, die Fremden zogen nach, die Stadt wurde beſetzt und die Bundesſchaaren in die Häuſer gelegt. Jeder Bürger war über die Änderung verwundert, am meiſten Anton mit ſeiner Schaar, als ſie keinen einzigen Feind im Felde und nun ſo viele in der Stadt fanden, aber es war geſchehen und die Bedürfniſſe der Gäſte beſchäftigten alle Hände. Am andern Morgen ſollte der Zug weiter gehen, vermehrt durch die bewaffneten

Bürger. Berthold freute ſich der kühnen Thaten, die ſeiner warteten, aber kein Bürger kam zur Verſammlung, ſie erklärten, daß ſie nicht eidbrüchig, wie der Bürgermeiſter, wären. Nichts auf der Welt hatte Berthold je ſo gekränkt, ſchon mußte er von Frundsberg hören, daß an keine Reichsfreiheit zu denken ſei, wenn die Bürger ſie nicht zu erſtreiten ſich geneigt fänden. So hatte er ganz vergebens das Glück der Seinen an dies Unternehmen geſetzt, mit Herzog Ulrich war keine Verſöhnung möglich; er fühlte, daß er die Stadt nicht gekannt, ſie in ſeine Hoffnungen habe zwingen wollen, er konnte ſich nur mit der guten Abſicht bei dem ſchlechten Erfolge rechtfertigen. In dem Wirbel dieſer Betrachtungen ſaß er faſt gedankenlos müſſig; das Geſchehene läßt ſich nur durch That, nicht durch Nachdenken vernichten.

Größere Bundesſchaaren kamen in den nächſten Tagen, die Bürger hatten alle Lebensgefahr vergeſſen, der ſie entkommen, die Laſt und Koſten ſchienen ihnen unerſchwinglich, ſie ſprachen laut gegen den Bürgergermeiſter, obgleich dieſer aus freiem Willen mehr Laſt übernahm, als ihm im Verhältniß zukommen konnte. Er wollte die Stadt befeſtigen, aber Niemand zeigte ſich bereitwillig, er wollte den Rath über alle Angelegenheiten ſetzen, die ſonſt der herzogliche Voigt beſorgte, aber keiner wollte ſie übernehmen, er ſah, daß die reichsſtädtiſche Verfaſſung zu einer leeren Form

wurde, weil ſie nicht durch die Nothwendigkeit entſtanden war, eine allgemeine Kraft zu begrenzen. Dieſe allgemeine, belebende Kraft fehlte, die Verſtändigen ſchwiegen, die Thoren und Widerſpenſtigen waren überlaut, die Verſtändigen hielten ihn für einen Schwärmer, die Schlechten glaubten in ihm einen beſtochenen Verräther, die fremden Landsknechte ſpotteten ſeiner theuer erkauften Reichsfreiheit. Jeder ſuchte ſich ihm und der Stadt in der Vorſorge für die Bedürfniſſe der fremden Schaaren zu entziehen, auf ihm laſtete das ganze Geſchäft, dabei ſchwärmten ſeine Gedanken umher nach Rath und Troſt, ſo mußte ſich ihm die Arbeit verdoppeln und die Fremden mochten zuweilen wohl mit Recht auf den Mangel an Anordnung ſchelten. Sein einziger Genuß war es, ſeit er von dieſen Fremden doch kein Heil erwartete, die Bürger gegen ihren Unwillen und Übermuth zu ſchützen, zu jedem Streite eilte er mit rechter Luſt und ſetzte gar oft ſein Leben an eine Kleinigkeit, die mit einiger Ruhe friedlich geſchlichtet werden konnte. Die üble Folge davon war, daß ſtärkere Beſatzung in die Stadt gelegt wurde, damit nicht Einzelne wieder in ſolchen Streitigkeiten unterliegen möchten, und ſo fühlte ſich Berthold die Veranlaſſung einer neuen drückenden Laſt. „Wären wir ruhig zu Hohenſtock!“ rief Berthold zuweilen, aber Anna antwortete immer: „Lieber todt, als dort unter den wahnſinnigen Menſchen!“

Als eine Verſtärkung der Beſatzung rückte auch ein ſehr unbequemer Bekannter, der Graf Konrad, mit einer Schaar Reiſigen ein, welche die Kronenwächter für ihn geworben und mit denen ſie ihn zum Herzog Wilhelm geſchickt hatten. Berthold freute ſich in ſeinem Unmuth, ihre alte Streitigkeit da fortſetzen zu können und ließ ihn ſehr hart an. Aber Konrad ſchien ſeine Natur ausgetauſcht zu haben, er antwortete nur das Nothwendigſte in Beſcheidenheit und bat ihn, ſeine früheren Unbeſonnenheiten zu vergeſſen, die Kronenwächter hätten ihn belehrt, daß ſie zu einem Ziele alle beide hinarbeiteten. Berthold ſah ſich durch dies Verhältniß gezwungen, obgleich es ihm unangenehm, Konrad in ſein Haus einzuführen.

Dieſer betrug ſich dort ganz beſcheiden und anſtändig, er ſchien Annen ganz verwandelt und ſie faßte ein gewiſſes Vertrauen zu ihm. Sie ſah den Gram, der ihrem Berthold ſchnell die Haare bleichte, ſie hörte die Härte, mit der die Bürger ihn beurtheilten, durch Grünewald, der über alles mit jedem ſprach, ohne zu beachten, ob es ſchade. Sie fragte einmal Konrad, was er meine, wie Berthold könne aus den widrigen Geſchäften befreit werden. Der rieth, daß er ſich für den Bund rüſte und gegen Herzog Ulrich ziehe, denn wie er höre, deute man es ihm ohnehin übel beim Herzoge Wilhelm, daß

er mit ſeinen Bürgern unthätig zurückbleibe, nachdem er verſprochen, mit einer Schaar zu ihm zu ſtoßen; dort ſei jetzt für ihn und die Seinen allein noch Sicherheit.

Dieſes Geſpräch wiederholte Anna ihrem Berthold am Abend und dieſer erfreute ſich des unerwarteten Auswegs; aber er wagte es nicht, ſich demſelben zu überlaſſen, weil er den Vorwurf fürchtete, ſich dem drückenden Geſchäfte für die Stadt entzogen zu haben. Wer die Seinen in der Noth verläßt, dachte er, den verläßt Gott in ſeiner letzten Noth, und konnte nicht einſchlafen und ſich zu nichts entſchließen. Früh ſtand er auf und fand Apollonien am Brunnen und berichtete ihr ſeinen Wunſch in's Feld zu ziehen und alle Gründe dagegen, indem er ſich ihren Rath als ſeine älteſte, treueſte, verwandteſte Seele erbat. Apollonia hatte im Ärger über die Ereigniſſe ſich die Erzählungen der Sabina über Anna und Anton erſt recht zu Herzen genommen, daß ſie dieſen für den geheimen Grund ſeines unerwarteten Entſchluſſes annahm. Sie ſuchte ihn zu tröſten, indem ſie über ihre Tochter heftig weinte, ſie habe es immer nicht glauben wollen, die Tochter habe ſo frei und ruhig jede Warnung abgelehnt, nun müſſe ſie ſehen, daß der edelſte und beſte Mann das eigne Haus fliehen wolle, das ihre Tochter ihm aus Himmel in Hölle verwandelt habe, es ſei die Folge vom

übereilten Heirathen. „Hättet Ihr gewußt,“ ſagte ſie, „daß eben der, mit welchem Ihr Blut und Leben getauſcht, Euer Leben ſo verbittern würde, Ihr hättet Euer Siechthum ruhig ertragen.“ — Berthold, der gar nichts verſtanden hatte, fuhr bei dieſen Worten gleichſam beſchämt auf: „Woher wißt Ihr die Geſchichte meiner Geneſung?“ — „Von Annen,“ ſagte die Mutter, „der hat es Anton erzählt.“ — „O dieſer Anton,“ rief Berthold, dem nun auf einmal die Rede der Mutter wie durch einen Bliz erhellt wurde, „dieſer Anton iſt zu meinem Glück und Verderben geboren, umſonſt habe ich mich dem Mißgeſchicke meines Stammes entzogen, es hat mich durch Anton ergriffen. Liebe Mutter, ſagt mir kein Wort, laßt mich irren in der Dämmerung, es giebt grauſame Ähnlichkeiten, aber ich vertraue auf Anna. Was ich zweifelhaft in meinen Gedanken würfelte, das iſt entſchieden, ich ziehe fort, ich kann nicht bleiben. Sagt mir kein Wort, verſchweigt Annen, daß Ihr mir etwas geſagt, verſchweigt ihr alles, Gott und die Zeit wird alles ſchlichten und richten.“ — Anna hatte ſich ihnen beiden genähert und ſagte mit einiger Wehmuth: „Mich läßt Du allein, Berthold, nachdem ich ſo viel Schmerz und Noth bei dem Kinde ausgeſtanden habe und ſetzeſt Dich hier zur früheren Geliebten.“ — Frau Apollonia wollte heftig antworten, aber Berthold beſchwichtigte beide, indem er ſagte:

„Ich gehe noch heute einem ungewiſſen Geſchicke entgegen, vergeſſen wir alles Überflüſſige, gedenkt, daß wir nur noch wenige Stunden beiſammen ſind, meine Ehre fordert, daß ich fortziehe.“ — Anna ſchloß ſich weinend an ſeine Bruſt und geſtand, ſo ſchmerzlich ihr ſeine Abweſenheit falle, er ſei es ſeiner Erhaltung ſchuldig, ſich den Geſchäften zu entziehen, die ihm in wenig Wochen die Haare gebleicht hätten, deren Frucht und Lohn ihm die Undankbarkeit und der Starrſinn der Bürger entreiße. — Berthold zuckte mit den Achſeln und ſagte: „Jetzt rücken ſie mir die vermauerte Gaſſe vor und möchten den Brunnen einreißen, jetzt, wo jeder Tag ſie dringend beſchäftigen und auf ihr Beſtes führen ſollte, ich habe die Leute klüger, viel klüger geglaubt, das iſt mein Fehler!“ — „Boshaft und undankbar hat ſie das kleine Mißgeſchick gemacht,“ ſagte Anna, „die Frauen ſagen mir in's Angeſicht Böſes von Dir.“ — „Das löſt die letzten Bande,“ ſagte Berthold, küßte Annen und Apollonien und ſo ſaßen alle drei wohl eine lange Abſchiedsſtunde, ohne zu ſprechen, von den Ahnungen der Zukunft gerührt.

Er verſammelte darauf die Bürger, erklärte, daß wenn ſie nicht mit ihm, er ohne ſie dem Bunde folgen wolle, ſie möchten einen andern an ſeiner Stelle wählen. Zu ſeiner Kränkung fand er, daß ſchon ein andrer Bürgermeiſter heimlich für den Fall erwählt

worden, wenn die Fremden abziehen müßten, ein Weinhändler Kranz, ſie gaben Berthold der Landesverrätherei ſchuldig. „Ihr richtet nach dem Erfolg, Gott nach der Abſicht," rief Berthold, „ich biete Euch die Hand zum Abſchied, obſchon Ihr mich tief gekränkt habt; es wird eine Zeit kommen, wo es Euch reut, daß Ihr mir nicht gefolgt ſeid."

Seinen Nachlaß hatte er ſchon beim Anfange der Unruhen gerichtlich geordnet, Frau Apollonien übergab er die Oberaufſicht der Seinen, ſo lange Anna noch mit ihrem Kinde beſchäftigt ſei. Sie aßen ſchweigend mit einander, als wäre ein Kranker unter ihnen. Nach Tiſche wurde ein Pferd vorgeführt, Anna und Apollonia weinten gleich heftig, Berthold fühlte ſich beklemmt zum Erſticken. Er überſah Haus und Garten noch einmal und betete in der Kapelle, die eben fertig geworden und geweiht war, da wo ihm das Kind verheißen. Er fühlte ſich gefaßter, aber als er ſchon Abſchied genommen, an ſeine Thür trat und einen friſchen Maulwurfhaufen an der Schwelle bemerkte, der ſich eben herausarbeitete, da fiel ihm Mutter Hildegard ein, die das immer als Zeichen eines Todesfalls angeſehen hatte. Er ſprang noch einmal zurück, küßte Annen und Apollonien und das Kind heftig, ſchwang ſich, ohne ein Wort zu gewinnen, auf ſein Pferd, gab ihm die Sporen

und

und ritt ohne Umblicken fort, damit ihm nicht das Bild am Giebel wieder in die Augen leuchte.

Bald war er bei Frundsberg durch den Ehrenhalt eingeführt, doch gab jener wenig Hoffnung zu Thaten, den Herzog hatten die Schweizer verlaſſen und darum entließ er auch ſeine Landeskinder zur Vertheidigung der Städte. Dieſe fielen aber ohne bedeutenden Widerſtand, Jedermann fühlte, der Herzog könne ſich nicht halten und er fühlte es auch bald, nahm in Tübingen von ſeinen Kindern ſchmerzlichen Abſchied und entfloh nach der Schweiz. Der Zug ging nun von einem Städtlein zum andern, gewöhnlich geſchahen kaum einige Schüſſe, dann wurde unterhandelt. Berthold vergaß eignen Kummer bei dem Anblicke der Noth, welche die fremden Schaaren auf dem Lande verbreiteten. Die Briefe von Annen und Apollonien waren ſein liebſter Schmerz und ſein einziger Troſt, ſie benutzten jede Gelegenheit, ihm Nachricht zu geben. Einmal berichtete ihm Anna, daß es in der Stadt ein Geſpött ſei, daß ihr Kind noch nicht getauft worden. Er antwortete ihr froh, daß er nicht dabei zu ſein brauche, ſie möchte die Taufe und den Schmaus für die ganze Stadt ausrichten, wie er ihn vor den kriegeriſchen Ereigniſſen angeordnet habe, er ſtehe vor dem Aßberge und müſſe da wohl noch einen halben Monat ausharren, das Feſt könne vielleicht den Seinen die Neigung vieler

Mitbürger wieder gewinnen. Bald darauf erhielt er die Nachricht, daß Taufe und Feſt am Tage des heiligen Anno angeordnet ſei (das Kind, ſo war ſchon verabredet, ſollte dieſen Namen führen), er möchte den Tag durch ſein Gebet feiern.

Zwei Tage vor dieſem feſtgeſetzten Tauftage wurde er zu Frundsberg gerufen und ihm der Auftrag gegeben, in der Hülle eines Pilgers nach Kloſter Einſiedlen zu wandern, um auszuforſchen, ob der Herzog in der Schweiz werbe und Unterſtützung finde. Der Auftrag war gefährlich, jene Seite Schwabens ſchwärmte von den zerſtreuten Anhängern des Herzogs Ulrich, doch freute es ihn, ſeinen Willen bewähren zu können.

Er zog mit einem frohen Gefühle durch das Land, der Tag der Taufe brach an, er dachte ſich lebhaft nach Hauſe, die Sonne brannte, die Luft war ſchwül. Gegen Abend traf er in Kloſter Lorch ein, betete lange in der Kirche und wurde dann von den Mönchen freundlich bewirthet, ohne daß ſie nach ſeinem Namen fragten, denn das Pilgerkleid war ihnen Empfehlung genug.

Die Mönche klagten, daß ſie allmählig ausſterben müßten, bei der jetzigen Geſinnung der Leute trete keiner in ein armes Kloſter, und da dies Kloſter, nach der Strenge ihrer Gelübde, ihre Welt ſei, ſo hätten ſie ein lebendiges Bild vom Weltuntergange in

ihrem Kreiſe, der ſich mit jedem Jahre verenge. Berthold ſagte ihnen, daß ſolch ein Ausſterben ſein Wunſch ſei. — „Habt Ihr je ernſtlich an das Sterben gedacht?“ fragte ihn der älteſte der Mönche. „Kommt hinunter in die Gruft, wo die Hohenſtaufen begraben liegen, und Ihr werdet Euch am Leben feſt zu halten ſuchen.“ — Berthold ſchüttelte mit dem Kopfe, aber er bat, ihm die Grabhallen zu zeigen, er ſei lieber bei den Todten, als bei den Lebenden.“ — Der alte Mönch ſtrich nachdenklich ſeinen weißen Bart, ergriff eine Fackel, zündete ſie am Heerde an und ging mit ihm über den Hof.

Berthold beſchaute die Sterne, welche vom nahen Gewitter nicht verdunkelt, in der Schwüle funkelten. — „Was leſet Ihr in den Sternen?“ fragte der Mönch. — Berthold antwortete nach einem Schweigen: „O wie ſo oft habe ich ein Zeichen erhofft, zogen Sterne den ſchimmernden Bogen durch die himmliſche Leere, durch die himmliſche Tiefe, daß ich der irdiſchen Schwere endlich auf immer entſchliefe. Aber der Morgen löſchte die Sterne aus, weckte die Sorgen, weckte des Herzens Haus und des Alltäglichen Macht zwang die Ahnung der Nacht.“

„Auch Euer Stündlein wird kommen!“ ſagte gleichgültig der Alte, öffnete die Schlöſſer der Kapelle und führte Berthold in die gewölbten Grabhallen, wo die Hohenſtaufen unter einfachen gehauenen

Grabſteinen ruhten. Berthold verſuchte die Namen auf den Grabſteinen zu leſen, aber die Buchſtaben waren alt und ſehr verwittert. „So iſt's mit dem guten Namen der Menſchen," ſagte Berthold, „vom Zufall geſchenkt, von der Zeit bald ausgelöſcht!" — Der Mönch nannte ihm alle die berühmten Namen der Hohenſtaufen, die da eines zweiten Lebens harr- ten, und Berthold fragte mit unerwartet aufbre- chendem Zutrauen: „Ehrwürdiger Vater, wer nun zweimal ſchon gelebt hat, darf der noch ein drittes Leben erwarten." — Der Alte meinte, er ſchwärme im Fieber und Berthold antwortete: „Es mag Euch unverſtändlich ſein, was ich ſage, aber fühlt meinen Puls, daß ich nicht krank bin. Glaubt mir, ich bin von einem Arzt, als ich ſterben ſollte, mit einem zweiten Leben, das er mir wunderbar ſchenkte, gar ſchrecklich betrogen und doch glaube ich an jenes Le- ben, das uns verheißen iſt." — Der Mönch ſagte ihm, er ſei vom Wege angegriffen, vielleicht von Kummer, ſie wollten die dunkle Halle verlaſſen, er möchte ausſchlafen. — Berthold antwortete: „Hier bei den Meinen möchte ich ausſchlafen!" — Der Mönch ſah ihn verwundert an und ſprach: „Freilich alle Menſchen ſollen Brüder ſein, wenn ſie es nur wären." — „Darum iſt mir ſo wohl, wie mir nie geweſen," antwortete Berthold, „hier iſt brüderliche Einigkeit, hier verfolgen ſie die Ihren nicht mehr, ſie

wollen gern Alle beiſammen ſein jenſeits der Erde, darum nur laſſen ſie den Ihren keine Ruhe auf Erden.“ — Der Mönch ſah Berthold mitleidig an, er hielt ihn für einen Wahnſinnigen, ihn zu zerſtreuen, las er von der neu errichteten, ſchwarz marmornen Gedächtnißtafel die Inſchrift vor: „Daß ein Geſchlecht vergehe und das andre komme, und die Erde indeſſen unbeweglich bleibe, und ein jegliches Ding ſeine Zeit und alles unter dem Himmel ſeine Stunde habe, deſſen gedenket man nicht, wie es doch jedem gerathen iſt, denn die künftigen Zeiten werden alles zugleich in Vergeſſen bringen, was wir aufzeichnen von der Vergangenheit und was wir ſchaffen in der Gegenwart, denn nichts erringen wir, als die Zukunft.“ — „Amen,“ ſagte Berthold, ein blauer Blitzſtrahl zuckte durch die Halle, der Donner rollte und ein Blutſtrahl ſprang aus der Armader Berthold's, da wo Fauſt ihm das Blut Anton's eingedrängt hatte, und löſchte die Fackel des Mönchs. Der Mönch ließ die Fackel fallen und faßte Berthold's Hand, der nun ſanft auf das Grabmal des Stammvaters der Hohenſtaufen niederſank. — „Böſer Fauſt! armer Anton, junges Blut!“ ſagte Berthold mit ſchwacher Stimme, ſeine Hand ward kalt.

Achte Geſchichte.

Die Taufe.

Anton hatte ſich nach dem Verdruſſe über den vergeblichen Kriegszug von Berthold gewendet, denn er hatte ſich auf den Ruhm gefreut, noch ehe er ihn errungen, auch nahm ihn die Anweſenheit des Ehrenhalts gegen alles ein, was unternommen wurde. Er ließ ſich durch keine Drohung des Meiſter Sixt beſtimmen, die Adler zu malen, welche an den Thoren neben dem bisherigen Stadtwappen aufgehängt werden ſollten. Meiſter Sixt jagte ihn im Zorn darüber aus dem Hauſe, vielleicht auch aus Liſt, weil der Erwerb in der unruhigen Zeit ſinken und der Preis aller Lebensmittel ſteigen mußte, und Anton, wenn er ſich ſelbſt in der Zeit durchgeholfen, zu ihm, als den einzigen Meiſter in der Stadt, endlich doch zurückkehren mußte, um freigeſprochen zu werden. Anton gab ihm wenig gute Worte, daß er ihn behielte, er konnte nichts mehr bei ihm lernen und ſein Geiz war unerträglich. Dem Herzog mochte er nicht zuziehen, denn ihn ſelbſt haßte und verachtete er, es war nur die Landesſache, die ihn gegen die raubſüchtigen

Bundesſchaaren einnahm. Zum Glück gab es viel in den Weinbergen zu thun, und die Leute mußten ihre Häuſer wegen der fremden Völker, die da lagen, bewachen, ſo daß es ihm an Unterhalt für Handarbeit nicht fehlte, vielmehr fand er reichliches ungemeſſenes Brod bei der Weinhacke, während er bei dem Pinſel hatte hungern müſſen. Am Sonntage half er dem alten Anno ohne Lohn und Brod, und ging nach der Arbeit in die Stadt zu ſeinen Verehrerinnen Sabina und Verena, die ihn immer ſchöner fanden, je mehr ſich ſein Geſicht und ſein Hals in der Sonne bräunte; die ihn um ſo reichlicher bewirtheten, je ſeltener er jetzt kam.

Anton ſaß eines Sonntags bei Verena im Vorzimmer von Frau Annen, als Graf Konrad von Hohenſtock, von deſſen Anweſenheit er auf den Weinbergen nichts vernommen hatte, durch das Zimmer zum Beſuch bei Frau Annen, im zierlichſten, ſammtnen, kurzgeſchnittnen Wammſe ſtolzirte und ſein Geſicht in die angenehmſte Begrüßung voraus ſpitzte. Konrad ſtutzte ein wenig, als er Anton ſah, es mochte ihm wohl eine Erinnerung kommen, aber ſie ſchien auch gleich wieder zu verlöſchen; er ging durch das Zimmer, ohne ſich bei ihm aufzuhalten. Anton hatte ihn beim erſten Blicke erkannt, es war ihm zu Muthe geweſen, als ob er ihm um den Hals fallen müßte. Alle Jugendſtreiche fielen ihm ein, aber zu-

gleich, ob Konrad nicht auch hier auf dem Kriegszuge von den Kronenwächtern bewacht ſein möchte. Bald ſah er auch eine jener ihm verhaßten Geſtalten, einen Reiſigen, der nach Konrad fragte, und ſchlich ſich unter einem Vorwande fort.

Auf der Straße faßte ihn ein andres Geſpenſt am Rocke, es war Fauſt. „Wo ſteckſt Du Vielfraß?“ ſagte der Doktor. „Läßt Du Dich wieder hier ſehen, alter Schwamm,“ antwortete Anton, „Du meinſt weil Berthold fort iſt, gäbe es hier keine Aufſicht mehr gegen ſolche Landſtreicher.“ — „Du überreifer Junggeſelle,“ ſchrie Fauſt, „was weißt Du, wie es in der Welt hergeht, der Bürgermeiſter, den ich dem Berthold zum Ärger eingeſetzt habe, iſt ein Weinhändler, der ohne mich nicht leben kann. Haſt Du denn ſchon Dein zartes Brüderlein geſehen, den Konrad, den Halunken, Ihr könnt nicht von einem Vater ſein.“ — „Von mir darfſt Du ſchlecht ſprechen,“ antwortete Anton finſter, „aber nicht von Bruder und Vater; was weißt denn Du davon, daß es mein Bruder iſt?“ — „Mehr als Du weißt,“ antwortete Fauſt, „war er es nicht, der Dich beredete, der Kronenburg zu entfliehen, Du wärſt verloren.“ — „Freilich,“ ſagte Anton, „er hat mir das Leben gerettet.“ — „Es iſt nicht wahr,“ ſchrie Fauſt, „er hat Dich um die Krone betrogen, er war Dir zur Hülfe nachgeſendet von den Wächtern, aber

er verſteckte ſich aus Furcht; er beredete Dich, zu fliehen und nahm Dir das Schwert Maximilian's ab, und brachte es heim als Siegeszeichen, das er noch erbeutet habe, nachdem Du Dich zwingen laſſen, dem Kaiſer den Weg zu zeigen. Und ſo ward er als Erſtgeborner von Euch beiden durch die Entſcheidung dieſer kühnen That anerkannt, er aber hofft, daß Du inzwiſchen längſt in Hunger und Peſt untergegangen biſt.“ — „Du lügſt, Du Teufelsbanner,“ ſchrie Anton noch lauter und hieb mit dem Stiel der Weinbergshacke auf dem fetten Rücken Fauſt's weidlich herum. — „Das koſtet Dir Dein Leben,“ brummte Fauſt mit Zähneknirſchen, „denn wem dankſt Du Deine Geſundheit, als mir, Du biſt mir Dein gemäßigtes ruhiges Blut ſchuldig.“ Anton achtete nicht darauf, ſondern ging zornig davon, indem er noch immer in die Luft hieb. Die Bürger, die bei dem Streite herzugelaufen waren, winkten Anton Beifall und ließen ihn ruhig gehen, der Teufelsbanner war allen verhaßt, aber die meiſten ſcheuten ſich, ihm zu mißfallen, weil ſie ſeine Kunſt brauchten und ſeine Zauberei fürchteten.

Anton blieb jetzt vierzehn Tage auf den Weinbergen, denn er ſcheute den neuen Bürgermeiſter wegen des Vorfalls mit Fauſt. An einem Sonntag ſchlich er zu Sabina, dieſe aber ſtellte ſich erzürnt, weil er ſie ſo lange vergeſſen, ſo möchte er nun auch

wegbleiben. Er ſagte ihr vergebens ſeinen Grund, ſie blieb ganz kalt und er ſchied von ihr, um zur Schweſter zu gehen. Sabina wußte, daß dieſe ausgegangen ſei, alſo lachte ſie ihm nach und meinte, er werde bald wieder kommen, denn daß er mit Frau Anna eine Liebſchaft habe, glaubte ſie eigentlich ſelbſt nicht. Aber Anton kam nicht wieder, ſie ſah ſich die Augen faſt blind. Anton war in Verena's Zimmer gegangen und hatte ſich zu einer vollen Schüſſel geſetzt, als Anna eintrat, ihn verwundert anblickte und fragte, wie ihm das Mittageſſen geſchmeckt habe, das für ſie da aufbewahrt ſtehe. Anton gerieth in große Verlegenheit und erbot ſich, was es koſte, abzuarbeiten. „Ich nehme Euch beim Wort,“ ſagte Anna, „aber nicht heute, ſondern erſt in acht Tagen ſollt Ihr an die Arbeit gehen, wenn wir die Taufe feiern. Ich kann das Bild am Giebel nicht leiden, das Ihr am Hochzeittage gemalt habt, mag es aber nicht vor den Leuten ändern laſſen, weil die gute ſelige Frau Hildegard dies Bild als ein Gelübde hat malen laſſen. Ein großes Blumenbrett habe ich jetzt vor dem Fenſter auf vielen eiſernen Stützen errichtet, um Pomeranzenbäume da zu ſetzen, das trägt viele Menſchen, und meine Verena iſt alle Abende darauf beſchäftigt, die Windeln zum Trocknen aufzuhängen. An dem Abend iſt voller Mond, Ihr könnt zum Malen genug ſehen und nehmt einen Weibermantel von mir

um, daß, wenn Euch einer zufällig ſieht, Ihr für eins meiner Mägde gehalten werdet. Farben ſtehen noch bereit beim großen Brunnenbilde, weil Meiſter Sixt das neue Marmorhaus und die Kapelle einträgt, die inzwiſchen fertig geworden. Malt die heilige Mutter und ihr Kind, wie Ihr wollt, nur malt beide, beſonders aber das Kind anders, als es jetzt erſcheint, ich kann es nicht leiden. Zum Lohn für das Unternehmen, das Ihr Niemandem verrathen dürft, zahle ich Euch mehr, als Ihr zu einer Reiſe nach Nürnberg und zu einem jährigen Aufenthalt bei Dürer braucht." Anton hörte dem allen, was Anna nur nach längerer Überlegung und nach manchem Kampfe ſo deutlich herſagen konnte, mit offenem Munde, wie einer himmliſchen Botſchaft zu. Die Sehnſucht nach der Malerei hatte ihn erſt ergriffen, ſeit er in den Weinbergen hackte, er verglich die elende Wirkung dieſer Thätigkeit (höchſtens ein Paar Maaß Wein mehr, die Fauſt in einer Stunde hinunterſtürzte), mit der eines Bildes, das von Tauſenden bewundert, ein Paar Jahrhunderte beſteht und neue Schöpfungen anregt, er hatte oft im Zorn darüber die Erde übermäßig zerhackt. Er nahm dankbar die Hand Annens, ſprach ſeine Verehrung gegen Dürer aus, deſſen Ritter zwiſchen Tod und Teufel er auf einem Schloſſe geſehen hatte, — aber da hielt er inne und ſprach: „Wird mir's auch gelingen, etwas

Beſſeres am Giebel zu malen, denn ich könnte gar nichts andres ſeit jener guten Stunde, in welcher mir dies Bild gelang, aufzeichnen, als dieſe beiden Geſichter, die Euch ſo verhaßt ſind und die ich über alles verehre!" — Frau Anna machte ihm Muth und er glaubte daran. Sie verbot ihm, mit Verena über dieſe Angelegenheit zu reden, ſie wolle ſie an dem Abend bei den Schenktiſchen beſchäftigen, er ſolle ſich durch den Brunnen einſchleichen, wenn es dunkel geworden. Sie brach hier ab und ging in ihr Zimmer, denn ſie hörte Verena auf der Treppe.

Dieſe that, als ob ſie Anton nicht ſähe, brachte die Milch in das Zimmer ihrer Frau, kam dann zurück und ſagte: „Warſt Du allein?" — „Freilich!" antwortete Anton. — „Es iſt unmöglich," rief Verena, „denn den herrlichen Braten haſt Du kaum angerührt und kalt werden laſſen." — Anton leugnete, ſo gut ſein ehrlich Geſicht leugnen konnte. Verena ſagte, daß die Schweſter vom Brunnen her die Treppe hinaufgeſchlichen ſei und behauptet habe, Frau Anna flüſtere heimlich mit Anton und ſie würden beide von ihr betrogen. Sie habe ihr noch erzählt, am Morgen ſei ein großer Streit zwiſchen Mutter und Tochter über den Namen Anno vorgefallen, den Berthold verordnet habe, weil er dem Namen Anton ſo ähnlich klinge, daß die Leute darüber ſpotten würden. Anna habe ſo heftig darüber gezürnt, daß

Apollonia geſchworen, ſie wolle das Haus nicht mehr betreten, ſie hätte ſonſt nur Schande von ihrer Aufſicht, das wolle ſie an Berthold ſchreiben und ihm alles anheim ſtellen. Anton verſtand wenig, was das alles bedeuten ſolle. Weil er ſich bewußt war, an allen den Gerüchten und Scherzreden unſchuldig zu ſein, ſo machte es ihm viel Vergnügen, was ſich die Leute für Grillen in den Kopf ſetzten, er fand ſich ſogar ein wenig geſchmeichelt, daß die ſchöne Anna ſeinetwegen in den Verdacht eines Liebeshandels gekommen. Er verlachte den Zorn von Verena, ging fort und grüßte Sabina nicht einmal im Vorübergehen.

Zum Schmauſe bei der Taufe war die Bürgerſchaft eingeladen, auch manche Bekannte aus der Gegend verſprachen zu kommen, doch Kugler bedauerte, daß er durch die bevorſtehende Entbindung ſeiner Frau abgehalten ſei. Frau Apollonia beſorgte alles Nöthige zu dem Feſte in ihrem Hauſe, aber ſie hielt ihr Gelübde, das Haus ihrer Tochter bis zu Berthold's Rückkehr nicht zu betreten. Anna ſah darin nur ihre Liebe zu Berthold und ihren Ärger gegen ſie, und da die Vorwürfe der Mutter aus ſo verhaßtem Grunde entſtanden, ſo hielt ſie es für eine verdächtige Nachgiebigkeit, wenn ſie den erſten Schritt zur Verſöhnung thäte; wäre Anton erſt fort, ſo meinte ſie, dann fiele aller Verdacht. Sie ſuchte ſich zu zerſtreuen,

indem ſie Konrad und die Ritter, die er einführte, öfter in ihrem Hauſe ſah, und das zerſtörte ihren guten Ruf bei der Bürgerſchaft. Es mieden nämlich in gemeinſamer Verabredung alle ordentliche Frauen der Stadt den Umgang dieſer verhaßten koſtbaren Gäſte. Frau Anna, die als eine Fremde mit keiner Frau in recht vertrauten Umgang getreten, war auch von denen, die ſie ſonſt zuweilen bei ſich geſehen, durch Berthold's Verfeindung mit der Bürgerſchaft getrennt, ſie ahnete nichts von einem ſolchen Entſchluſſe und ſah die Fremden gern, blos darum, weil ſie fremd waren und etwas Neues erzählten. Die Bürger dachten ſich bei dem Umgange Annens theils geheime Abſichten, theils Liebſchaften, und ſelbſt die Einladung zum Schmauſe bei der Taufe ſchien vielen ſo verdächtig, daß ſie am Sonntage Morgens, wo er gehalten werden ſollte, noch eine Bürgerverſammlung in einer der größten Trinkſtuben anordneten. Es waren ein Paar fremde Reiſigen erſtochen gefunden worden, ein Paar waren wirklich im Rathskeller von den Bürgern gar übel in einer Schlägerei zugerichtet und die Bürger fürchteten, daß ſich die Fremden für alles auf einmal rächen möchten, wo es die Leute am wenigſten ahneten. Sie hörten insbeſondere vom Grafen Konrad viele Tücken, die er in der Gegend durch ſeine Leute hatte ausüben laſſen, und meinten, daß er Weiblingen nur ſchone, um es auf einmal

recht gründlich auszuplündern, wenn er es erſt gründlich kennen gelernt habe; ſie wußten nicht, wie hoch Weiblingen in der Gunſt der Kronenwächter ſtehe, wie viel ſtürmiſcher er ſeiner Liebſchaft zu Annen nachgetrachtet, wenn ihn nicht ein ſtrenges Verbot in den Schranken der Zucht gehalten hätte. Haring, der Kunſtpfeifer, zur Schuſterzunft eingeſchrieben, erzählte, daß es Blut geregnet habe auf das Kleid ſeiner Frau, das bedeute großen Kampf, ſie wären alle verloren, wenn ſie Einen der Ihren in Stich ließen. Daß er noch immer Grünewald's Zorn für ſeine Haut fürchte, das verſchwieg er, weil er ihn wohl verſchuldet hatte am Hochzeitfeſte, er that vielmehr, als ob er ſich für das Ganze aufopfere, obgleich er ſo viel Vortheil vom öfteren Tanz bei den Fremden erntete; er ſchwor, zur Sicherheit ſeiner Mitbürger, einen guten Degen in ſeine Poſaune zu ſtecken und ſo ſolle ſich jeder heimlich bewaffnet einfinden, dann könnte ihre Überzahl ſiegen. Der neue Bürgermeiſter hatte ſich aus Vorſicht krank melden laſſen, weil er aus den trunkenen Worten des Doktor Fauſt auf großem Gereit ſchloß, der ſich am Abend ereignen könnte, aber er wirkte in der Verſammlung durch einen ſeiner Schwäger, welcher Jackel, oder der dürre Jäger genannt wurde. Dieſer regte die Galle der Bürger, indem er ihnen ein Schimpflied in baieriſcher Mundart, wie es ihm die baieriſchen Reiſigen,

wenn er auf die Jagd gehe, vorgeſungen, mit grimmigem Geſichte nachſang, es berichtete von neun Schwaben, die gegen einen Haſen zu Felde gezogen und davon gelaufen ſind. Haring ſchrie wie ſeine Baßpoſaune, er wollte den Baiern ſchon zeigen, daß ſie ſich in Schwaben auf die Haſenjagd verſtänden. Den Schlußſtein dieſes ſchwankenden Gewölbes öffentlicher Ruhe und Geſetzlichkeit nahm der Thürmer vom Augsburger Thore (wo Berthold auferzogen), indem er berichtete, daß am Morgen der Graf Konrad mit einigen Reiſigen ſich da umgeſehen und die geputzten Bürgerfrauen und Bäuerinnen, die aus- und eingezogen, mit dem Blut einiger Tauben und Krähen, die ſie geſchoſſen, beſpritzt habe, daß dadurch bei dem trüben ſchwülen Himmel das Gerede entſtanden, es habe Blut geregnet. — „Die Gotteslaͤſterer," rief Haring, „das neue Kleid meiner Frau ſo zu verderben; Blut ſoll es regnen, aber ihr Blut!"

So endete die Verſammlung nach der Meſſe, es wurde dabei wacker gezecht, daß mancher nicht das Gebot des Schweigens vernahm, das ſich auch auf alle erſtreckte, die mit Berthold in Verbindung ſtanden. Haring ſelbſt konnte gegen Frau und Kind die Heldenthaten nicht verhehlen, die er beabſichtige, wenn ihm einer in den Weg träte. Sein Söhnchen prahlte mit dieſen Heldenthaten gegen den Reiſigen, der dort in Wohnung lag. Der Reiſige lief zu ſeinen

Ka-

Kameraden, ihnen zu erzählen, daß bei dem Feſte etwas gegen ſie unter den Bürgern im Werke ſei. Sie beredeten ſich, wie ſie einander nahe ſein wollten und wie ſie ſich gegen die Menge ſtellen wollten, um im Falle ihre Feinde überlegen wären, des Auszugs ſicher zu ſein. Bei ihnen galt Konrad für ein leichtſinniges Grafenſöhnchen, das eine Liebſchaft mit Frau Anna habe und alles ausſchwatzen könne, ihm blieb alles verſchwiegen. So erfuhr Anna von keiner Seite etwas von den Beſorgniſſen, denn alle, die zu ihrem Hauſe gehörten, waren ſeit Berthold's Abfall von Herzog Ulrich nicht mehr in den Zünften erſchienen, um Vorwürfe gegen Berthold nicht anhören zu müſſen.

Grünewald und Anton ſaßen den Morgen einſam in ganz verſchiedner Quälerei und Betrachtung. Anton hatte den alten Anno angekleidet, der ſich zur Taufe im reinlichen Wamms zeigen wollte, dann hatte ſich der Alte zu ſeinem Gebetbuche hingeſetzt und Anton zu ſeinem Zeichnenbuche. Anton hatte lange gebetet, daß eine heilige Mutter mit dem Kinde ſeiner Seele ſich darſtelle, die vollkommener und reiner das Weſen derſelben zeige, als jene, die er am Hausgiebel gemalt hatte. Aber immer deutlicher ſchwebte ihm dieſelbe Geſtalt vor. Schon gab er ſich verloren, weil er das Bild nur verderben könne, wenn er es ändern wollte, und wollte ſich gar nicht

die Mühe geben, es aufzuzeichnen. Aber endlich riß er doch ſo in Gedanken, um die Hand zu beſchäftigen, das Bild auf, wie es ihm vorſchwebte. Die Arbeit unterhielt ihn in emſiger Thätigkeit und erſt wie es fertig war, erkannte er zu ſeinem Erſtaunen, es ſei daſſelbe und doch ganz anders wie jenes, das er auf den Giebel gemalt habe. Es war ſo viel feſter, reiner, erdenfreier, als jenes, daß ein gemeines Auge den Urſprung aus jenem überſehen hätte, die Ähnlichkeit war nur noch ihm kenntlich. Seine Seligkeit hatte keine Grenzen, aber je freudiger und reiner er zu dem erhabnen Abbilde, das ſich ihm dem unwürdigen Arbeiter geſchenkt, betete, deſto unruhiger füllte ihn Annens Bild mit Wünſchen, die er nie gefühlt, mit einer Sehnſucht, der er ſich gern entzogen hätte. Ihm ſchauderte vor dem ſeltſamen Abende, der ſeiner wartete! Die harte Arbeit, die er in der Zeit ertragen, machte ihm den Müßiggang des Sonntags gefährlich, ruht die Mühle, ſo füllt ſich der Mühlteich, und tritt über die grüne Wieſe, die er bisher nährte.

Grünewald ſaß in der neu erbauten Kapelle, da wo Berthold die Nachricht erlauſchte, daß ihm ein Kind geboren werde und wollte ein Freudenlied auf die Taufe dichten, wie er deren unzählige auf alle Kinder für Geld gemacht. Aber kein Reim wollte ſich zu allen unzähligen freudigen Anfängen

finden laſſen, die er hinausſtieß. Dieſe Seltſamkeit rief ihm die Geſchicke des Hauſes zurück, er gedachte des Bergmanns, er ſah um ſich und fand eine wunderherrliche reife Frühbirne unter den Blumen des Graſes. Dieſe nahm er auf und zeigte ſie dem Kinde, das von Annen in den Garten getragen wurde und ſprach dazu in Reimen:

Nimm auf die abgefallne Frucht,
Es iſt die ſüßeſte von allen,
Es hat ſie keine Hand verſucht,
Weil über ihr die Blumen wallen;
Ich aber ſah nach allen Zeichen
In dieſes Tages Müßiggang,
Und konnt ihr nicht vorüber ſtreichen,
Mich hielt ihr Duft mit ſüßem Zwang.
Sieh an des Fußtritts Einſamkeit,
Der hier zu der Kapelle lenket,
Du warſt mit Dir in ſtillem Streit,
Als ich ein Zeichen Dir geſchenket,
So führt ein Zeichen zu dem andern
In meines Glückes Müßiggang,
Wir wollen jetzt nicht weiter wandern,
Es füllt mein Herz ein naher Klang.
Glück auf, ſo klingt es aus dem Grund,
Als wenn ein Bergmann ihn durchdrungen,
Es grüßt dies Kind ſein frommer Mund,
Weil er nach ihm ſo kühn gerungen.
Im harten Fels fand er die Quelle,
Zu einer Taufe Freudenbund,
Jetzt ſtrahlet ſie zur Sonnenhelle,
Doch dringt kein Strahl zum ſchwarzen Grund.

Grünewald erſchrak einen Augenblick, als er den letzten Reim geſprochen, das Wort hatte ſich ihm im Munde umgedreht, er ſuchte ſeine Verlegenheit in eine andre zu ſtürzen, er unterhielt einmal wieder Annen mit ſeiner Liebe. Anna war wohl nicht ſo heiter geſtimmt, wie ſonſt, wenn ſie über ſeine Leidenſchaft ſcherzte, ſie ſagte ihm mit Empfindlichkeit, daß er in einem Alter ſei, dem dergleichen Verwirrungen nicht mehr wohl ſtänden, und in einer Zeit lebe, die mit ernſteren Dingen beſchäftigt wäre. Grünewald hatte nie eine Ahnung gehabt, daß er ſo ernſthaft genommen werden könnte, er flehte um Rath bei der zürnenden Anna, was er thun ſolle, um ihr wieder zu gefallen und daß ſie ihm nicht mehr zürne, aber ſie ſagte ihm, von der Sonne und dem unruhigen Kinde geplagt, ein kurzes Gott befohlen, und ging in ihr Haus. „Wäre ich nur Anton!“ rief er ihr in ſeinem Zorne nach, es ärgerte ihn, daß er einſt von Anton ein Bett angenommen habe.

Die Kapelle am Brunnen wurde zur Taufe geſchmückt und das vertrieb den ärgerlichen Grünewald, weil er nun nicht mehr mit ſich reden und zanken konnte. Er ſetzte ſich in einen Winkel des Brunnenhauſes, um ſeinem Verdruſſe recht nachzudenken und ihn ganz auf's Reine zu bringen. Es erſchien ihm wie ein Befehl von Frau Annen, daß

keiner, der da Waſſer holte am Brunnen nach ihm frage, ihn zum Feſte einlade, ja daß manche ſogar ſeinem Anſprechen nur kurze Antwort gaben. Er gedachte nicht der Eile, die das ganze Haus zur Bedienung der Gäſte mit einem Vesperbrode beſchäftigte. Seine traurigen eingebildeten Geſchicke, daß er hungre und niemand ihn zum Vesperbrode lade, ſchnürten ihm die Kehle zu, er rang die Hände und weinte, daß wieder ein Menſch zu gleichem traurigen Geſchicke in die Welt geſetzt und getauft werde. Der Gram öffnete ſich endlich eine Ader in der Zunge und es ſtrömte eine trauervolle Wahrſagung über das Kind, das jetzt vom frommen Anno in feierlichem Zuge der Bürgerſchaar, vorbeigetragen wurde.

Auf Menſchen ſollſt Du nicht vertrauen,
Sie kennen nur die eigne Noth,
Es überkommt ſie leicht ein Grauen
Und Du lebſt einſam in dem Tod.

Vertrau dem Wort in Deiner Seele,
Das Dir nicht eigen, Du biſt ſein,
Es dringt aus freudenſel'ger Kehle,
Es klingt in Deinem Jammerſchrein.

Die Glocke wird umſonſt geſchwungen,
Trifft ſie kein harter Hammerſchlag,
So wird das Wort von Dir errungen,
Du bebſt dem Klange lange nach.

Der Kindheit Schrein und Freudenlallen,
Hat manchen ernſten Mann belehrt,
Das Wahre muß uns erſt gefallen,
Das jeden in ſich ſelbſt bekehrt.

Des Paradieſes Frucht bewahre,
Der Apfel reift zur Weihnachtszeit,
Und Du wirſt ſelbſt das ewig Wahre,
Suchſt Du des Schönen Seligkeit.

Neunte Geſchichte.

Der Kampf am Brunnen.

Frau Apollonia, ihrem Schwure treu, das Haus der Tochter nicht zu betreten, ging von der heiligen Taufhandlung, der ſie als Zeugin beigewohnt hatte, ſogleich am Brunnen vorbei nach ihrem Hauſe zurück. Sie ſah Grünewald im Winkel ſitzen und meinte, er ſei dort eingeſchlafen und vergeſſen worden. Sie trat zu ihm und ſagte: „Wacht auf, geht zum Schmauſe, wenn ihr gleich die heilige Taufe verſchlafen habt.“ — „Ich ſchlief nicht,“ antwortete er, „aber ich wollte, daß ich ich geſchlafen hätte, da hätte ich nicht geſehen, was ich nicht ſehen ſollte.“ — „Was ſahet Ihr denn wieder,“ fragte Apollonia beſtürzt. — „Ich ſage nichts,“ antwortete er, „ich habe hier ſehr ernſt nachgedacht über alle Ereigniſſe meines Lebens, ich bin ein ganz andrer Menſch geworden, ich will ſchweigen, wie ein Karthäuſer, das ewige Reden, Horchen und Wiedererzählen, was ich nicht laſſen kann, rührt all den Schlamm in dem blumig bewachſenen Behälter des menſchlichen Herzens auf; hier ging einer vorüber, der mich auch für ſchlafend hielt. Habt Ihr

keinen bei der Taufe unter den Bürgern vermißt?" — Apollonia fragte kleinlaut: „Anton?" — Grünewald nickte, aber er ſagte kein Wort, denn er bemerkte Sabinen, die an der Thür ihnen zuhorchte. — Apollonia ging mit Achſelzucken fort, aber Sabina trat jetzt zu ihm, erzählte ihm ganz offen, daß ſie eine Neigung zu Anton habe, ihre Schweſter Verena auch und daß ſich Anton gegen ſie zwar nicht zärtlich anſtelle, daß er ihr aber zuſchwöre, er ſei mit ihrer Schweſter auch nicht vertraulicher, das habe ſie ſo hingehalten, weil ſie geglaubt, es werde noch die Zeit kommen, wo ſein Herz gegen ſie erwache. Neulich ſei ſie ihm nachgeſchlichen, als ihre Schweſter ausgegangen, da habe ſie ihn mit Frau Anna in Unterredung gehört und ſie hätten aber leiſe geflüſtert, daß ſie nichts verſtehen können. Bei dieſer ihm zuverläſſigen Entwickelung überlief Grünewald die Galle, er fluchte auf Frau Anna, ſchwor, daß er keine Stunde länger in der Stadt leben, ſondern ſich der Kette entreißen wolle, möge Stadtvoigt werden, wer Luſt habe, mit ſeiner Zitter und ſeinem Mantel ſei er noch immer jung, wenn gleich ſein Scheitel kahl und ſein Haar grau geworden. Sabina ſah ihn verwundert an, wollte ihn halten, meinte, es ſei nicht ſein Ernſt, aber er lief ihn zur Warnung mit Abſchen aus dem Hauſe, aus der Stadt, wie die Sturmvögel den Schiffern dadurch zur Warnung dienen, daß ſie

ſich ſelbſt in Sicherheit bringen und die Küſte zu erreichen ſuchen.

Obgleich Frau Anna bei der durch die Kriegsgeſchicke ſo lange verſpäteten Taufe ſelbſt hätte gegenwärtig ſein und den Schmaus durch ihre Gegenwart beleben können, ſo war doch das Erſte gegen die Sitte und das Letzte bei der Abweſenheit ihres Mannes unſchicklich. Sie hatte Grünewald gebeten, die Stelle des Wirths als Stadtvoigt zu übernehmen, aber ſie ſah ihn nicht wieder ſeit dem Morgen, wo ſie ſich mit ihm geſtritten hatte. Sie war daher verwundert, als ſie vernahm, er ſei nicht beim Mahle erſchienen und die Stelle des Wirthes ſei noch unbeſetzt. Sie erhielt dieſe Nachricht in unbequemer Überraſchung durch Verena, die ſie an dem Schenktiſch gebannt glaubte, nachdem ſie ſchon Anton in ihre Zimmer und zwar zuerſt in das geführt hatte, wo Meiſter Sixt an dem großen Familienbilde gemalt hatte, um ſich die Farben vor der Dunkelheit zu bereiten. Gleich ſchickte ſie das Mädchen mit der Bitte zur Mutter, daß ſie dieſe Stelle übernehmen möchte. Dieſe ſchlug es ihr rund ab, noch tiefer gekränkt durch das, was ihr Grünewald vertraut hatte. Die Gegenwart der Mutter hätte vielleicht dem Unglück vorgebeugt. Anna ſagte verdrießlich zu Verena, ſie ſolle zurückeilen, den Ehrenplatz des Wirths möge einnehmen, wer da wolle. Kein Bürger hielt ſich bei der Abweſenheit

des Bürgermeiſters zu dieſer Ehre beſtimmt, ſo kam's, daß ſich Graf Konrad dahin ſetzte und Fauſt, den er auf einmal vertraulich kennen und zu ehren ſchien, die Oberſtelle neben ſich einräumte, was manche Bürger ſo kränkte, daß ſie augenblicklich das Feſt verließen. Den andern verſenkte der gute alte Wein aus Berthold's Keller allen Ärger, Sorge und Vorſicht, viele Geſundheiten wurden von Konrad auf's Wohl der Stadt ausgebracht. Auch der Tanz wurde nach Aufhebung der Tiſche mit freudig taumelnden Herzen von der Jugend, unter Konrad's Anführung ausgeführt, während Fauſt mit Kunſtſtücken, die faſt wie Hexerei ausſahen, die älteren Leute und die Kinder um ſeinen Tiſch ſammelte. Er fragte nach manchem, endlich auch nach Anton, aber keiner hatte ihn geſehen. Doch Sabina trat zu ihm und ſagte ihm etwas in's Ohr. Gleich warf er ſein Kartenſpiel fort, ſprang vom Tiſche auf und redete mit Konrad leiſe.

Unterdeſſen war Anton ſehr fleißig geweſen. – Als der Aufgang des Vollmonds nahe ſchien, glaubte es Anna die rechte Zeit, Anton in ihr Schlafzimmer zu rufen. Sie löſchte das Licht, als ob ſie zu Bette gegangen und rief ihn nicht ohne Zagen hinein. Anton wurde von ihr aus einer Träumerei erweckt, deren Gegenſtand ſie war. Dieſe Vertraulichkeiten waren ihm gefährlich, die Heimlichkeit erregte ſein Blut, daß er fürchtete, nicht ſicher und ordentlich malen zu

kön=

können. Er trat ein mit den Farben und legte alles auf das Fenſterbrett, aber da es noch nicht hell vom Mondſchein; ſo ſetzte er ſich zu Anna in die Nähe des Fenſters, wo ſie den Aufgang des Mondes beachten konnten. Sie ſprachen gleichgültige Dinge, aber doch fühlte er ein Niegefühltes, über das er nie Herr werden konnte, in ſich jung werden, alle Seligkeit, welche ein jugendlich träumendes Herz in der Liebe ahnet. Wie ein Mäuslein, das einen reichen Tiſch im Dunkel wittert, ſich aber noch nicht verrathen mag, ſo ſaß er ſtill mit glänzenden Augen und immer rief es in ihm: das iſt meine Nacht, meine Anna, mein Haus, mein Kind! Auch Anna fühlte ein Wohlwollen gegen ihn, daß er ſie aller Sorge entreißen wolle, indem er das Bild ändre und nach Nürnberg ziehe, und ſprach zu ihm: „Lieber Anton, hier iſt Reiſegeld nach Nürnberg!“ — „Es iſt noch nicht verdient,“ erwiederte Anton, „Ihr ſeid ſo gut, jetzt thut es mir erſt leid, daß ich wandern ſoll, aber ich will Eurer Unterſtützung Ehre machen bei Dürer; ich komme wieder als ein berühmter Meiſter, oder nimmermehr.“ — Nimmermehr, dachte Anna, aber ſie ſagte es nicht, um ihn nicht zu kränken. „Die Zeit wird auch kommen,“ ſagte ſie. Er hatte ſich vor ihr auf ein Knie niedergelaſſen und ihren Fuß geküßt, ſie drückte mit dem Fuß ganz leiſe ſeine Hand, die er ihm als Teppich untergelegt hatte. Die Blüthen

der Orangen wehten jetzt in's offene Fenſter und Anna ſagte: „Steht auf Anton, der erſte Rand des Monds ſteigt über die Häuſer, wie ein umgeſtürztes Glutſchiff, er ruft zur Arbeit, daß er nicht untergeht, ehe Ihr fertig ſeid. Sie wollte ihm die Hand reichen, um ihm aufzuhelfen, aber, nach dem Monde ſchauend, verfehlte ſie die Hand und fuhr über den ſchönen Umriß ſeines Geſichts, daß er ſich lebendig in ihr geſtaltete, ſie hätte ihn in Thon darſtellen können, wenn ſie die Bildnerei damals ſchon getrieben hätte. „Nun weiß ich, wie es den Blinden geht," ſagte ſie verlegen, „und wie ſie die Leute kennen!" — Und er entgegnete: „Und ich weiß nun, wie einem Menſchen zu Muthe, der ſehen lernt, denn mit Eurer Hand kamen mir die erſten Strahlen in's Auge und nun ſehe ich ſchon Euer Antlitz im Mondenſchein." Er erhob ſich und ſehnte ſich zu ihrem Munde, denn ſeine Hände waren von der Arbeit gehärtet und er fürchtete mit einem Druck derſelben ſie zu verletzen, ſo ſchwankte er nach ihrem Munde und wieder zurück, und er konnte ſie nicht erreichen, denn ſchon ſtand der reine Mond über der Erde und die Wolkenengel verbargen ſcheu im Kreiſe umher ihre Angeſichter unter farbigen Flügeln. „Der Mond iſt rund und voll," ſagte Anna, „er ſchaut durch's Fenſter, wie Ihr damals an meinem Hochzeitsmorgen, der Markt iſt leer, drüben iſt alles beim Tanze eifrig verſammelt, eilt Euch liebt Anton;

hier iſt der Mantel der Verena, hängt ihn um, dieſe Tücher über die Leine, ſo kann Euch Niemand ſehen, viel weniger erkennen." — Anton folgte ihrem Befehl ohne Anſtand, und wie er ſo verkleidet hinaustrat, ſtand nicht Anna, ſondern das heilige Bild vor ſeinen Augen, das ihn am Morgen mit ſeinem Umriß beglückt hatte. Die Beleuchtung war hinlänglich, er hätte ohne Licht ſehen können, ſo war ſeine Stimmung. Kein Pinſelſtrich mißlang, die kräftige Farbe überdeckte bald die ſchwächere ſeines erſten Bildes, das in ſeinem Umriß ſehr leiſe und ſogar unbeſtimmt gehalten war.

Kaum zwei Stunden angeſtrengter und doch nicht gefühlter Thätigkeit bedurfte es, um beide Geſichter dem Höheren zu nähern, was ſeiner Seele vorſchwebte, aber ohne zu zerſtören, hätte er jetzt in den naſſen Farben nicht weiter ausführen können. „Für dieſe Höhe wird es gut genug ausgeführt ſein," ſagte er zu Annen niederblickend, die ungeduldig der Beendigung harrte. „Es iſt gewiß recht gut und beendigt," ſagte ſie und reichte ihm den Arm, daß er ſicher von dem Blumenbrett auf den Stuhl und von da zur Erde kam. „Euer Geld iſt wohl verdient, denke ich," ſagte ſie ihm dann, indem ſie ihm einen Geldbeutel in ſeine Taſche ſteckte; „Ihr habt ſo eifrig gemalt, es wird gewiß ein tüchtiger Maler aus Euch, ich habe Euch ſo in aller Stille beobachtet." — „Darf ich denn

keinen Augenblick zum Abſchiede in Eurer Nähe ver= weilen," antwortete er traurig, „wer weiß, ob wir uns je wiederſehen, Krieg und Peſt wüthen in der Welt." — „Hier dürft Ihr nicht weilen," ſagte Anna, „aber ich will Euch noch auf einige Schritte bis zur Hausthüre das Geleite geben, damit Ihr heute mei= nen guten Willen gegen Euch kennen lernt; morgen früh dürft Ihr nicht mehr unſern Thurm ſehen, das gelobt mir, Ihr möchtet ſonſt das Geld vergeuden." — Anton verſprach's und beide gingen leiſe die Treppe des leeren Hauſes hinunter zum Hausthore. — Das Thor war aus Vorſicht vor den Leuten, die alle zum Tanz hinüber nach dem Rathhaus gelaufen, feſt ver= ſchloſſen. Unbekümmert wendeten ſich beide nach dem Garten, gingen in der gekühlten Nachtluft einige Schritte in den Gängen und ſetzten ſich dann am Brunnen. „Rauſchte nicht etwas neben uns?" fragte Anna und wollte ſchon wieder in ihr Haus zurück= kehren. Aber es fiel ihr ein, daß Anton könne er= kannt werden und ſie fuhr fort: „Es iſt gut, daß Ihr vergeſſen habt, den Mantel Verena's abzulegen, hier ſetzt noch meinen Schleier auf, ſo wird Euch keiner erkennen bei der Menge fremder Menſchen, welche der Sonntag und die Taufe in die Stadt ge= führt hat." Eben wollte ſie fortgehen, da hörte der Brunnen zu fließen auf, ſie bemerkte dieſe wunderbare Erſcheinung und ſagte: „Seht, da iſt die Arbeit doch

vergebens geweſen, er hat die Dürre dieſes Monats nicht überſtanden, er iſt eingetrocknet.“ — „Es iſt nur der Überfluß,“ meinte Anton, „der überzufließen aufhört, für Euer Haus iſt er immer noch reichlich gefüllt.“ „Der Überfluß iſt doch ſchön,“ ſagte ſie, „ich wollte nicht, daß es ein Vorzeichen für das Schickſal unſres Hauſes würde.“

So ſprachen ſie noch ihre Gedanken aus über den ſeltſamen Vorfall und keiner dachte an ſich, da hörten ſie die Muſik des Kehraus in dem Hauſe der Mutter und ſahen viele Kerzen. Anna haßte dieſe Tanzweiſe, ſie wollte ſich fortflüchten nach ihrem Hauſe, aber gleichzeitig kam ein andrer Zug mit der verhaßten Muſik durch ihr eignes Haus in den Garten. So waren ſie in dem Brunnenhauſe eingeſchloſſen und mußten hoffen, daß keiner der beiden Züge dahindrängte. Aber wie verabredet zu ihrem Verderben, ſahen ſie jetzt Fauſt mit ſeinem Zuge der zum Schlußtanze geordneten Paare von der Mutterſeite und Graf Konrad mit gleich ſtarkem Zuge vom Hauſe gegen den Brunnen ziehen, bei Fauſt leuchtete Sabina mit einer Fackel voraus, bei Konrad Verena. „Gewiß hat Sabina uns hier geſehen,“ rief Anton, „wie werden ſie Euch alles zum Schaden deuten, lebt wohl, ich verberge mich im Brunnen, ich verſtehe das Untertauchen.“ — Aber Anna hielt den Übereilten an dem Mantel feſt, auch trat ſchon Fauſt mit ſeinem

Zuge, von einer Abtheilung Muſiker begleitet, herein. „Teufel,“ rief Fauſt, „da finde ich endlich eine Tänzerin, waren doch alle andern ſchon gepaart,“ und nahm die Hand Anton's, indem er zu Konrad, der mit ſeinem Zuge von der andern Seite eindrang, unter boshaftem Lachen die Tanzreime des Kehraus ſang: „Und als der Großvater die Großmutter nahm da war der Großvater ein Bräutigam!“ — Konrad ergriff mit gleichem Ungeſtüm Frau Annens Hand, und ſo ging's in dem Drange von beiden Seiten um den Brunnen herum. Fauſt machte mehrere Bewegungen mit Durchſchlingung der Arme um Anton Schleier und Mantel zu entreißen, aber beide waren durch eine zum Knoten gezogene Schleife befeſtigt. „Holde Schönheit,“ ſchrie endlich Fauſt zu Anton, „ich kann nicht mehr leben, wenn ich Dich nicht ſehe.“ — Anton wagte jetzt ſein Letztes, er ſprang zu Konrad, und raunte ihm in's Ohr: „Ich bin Anton, Dein Bruder, rette mich gegen den Zudringlichen!“ — Aber Konrad antwortete laut: „Hört, dies Rieſenmädchen iſt ein Mann, ſeht ihn an, Frau Anna mag viele Männer um ſich leiden, wenn ſie nur einen Schleier tragen.“ Er hatte in dem Augenblicke das Drachenmeſſer aus Frau Annens Gürtel geriſſen, um jenes Band am Schleier, zur Beſchämung Annens, aufzuſchneiden. Fauſt aber ſchlug ſo begeiſtert den Takt des Tanzes umher, daß er

dieſes Meſſer tief in Anton's Arm an eben der Stelle einſchlug, wo er damals die Ader öffnete, um die Transfuſion des Blutes zu bewirken. Ein Blutſtrahl ſprang aus der Ader über den Brunnen nach Frau Annen hin, Mantel und Schleier ſank von der Schulter Anton's, alle erſtarrten und Konrad rief: „Ich bin unſchuldig an dem Blute!“ — Frau Anna ſank erblaßt am Brunnen nieder, ihr letztes Wort war: „Fluch und Rache über Euch!“ Anton ſah und hörte nur ſie und ſein Zorn machte ſich frei. Mit einem Fauſtſchlage traf er Fauſt, daß er an die Seite taumelte, mit dem andern Konrad, der ihn halten wollte. Das Geſchrei der Frauen verkündete gleich außerhalb Mord und Todſchlag, Konrad ſtürzte blutend aus dem Brunnenhauſe.

Die Reiſigen waren gleich beiſammen, ſie ſahen ihres Führers Blut, ſie nahmen ihn in ihre Mitte, zogen ihre Schwerter und machten ſich Luft, um nicht im engen Gartenraume von den Bürgern, die ſie dazu eben vorbereitet und im Werk glaubten, gegen die Mauern gedrängt und erſchlagen zu werden. Haring rief nahe den Reiſigen die Bürger zuſammen, aber ehe er noch ſeinen Degen aus der Poſaune ziehen konnte, ſtürzte ihn ein Reiſiger auf die Poſaune, dieſe ſchob ſich zuſammen und die Spitze des Degens in ſeine Kehle, ſo daß er als der erſte Todte fiel. Die Bürger konnten in Überraſchung erſt allmählig zu

ihren verſteckten Waffen kommen, ſie konnten den Auszug der Reiſigen aus dem Garten und dem Hof auf den Rathhausplatz nicht hindern, wo dieſe ſogleich die Hauptſtraße beſetzten, um zu ihren Pferden zu gelangen und im Nothfall abziehen zu können.

An Haring's Blute erhitzte ſich das Blut aller Bürger. Umſonſt ſuchten verſtändige Frauen und Töchter ihre Männer und Brüder von dem Kampfplatze in ihre Häuſer zu ziehen, weil die Straßen in dieſem Augenblicke noch größtentheils frei waren, während thörigte Frauen aus Haring's Verwandtſchaft ihre Männer zur Rache aufriefen, indem ſie ihnen ſchworen, daß ſie ihnen jeden Schimpf anthun wollten, wenn ſie das von den übermüthigen Reiſigen litten. Der Bürgermeiſter Kranz vermehrte das wilde Geſchrei mit ſeinen Klagen um den Fauſt, den er blutig fortführte, er hatte keine Seele, um auf die Leute in Gutem zu wirken und kein Herz, ſie in den Streit zu führen. Sein Schwager, der dürre Jäger, vereinigte dagegen alle Bürger, die ſich allmählig bewaffnet einfanden, mit dem Geſchrei: „Blut will Blut, wir ſind zehne gegen einen.

So tobte die Menge der Bürger ihm nach auf den Marktplatz, die Reiſigen anzugreifen; während dort das Geſchrei, das Raſſeln der Rüſtungen, das Schlagen der Waffen, das Trotzen und Aufmuntern der Muthigen, mit allem Jammer und Hülferufen der Bedrängten

und

und der Frauen aufloderte, das Getrappel der Pferde, das Bellen der Hunde mit Feuerlärm ſich miſchte, verſank der Garten in eine tiefe Todtenſtille.

Anna erwachte erſt in dieſer Stille, eine niedergefallene Kerze hatte ihr Haar ergriffen, ſie glaubte in Feuer zu ſtehen, aber in dem Augenblicke, wo ſie ſich bewegte, ſank das Haar kniſternd in das Brunnenbecken, neben welchem ſie lag. Das Haar war verloren, wie bei einer Nonne, ihr Leben war gerettet, ſie beſann ſich und ergriff die Kerze, welche am Boden lag und richtete ſich auf. Da erkannte ſie, daß ſie nicht geträumt habe und ſah Anton entſeelt ausgeſtreckt über die Stufen des Brunnens; mit ſeinem Zorne war auch ſeine Kraft um ſo ſchneller durch die geöffnete Ader entſtrömt. Sie ſah ihr Kleid von ſeinem Blute geröthet, es rief in ihr mit einer fremden Stimme, als wäre es Berthold, der es ihr zuriefe: Armer Anton, junges Blut! Und ſie mußte mit Verzweiflung ſich zurufen: Anna, Anna, du trägſt ſein Blut, du trägſt die Schuld ſeines Todes, der Brunnen der Gnade hat aufgehört zu fließen, du kannſt deine Seele nicht rein baden.

Wer möchte ein zweites Erdenleben um die Verzweiflung eines ſo reinen Herzens erkaufen! Guter Berthold, Du warſt betrogen, armer Anton, Dir koſtet's Dein junges Blut! Die Verzweifelung trieb Annen, jedes Mittel zu verſuchen, das ausſtrömende

Blut von Anton's Wunde zu ſtillen, ſie ſchrie umſonſt nach Hülfe, die Raſerei und die Furcht des Kampfes betäubte alle Bewohner der Häuſer. Sie zerriß Schleier und Mantel, um das Blut zu ſtillen, aber es war zu mächtig in ſeinem Andrange. Endlich kniete ſie nieder, als ihre Kraft, ihre Einſicht erſchöpft waren, flehte zu allen Heiligen, denen ſie ſich je empfohlen und heftete ihre Lippen auf die Wunde, ohne zu wiſſen, was ſie that. So ſtill betend, hoffte ſie zu vergehen, und zugleich mit dem, deſſen Tod ſie in falſcher Klugheit verſchuldet, vor dem Richter der Welt zu ſtehen.

Wird ſich die Wunde nicht ſchließen bei dem Gebete, bei dem Drucke ſo ſchöner Lippen! Der Lärmen des Kampfs ſtillt ſich, die Reiſigen drängen ſich fliehend zum Thore hinaus, die Bürger ihnen nach: die Verwundeten ſind heimgetragen, die Todten ſchweigen und die Nacht wird ſtill, daß Anna die Mühlenräder der Rems und die Räder der Thurmuhr in ihrem feſten gleichen Gange zuſammen hören kann mit ihrem heftig ſchlagenden Herzen. Ein Glaube dringt mit dem Glanz der Sterne in ihr Herz, ſie werde vergehen, oder Anton werde mit der Sonne erſtehen, die Augen aufſchlagen, ſie von der Schuld ſeines Todes befreien und ihre Unſchuld bezeugen, wie der glühende Stahl in der Hand angeklagter Frauen ihre Unſchuld im Gottesgerichte beweiſt. Ihrer Unſchuld ſich bewußt,

drückt ſie ihn ſo feſter an ſich, ſchließt die Todeswunde um ſo feſter mit ihren Lippen, ihre Lippen mit ihrem Gebete, ihren Gram mit ihrem Glauben und wird nicht müde dieſes angeſtrengten heilenden Willens. Alle andre Sorge ſchweigt in der einen um Anton's Leben, keine Ahnung ſagt ihr, daß Berthold von derſelben Gewalt, die ihn heilte, entſeelt, auf den Leichenſteinen ſeiner Vorältern ruht, keine Ahnung ruft ſie an die leere Wiege ihres Kindes, das jetzt gebettet in Konrad's Stahlſchilde von hartem Trabe eingewiegt wird. Fauſt hat es entführt und dem Grafen Konrad übergeben, Verena iſt dem Hauſe entflohen, als ſie das Kind nicht gefunden hat, und Apollonia ins Kloſter geflüchtet, dem ſie einſt vorzeitig entriſſen wurde, um dort ihre Tage zu beſchließen.

Welch ein Morgen, der ſolchen Jammer erhellt, aber Anna hofft auf Zeichen und Wunder. Anton wird erwachen, das glaubt ihr Herz, das erfüllt ihre Gedanken, wie die Verheißung des ewigen Lebens die gläubige Seele, daß ſie der irdiſchen Sorge entriſſen, den Himmel mit ihren betenden Lippen zu berühren, mit ihren ausgeſtreckten Armen zu umfaſſen glaubt.

Gedruckt bei Trowitzſch und Sohn.

Digitized by Google

Inhalt.

Einleitung.

Seite

Dichtung und Geſchichte 3

Erſtes Buch.

Erſte Geſchichte. Die Hochzeit auf dem Thurme 17

Zweite Geſchichte. Die Chronik der Stadt. 28

Dritte Geſchichte. Der Pallaſt des Barbaroſſa 37

Vierte Geſchichte. Schatz und Meſſer 52

Fünfte Geſchichte. Der Bau 74

Sechſte Geſchichte. Die hohe Fremde und ihr Ritter 95

Siebente Geſchichte. Der Sturm 128

Zweites Buch.

Erſte Geſchichte. Die wunderbare Heilung 141

Zweite Geſchichte. Die Reiſe nach Augsburg 177

Dritte Geſchichte. Der Becher 201

Vierte Geſchichte. Die Ringe 222

Fünfte Geſchichte. Die Roſe. 250

Sechſte Geſchichte. Der Mahlſchatz 264

Siebente Geſchichte. Der Brunnen 286

Achte Geſchichte. Das Hausmährchen 305

Drittes Buch.

Erſte Geſchichte. Die Hochzeit 349
Zweite Geſchichte. Das Bild am Giebel 366
Dritte Geſchichte. Gute Hoffnung 380
Vierte Geſchichte. Schloß Hohenſtock 395
Fünfte Geſchichte. Traubenleſe 418
Sechſte Geſchichte. Das Todaustreiben 444
Siebente Geſchichte. Die Gräber der Hohenſtaufen 451
Achte Geſchichte. Die Taufe 470
Neunte Geſchichte. Der Kampf am Brunnen 487